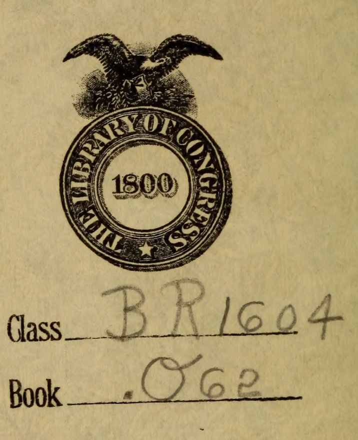
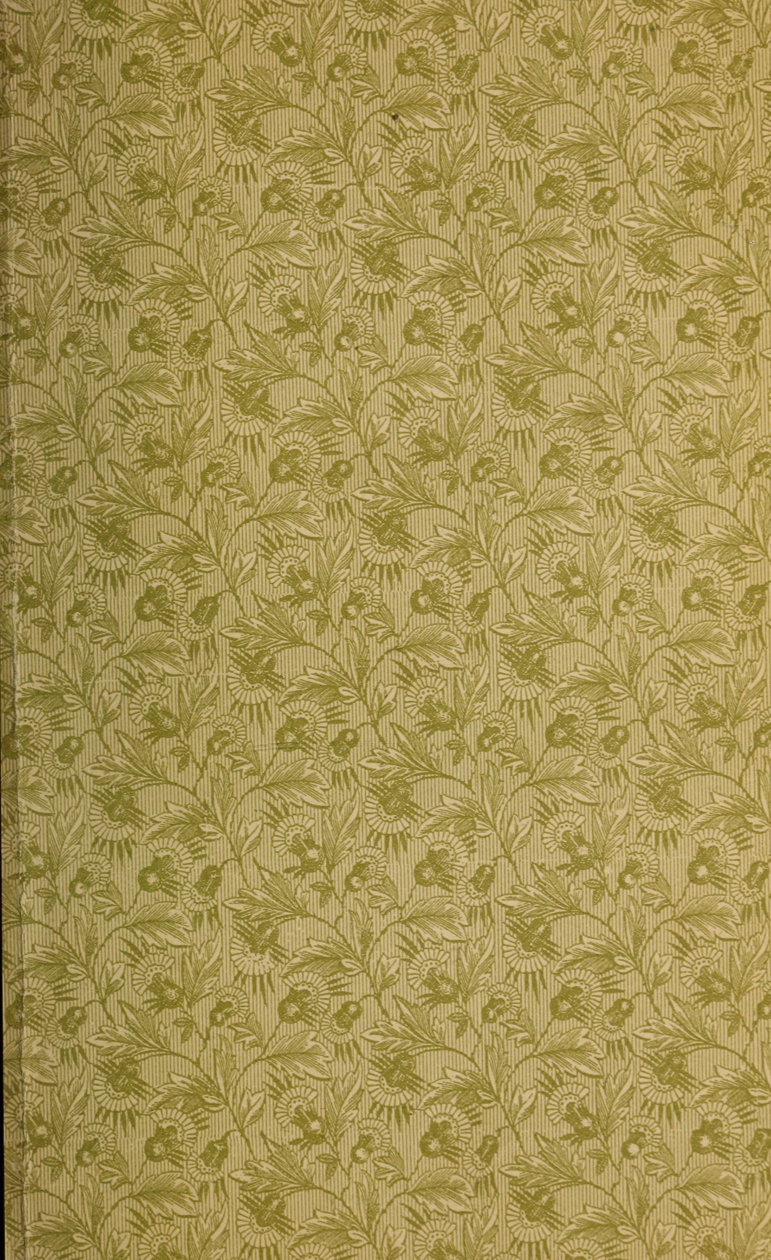



THE LIBRARY OF CONGRESS
1800





Die

Martyrer des Colisseums.

Bilder aus der Geschichte des römischen Amphitheaters.

Von

A. J. O'Reilly,

Apostolischer Missionär bei St. Mary in Kapstadt.

Wir sind ein Schauspiel geworden der Welt,
den Engeln und Menschen. 1. Cor. 4, 9.

Aus dem Englischen.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1873.

Mainz,
Druck von Franz Sausen.

Inhalt.

Vorrede.

Das vorliegende Werk hat bei all seiner Mangelhaftigkeit wenigstens den Vorzug, daß es sozusagen vollständig ein unbebautes Feld bearbeitet. Allerdings sind in Italien verschiedene Werke über das Coliseum erschienen; aber diese behandeln dasselbe als ein Denkmal der Heidenzeit oder vom rein künstlerischen Standpunkte. Mir ist kein einziges zu Gesicht gekommen, welches seiner Bedeutung für die Urgeschichte des Christenthums mehr als ein paar Seiten widmete. Marangoni's »Memorie Sacre e Profane dell' Anfiteatro Flavio,« die bei Weitem trefflichste Arbeit darüber, aus der ich in den folgenden Blättern reichlich geschöpft habe, beschränkt sich im Allgemeinen darauf, einzelne Namen der Martyrer des Coliseums im Anschluß an ihre Acten mitzutheilen. Alle Schriftsteller räumen zwar die Thatsache ein, daß das Blut tausender von Martyrern die Arena des Coliseums heiligte; trotzdem erwähnen sie nur einige der hervorragendsten und gehen leichthin über die übrigen weg, als brauche die heutige Welt kein weiteres Interesse an den heiligsten und erhabensten Erinnerungen der christlichen Vorzeit zu nehmen.

Der hochselige Cardinal Wiseman schreibt in seiner Fabiola: „Wenn ein Christ in unseren Tagen so recht erfahren will, was seine Vorfahren während dreier Jahrhunderte der Verfolgung um ihres Glaubens willen zu bestehen hatten, so darf er sich nicht damit begnügen, die Katakomben zu besuchen — wohin wir ihn ja zu führen versucht haben — um zu sehen, was für ein Leben sie führten; wir müssen ihm auch rathen, jene unvergänglichen Berichte, die Acten der Martyrer, durchzulesen, auf daß er sehe, wie sie sterben mußten. Wir kennen nichts in der ganzen Literatur, was so rührend, so ergreifend, so trostvoll und zugleich so geeignet wäre, den Glauben und die Hoffnung zu stärken, als — nächst dem inspirirten Worte Gottes — diese ehrwürdigen Documente. Wenn aber der geneigte Leser keine Muße hat, viel über diesen Gegenstand zu lesen, so möge er allenfalls eines dieser Documente ansehen: die echten Acten der hl. Perpetua und Felicitas. Allerdings wird sie der Gelehrte in ihrem einfachen afrikanischen Latein mit dem größten Genusse lesen; hoffentlich aber werden wir bald eine gute Uebersetzung dieser sowie einiger ähnlichen altchristlichen Documente erhalten. . . . Wenn unsere Seelen einmal traurig sind, oder unsere schwachen Herzen bei den kleinen Verfolgungen unserer Tage murren möchten, dann können wir nichts Besseres thun, als jene wirklich goldenen, weil wahren Legenden zur Hand nehmen, um unseren Muth neu zu beleben durch die Betrachtung dessen, was Kinder und Frauen, Katechumenen und Sclaven ohne Murren für Christus litten." (S. Fabiola, Kap. 21.)

Es bedarf wohl nicht längerer Auseinandersetzung,

wie ich diese Worte des berühmten Cardinals aufgenommen habe. Lange war es mein sehnlicher Wunsch, die kostbaren geistlichen Schätze zu heben, welche in den „Acten der Martyrer" verborgen liegen. Doch diese werthvollen Sammlungen sind leider nicht für Alle zugänglich. Wenn man nur den hohen Preis, welchen die fünfzig großen Foliobände der Bollandisten erfordern, und weiter das schwierige Verständniß des lateinischen und griechischen Urtextes bedenkt, so sind sie für den weitaus größten Theil der Lesewelt nicht zu benutzen. Man erkennt aber auch zugleich, wie interessant und nützlich eine Uebersetzung dieser Denkwürdigkeiten aus der kirchlichen Urzeit sein muß. Die Tugend, die Standhaftigkeit und der musterhafte Wandel der ersten Christen stehen im merkwürdigen Gegensatze zu dem Leben der heutigen Christen. Und doch ist das Christenthum noch ebenso herrlich und mächtig, als zur Zeit seines Triumphes im Coliseum. Der gleiche Glaube belebt noch die Tugend des Gerechten, derselbe heilige Geist leitet und schützt noch die unvergängliche, auf dem Felsen erbaute Kirche.

In der folgenden Uebersetzung habe ich mich nicht überall wortgetreu an das Original gehalten, sondern mich im Gegentheile bemüht, soweit möglich, die Eintönigkeit und Trockenheit einer buchstäblichen Wiedergabe zu vermeiden. Ich habe die leitenden Gedanken der Acten aufgegriffen und dann in moderne Formen gekleidet; so habe ich oftmals eine blumenreichere Sprache gebraucht, wo das schmucklose Original nur nackte Thatsachen aufzählte. Besonders ist das bei der romantischen Geschichte des hl. Placidus der Fall. Bei be-

sonders wunderbaren Ereignissen, welche die meist beglaubigten Acten bringen, habe ich auch das Original mit den nöthigen Hinweisungen angeführt.

Als meine Oberen mich plötzlich nach dem Schauplatze meiner früheren Thätigkeit abberiefen, leistete ich ihnen Folge und gab das Manuscript in seinem unvollkommenen Zustande in die Druckerei; ohne weiter an seinen Erfolg oder Mißerfolg denken zu können, überlasse ich nun das kleine Buch der Nachsicht meiner Leser. Sollte vielleicht ein erfahrener und berufener Schriftsteller sich durch die Schönheit und Nützlichkeit des Stoffes veranlaßt finden, diesen wichtigen Theil der christlichen Urgeschichte historisch zu bearbeiten, so würde ich meine geringen Mühen reichlich belohnt halten; sollten aber diese rührenden Bilder der Liebe, diese der Gnade Gottes entsprossenen Heldenthaten und Wunder, wie sie auf jeder Seite dieses Büchleins begegnen, in dem christlichen Leser auch ein Gefühl liebevoller Pietät wachrufen, so bin ich wohl zu der Hoffnung berechtigt, daß ich meine Arbeit nicht vergeblich gethan.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Du aber, stiller Wandler Mond, du schienest,
Warfst deine milden, breiten Strahlen drauf,
Und sänftigtest den grauen, rauhen Ernst
Der Trümmerhügel, fülltest auch die Lücke
Der Zeit und riefst Jahrhunderte zurück.
Du ließest schön, was schön; gabst Reize dem,
Was reizlos war. So ward zum Heiligthum
Die Stätte, und in schweigende Verehrung
Der alten Größe goß das Herz sich, beugte
Den Todten sich, den Herrschern, die vom Grabe noch
Bewält'gen unsern Geist.

Byron, Manfred, dritten Aufzugs vierte Scene.

Als im Jahre 590 der hl. Gregor der Große auf St. Peters Stuhl erhoben ward, schickte Kaiser Justinian aus dem oströmischen Reich Gesandte, um Seine Heiligkeit zu beglückwünschen und nach altem Herkommen dem Statthalter Christi zu huldigen. Bei ihrem Weggange von Rom baten sie den Hl. Vater, ihnen eine Reliquie mit nach Hause zu geben. Der hl. Gregor führte sie zum Coliseum. Hier hob er aus der Arena etwas Erde auf, wickelte dieselbe in ein Tuch und reichte dieses den Ge=

sandten. Sie schienen den Werth der Gabe nicht gehörig zu würdigen und lehnten sie ehrfurchtsvoll ab. Der Papst aber, Augen und Herz gen Himmel erhebend, sprach leutselig zu ihnen: „Ihr wißt nicht, was ihr habt." Und er nahm das Tuch in seine Hand, entfaltete und zeigte es ihnen, und siehe, es war befleckt mit Blut, dem Blute der Martyrer, welche in dem Colisenm gelitten hatten [1]).

Keine Ruine der alten Welt bietet ein solches Interesse, als das große Amphitheater zu Rom. Es steht da in staunenswerther Herrlichkeit inmitten der sieben Hügel der alten Welthauptstadt, zur Erinnerung an alles Große und alles Schreckliche, was die Vergangenheit schuf. Der gewaltige Umfang und die Majestät seines Baues zeugt von der hohen Vollendung der Kunst, die Gedenkblätter seiner Geschichte rufen alle die fürchterlichen Verfolgungen, aber auch alle Triumphe des Christenthums in's Gedächtniß. Das Coliseum war die Wahlstatt, auf der die Kirche für die Bekehrung der heidnischen Welt focht; das Blut der gemarterten Heroen, die im Streite fielen, ist noch immer vermischt mit dem Boden der geheiligten Arena; es war jenes Blut, welches der hl. Gregor den Gesandten gab, als sie aus der Stadt der Martyrer einige Reliquien mit nach Hause nehmen wollten.

Die Stürme von siebenzehn Jahrhunderten sind über das mächtige Amphitheater dahingerollt und seine riesenhaften Trümmer geben ein sprechendes Zeugniß von dem wechselvollen Verlauf seiner Geschichte. Eine Sitzreihe er=

---

1) Dasselbe wird von Pius V. erzählt; s. die Lectionen auf sein Fest im Dominikanerbrevier. [Die Legende verwechselt hier jedenfalls Justinian mit Mauritius; ersterer regierte 525—565, letzterer 583—602.]

hebt sich über der andern zum blauen Gewölbe des Himmels empor, das wandernde Auge kann seine Unermeßlichkeit kaum fassen, und wenn es auch Erdbeben erschüttert und die Blitze des Himmels darein geschlagen und die Plündererschaaren des Mittelalters an seinen Travertinquadern gerüttelt haben, so steht es trotzdem mit unvergänglicher Größe zwischen den sieben Hügeln, „in der zerfallenden Vollendung edel da [1])."

Wir erinnern uns noch lebhaft an den ersten Besuch bei den Ruinen des Coliseums. Es war ein Ereigniß in unserm Leben. Wir fanden in dem majestätischen Bau den kühnsten Flug der Phantasie zur Wirklichkeit geworden. Tausend Gedanken durchkreuzten unsern Geist; als wir die stille Majestät bedachten, die in diesen wankenden Riesenmauern thronte, und ihre wechselvolle Geschichte, da standen wir unwillkürlich vor Bewunderung und Ehrfurcht an den Boden gebannt. Ein flüchtiger Augenblick, ein Gedanke füllte die Lücke von Jahrhunderten aus; die Marmorsitze waren wieder vor den Augen des Geistes mit Tausenden von menschlichen Wesen bevölkert, der verwundete Löwe, der sterbende Gladiator, der knieende Martyrer erschienen in rascher Folge auf der blutgetränkten Arena; der betäubende Zuruf der aufgeregten Volksmasse, die Verurtheilung der Christen und das Geschrei nach ihrem Blute, das den Durst der Löwen stillen sollte — all' das bildete ein Gemälde der Vergangenheit, daß das Herz im Innersten bewegt ward. Wir standen auf der Arena, welche die Kindheit Roms und den Sieg der Kirche sah. Ja, der Boden unter unsern Füßen war wirklich heilig; er wird eines Tages herausgeben, was in Ewigkeit zu den herr=

1) Byron, Manfred, dritten Aufzugs vierte Scene.

lichsten Zierden des Himmels gehört: das Blut der Martyrer! Im Gefühl der Ehrfurcht, der Andacht und des Entzückens knieten wir am Fuße des Kreuzes nieder, jenes Kreuzes, welches das Panier der Christenheit war und nun triumphirend die stille Arena beschattet, in der alle menschliche Macht sich versucht hatte, das Kreuz zu zerstören.

Während wir so unsern Gedanken nachhingen, hörten wir in verschiedenen Sprachen Ausrufe der Bewunderung aus den Gruppen der Touristen, welche die mächtige Ruine anstaunten. Tausende strömen alljährlich in die ewige Stadt und eilen vor allem nach dem Coliseum, als einer der bedeutendsten unter den vielen Sehenswürdigkeiten Roms. Hier steht der Händler von jenseits des Felsengebirgs neben dem Goldgräber Australiens, und wie es bei uns der Fall war, konnte der Missionär vom Cap der guten Hoffnung, der aus Gesundheitsrücksichten beurlaubt war, einem alten Schulfreunde von den Britischen Inseln die Hand schütteln. Von der Frühe bis zur Nacht besuchen staunende Wanderer die Arena der riesigen Ruine und auch noch lange nach Einbruch der Nacht, wann die Stille und die Dunkelheit die Romantik des Prachtbaues erhöhen. Wenn das falbe Licht des Mondes die dunkeln Arcaden zu wunderbarer Ausdehnung anschwellt, steht der Gefühlsmensch in der traurigen Einöde des Riesenwerks und nährt seine lebhafte Phantasie mit den Schattenrissen von Schlössern und Thürmen und neuen Amphitheatern, die aus den zerbrochenen Bogenreihen und den zerfallenden Mauern herauswachsen. Wer das Coliseum einmal gesehen hat, vergißt es nimmermehr, mochte er es nun schauen im vollen Glanz der sengenden italienischen

Sonne oder unter dem zauberhaften Einfluß des blassen Mondlichts.

Die ersten Eindrücke, die das Colliseum auf uns machte, waren die des Bedauerns. Die Gegenwart trug mehr als die Vergangenheit dazu bei, uns trübe zu stimmen. Die schrecklichen Scenen, welche sich auf jener Arena abgespielt hatten: die Massenschlächterei schuldloser Opfer, das unmenschliche Jubelgeschrei, das den abgehärteten Gladiator zu seiner Arbeit aufmunterte, die Schrecknisse des Blutvergießens — das Alles hat ihm den bezeichnenden Namen verdient, den ihm Tertullian gegeben: „der Platz, wo es kein Mitleid gibt [1]"; ja der Fluch des Heidenthums, der über diesem Tempel der Furien brütete, verkehrte die Herzen der Zuschauer und nährte eine dämonische Verstocktheit und Verblendung. Dieses Gemälde war schon schmerzenreich, aber noch ein weiterer Gedanke stimmte uns trübe. Tausende, die in das Colliseum gehen, kennen nicht die heiligen Erinnerungen, die rings in seinen geweihten Trümmern aufgeschichtet sind. Jener Geist des Unglaubens, welcher heutzutage jegliches Gefühl für die Religion aus der Literatur verbannt, will es der Geschichte nicht verstatten, den heiligsten und feierlichsten Theil ihrer Aufzeichnungen niederzuschreiben. Religionsfeindliche Reisehandbücher finden sich in aller Reisenden Händen; sie alle widmen den Gewalt- und Blutthaten des Heidenthums seitenlange Schilderungen, aber für die Leiden der Martyrer haben sie keinen besondern Abschnitt übrig, oder weisen überhaupt nicht darauf hin. Sie beschreiben ein heidnisches Denkmal, erwähnen aber dessen Zusammenhang

---

1) De spectaculis, cap. XIX.

mit den ersten Anfängen der christlichen Kirche mit keinem Worte. Wer als Christ erzogen wurde, sieht im Coliseum mehr als unvergängliche Mauern oder erhabene Proben der Baukunst, welche in den riesenhaften Resten der zerbröckelnden Ruine weithin Schatten werfen: er sieht vor sich ein Denkmal des Einzigen, was in der Vergangenheit groß und edel war, des Triumphes seiner Religion. Er erinnert sich, daß jede Nische jener Arena mit dem Blute von Martyrern getränkt ist, und er fühlt, ihr Triumph ist auch der seine. Nach dem Verlaufe von siebenzehnhundert Jahren ist er mit ihnen verbunden, mit der ununterbrochenen Kette der kirchlichen Gemeinschaft, und in demselben Augenblicke, wo er überwältigt ist von der Majestät und Großartigkeit der Ruine, kniet er nieder, um das einfache Kreuz zu küssen, das sich innerhalb der Umfassung erhebt und dem größten Schlachtfelde für die Nachfolger des Gekreuzigten seine Weihe gibt.

Dieser Gedanke war es, welcher den Anlaß zu vorliegendem Buche gab. Das Coliseum ist die größte und bemerkenswertheste Ruine des alten Roms, noch größer aber ist seine Bedeutung wegen der Martyrer, die in ihm gelitten, und wegen der Wunder, deren Zeuge es gewesen ist. Letztere sind nur wenig bekannt. Wir haben in unsern Mußestunden einige der meist beglaubigten Berichte zusammengestellt und widmen sie in ihrer ungekünstelten, schmucklosen Einfachheit dem Christen, welcher mit Vorliebe bei den ältesten Helden seiner Kirche weilt, dem Studierenden, der sich gerne mit der Geschichte der Martyrer beschäftigt, wie dem Reisenden, welcher die ewige Stadt besucht und vergeblich bei seinem

Führer oder seinen Freunden fragt: „Wer waren denn die Martyrer des Colißeums?“

Zweites Kapitel.

Der Ursprung und die älteste Geschichte des Colißeums.

Das Andenken des Kaisers Augustus war dem römischen Volke theuer. Vermöge seiner außergewöhnlichen Begabung hatte er sich nicht nur zur höchsten Stelle irdischer Macht emporgeschwungen, sondern auch ein Weltreich errichtet und jene Zeitperiode eröffnet, welche allgemein als das goldene Zeitalter bekannt ist. Seine natürlichen Vorzüge standen in einem erfreulichen Gegensatze zu den Ausschweifungen und Lastern seiner unmittelbaren Nachfolger. Ihm gebührt die Ehre, zuerst den Plan zur Erbauung des Amphitheaters gefaßt zu haben. Nachdem er die Stadt mit Bauten und Tempeln von nie gesehener Pracht verschönert hatte, trug er sich mit dem Gedanken, zum Zweck der Gladiatorenspiele ein ungeheueres Amphitheater zu errichten, das an Raum und Glanz jedes andere Gebäude der Welt übertreffen sollte. Bevor er jedoch seinen großen Plan ausführen konnte, raffte ihn der Tod hinweg. Es vergingen Jahre und saßen sieben Kaiser, welche weder die Energie, noch die Fähigkeit zur Ausführung des großartigen Planes hatten, auf dem Throne des Augustus. Deßhalb war derselbe aber nicht vergessen, Vespasian willfahrte dem Verlangen des Volkes, den Bau des Amphitheaters zu beginnen, und so verdankt das größte Werk

des Alterthums und jetzt die mächtigste Ruine der Welt diesem unternehmenden Kaiser das Entstehen[1]).

Vespasian war stolz und ehrgeizig; er strebte darnach, den Ruhm des Augustus zu erreichen, und begann das Coliseum im zweiten Jahre nach seiner Thronbesteigung, 72 nach Christi Geburt. Er starb vor dessen Vollendung; denn obwohl beständig mehr als 30,000 Personen daran arbeiteten, nahm sein Aufbau acht Jahre in Anspruch und wurde es im Jahre 80 von Titus eingeweiht. Erst unter der Regierung Domitians war das Werk völlig vollendet.

Dieser Wunderbau wurde neben einem Fischteiche in den Gärten Nero's angelegt. Inmitten der sieben Hügel, im Herzen der alten Stadt gelegen, übertraf es an Ausdehnung und Pracht nicht nur die zwei andern, in Marmor aufgeführten Amphitheater Roms, sondern sogar das goldene Haus des Nero an Glanz. Sowohl Vespasian als Titus kam die Erfahrung ihrer Feldzüge nach dem Osten sehr zu statten, denn sie vereinigten in dem Plane des Amphitheaters die ganze Kühnheit und Majestät der syrischen und ägyptischen Architektur mit der Schönheit und Feinheit der griechischen Kunst. Die Ausdehnung seiner Anlage überrascht noch in den Trümmern, denn seine Arcaden lassen in ihren magischen Verhältnissen alles Aehnliche hinter sich, was der ionische, dorische oder korinthische Styl liefert. Größe, Schönheit und Festigkeit sind hier vereinigt, um es zu dem größten, schönsten und dauerhaftesten der Denkmäler der alten Welt zu machen.

---

1) Er baute inmitten der Stadt das Amphitheater, wohin schon Augustus, wie er erfahren, es hatte verlegen wollen. Suet. in Vesp. IX.

Es erhob sich so hoch, wie der Palatinus und Cälius; nach außen ein Berg, nach innen ein Thal, übertraf es unbestrittenermaßen Alles, was Griechenland, Aegypten oder Rom vorher gesehen hatten. Der Dichter Martial, der es in seinen Uranfängen sah, erklärt[1]), nun habe Rom keinen Grund mehr, irgendwie auf den Osten neidisch zu sein, seitdem sein stolzes Amphitheater noch herrlicher sei, als die Pyramiden von Memphis oder die Prachtbauten von Babylon. Die berufensten Kunstkritiker beurtheilen das Colisеum als einen orientalischen Bau in griechischem Gewande.

Die größten Menschenwerke haben insgemein ihren Ursprung in der Zerstörung. In der ganzen Weltgeschichte gibt es wohl kaum ein großes Bauwerk oder Volk, das sich nicht über den Ruinen eines andern erhob. Die Arbeiter am Coliseum stellten die gefangenen Juden, welche den Triumph des Titus zieren mußten, das Material wurde theilweise von dem zerfallenen Hause Nero's genommen. Die Christen mögen es als ein mächtiges Erinnerungsmal an die Erfüllung der Prophezeiungen betrachten. Der Pflug ist über die Stadt und den Tempel von Jerusalem weggegangen, das stolze Volk der Juden bis in den Staub erniedrigt und nach den vier Himmelsgegenden zerstreut worden. 70 000 der Unterworfenen wurden von Titus

1) Barbara pyramidum sileat miracula Memphis:
Assiduus iacet nec Babylona labor . . .
Aere nec vacuo pendentia Mausolea
Laudibus immodicis Cares in astra ferant;
Omnis Caesareo cedat labor amphitheatro.
Unum prae cunctis fama loquatur opus.
Mart. spect. I. 1.

nach Rom geschleppt. Nachdem sie seinen Triumphzug verherrlicht hatten, theilte man sie in drei Classen: die Weiber und Kinder bis zu sechszehn Jahren wurden um wahre Spottpreise als Sclaven verkauft. Hatte man unsern Heiland um dreißig Silberlinge verkauft, so waren jetzt, nach des Titus Siegeseinzug, dreißig Juden für einen Silberling zu haben. Ein Theil der Männer wurde nach Aegypten geschickt, um in den Marmorbrüchen zu arbeiten, aber die bei weitem größere Hälfte wurde zu den Arbeiten am Coliseum zurückbehalten. Letztere werden verschieden zwischen dreißig und fünfzig Tausend geschätzt. Sie halfen die Mauern jenes Wahrzeichens der Furcht und des Schreckens mit den Thränen eines vernichteten Volkes zusammenkitten.

Das Material zu den oberen Theilen des Coliseums lieferte der verfallene Kaiserpalast auf dem Palatin. Als Vespasian und Titus das Haus des Nero zum größten Theile zerstören ließen, da kamen sie nur dem Willen des römischen Volkes entgegen. Es war ein Denkmal verhaßter Pracht, das sich über den Ruinen ihrer verbrannten Stadt erhob; sein Reichthum und seine Größe konnten sie nur an Tyrannenherrschaft und Unterdrückung erinnern. Unermeßliche Gliederungen gelblichen Travertins, Säulen, Capitäle und marmorne Balkengesimse von der sorgfältigsten Arbeit, Bänder von Eisen und Gold und unzerstörbare Massen Mauerwerks wurden ohne allen Unterschied fortgeschafft, um den großen Bau des Coliseums zu verzieren oder aufzufüllen.

Das mächtige Amphitheater selbst wird auch ein Trümmerhaufen werden und im Verlauf der Jahrhunderte vom Zahne der Zeit zernagt sein und seinerseits wiederum

aus seinen zerstörten Gewölben das Baumaterial zu den mittelalterlichen und modernen Palästen der ewigen Stadt liefern. Der ungeheure Palast der venetianischen Gesandtschaft, die Paläste der Farnese und Barberini, sowie viele minder bedeutende sind derart aus den Trümmern des Coliseums aufgebaut. So geht es in der Geschichte der Menschheit, die größten Denkmäler der neuen Kunst sind dem Phönix vergleichbar aus den Trümmern jener gewaltigen Bauten emporgestiegen, welche unsere Vorfahren voll eitlen Wahns für unvergänglich hielten.

Jetzt müssen wir das Amphitheater betrachten, wie es zur Zeit war, als es noch unversehrt dastand. Aus den zerstreuten Notizen in den alten Geschichtschreibern läßt sich ein ziemlich vollständiges Bild zusammenstellen. Die Phantasie kann aus den noch vorhandenen Ruinen manche Einzelheiten nachtragen.

Das Coliseum war ein schöner elliptischer Bau, 564 Fuß lang und 467 Fuß breit. Es ruhte auf achtzig ungeheuren Bogen und hob sich in vier Stockwerken bis zur Höhe von 140 Fuß. Das ganze Gebäude bedeckte einen Raum von etwa sechs englischen Morgen. Die Außenseite war mit Marmor belegt und mit Bildsäulen verziert. In dem weiten Innenraum erhoben sich stufenweise sechszig bis achtzig ovale Sitzreihen von Marmor, mit Polstern bedeckt, die mit Leichtigkeit hunderttausend Zuschauer fassen konnten [1]). Vierundsechszig Zugänge

---

1) Cardinal Wiseman sagt in einer Anmerkung zur Fabiola, es hätte 150000 Zuschauer fassen können, aber keiner von den italienischen Alterthumsforschern hat mehr als 100000 erwähnt.

(vomitoria) warfen die unermeßlichen Massen aus, die Ein- und Ausgänge und Treppen waren mit solch außerordentlichem Geschick angelegt, daß Jedermann, ob er dem Senatoren-, Ritter- oder Plebejerstande angehörte, ohne Beschwerde und Unordnung an den für ihn bestimmten Platz gelangte.

Die unterste Sitzreihe zunächst der Arena, jetzt vollständig von Erde und Schutt überdeckt, war für die Senatoren und auswärtigen Gesandten bestimmt und hieß das Podium. Hier befand sich auch auf einer erhöhten Plattform (dem sog. Pulvinar) der Thron des Kaisers, von einem Traghimmel wie ein Pavillon beschattet. Die Plätze für den Veranstalter der Spiele, den sogenannten editor, und die vestalischen Jungfrauen waren neben dem kaiserlichen Sitze.

Das Podium war mit einer Brustwehr von Gold oder Goldbronce gegen das Hereinbrechen der wilden Thiere geschützt. Zum weiteren Schutze war die Arena mit einem eisernen Gitter und einem Canal umgeben. Die Ritter oder die zweite Rangclasse saßen in vierzehn Reihen hinter den Senatoren. Der Rest des Volkes saß hinten auf den sogenannten Popularien, die sich stufenweise übereinander zu einer Gallerie mit einem Säulengange in der Fronte erhoben, welche sich unmittelbar unter dem Dache um das ganze Amphitheater zog und gewöhnlich von Frauen, Soldaten und Wärtern besetzt war. Nichts fehlte, was irgendwie zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Zuschauer beitragen konnte. Das ungeheure Zelttuch oder Dach, welches zeitweilig über den ganzen Raum zum Schutze gegen Sonne oder Regen ausgespannt war, bildete eines der Wunder des Colliseums. Es gehört schon eine

starke Einbildungskraft dazu, sich eine Vorstellung hievon zu machen. Wenn man jetzt inmitten der Ruinen steht und das weite Himmelsgewölbe über sich sieht, verliert sich der Geist in Zweifel und Vermuthungen, wie es möglich gewesen, derartiges zu leisten. Und doch erwähnen es alle Geschichtsschreiber, welche über das Coliseum geschrieben haben, ohne etwas Besonderes darin zu finden. Lampridius erzählt, daß die Männer, welche dieses Dach herzurichten hatten, wie Matrosen gekleidet waren und nach mehreren Hunderten zählten [1]).

Wenn man Regen befürchtete oder die Sonne zu heiß brannte, entstand auf ein gegebenes Zeichen mit Einem Male unter den Wärtern eine allgemeine Bewegung, es knarrten die Seiler und das mächtige Segeltuch rollte allmählich nach der Mitte, jedes Stück sich vollkommen anschließend und zu einem endlosen Tuche vereinigend, welches das Innere vollständig bedeckte. Noch merkwürdiger ist die Thatsache, daß diese Bedachung zur Zeit des Titus aus purpurfarbner, mit Gold durchwirkter Seide bestand [2]). Die Luft wurde fortwährend erfrischt durch die plätschernden Springbrunnen, dazu verbreiteten eine Unzahl kleiner Röhren einen förmlichen Regen der köstlichsten Wohlgerüche, die wie ein Thau auf die Zuschauer herabträufelten. Die Arena, in deren Mitte die Statue Juppiters stand, bildete die Bühne; sie leitete ihren Namen von dem feinen weißen

---

1) A militibus classiariis qui vela ducebant in amphitheatro etc. Lamprid. in Commodo.

2) Sous Titus un tissu de soie et d'or avec des broderies s'étend sur le nouvel amphithéâtre. *Gerbet*, Esquisse de Rome Chrétienne. II, 345.

Sande her, mit dem sie gewöhnlich bestreut war. Unter derselben war ein ebenso künstlicher als verwickelter Mechanismus angebracht, so daß sie während der Spiele in rascher Folge verschiedene Verwandlungen durchmachen konnte. Einmal schien es, als hebe sich der Garten der Hesperiden aus der Erde, und nachher war sie in die Felsen und Höhlen Thraciens zerklüftet. Unterirdische Röhren lieferten einen unerschöpflichen Wasservorrath, und was eben noch als eine flache Ebene erschien, war plötzlich in einen weiten See verwandelt, den Kriegsschiffe bedeckten, um das Volk mit Seegefechten zu erheitern.

Drittes Kapitel.

Die Unterhaltungen und Schauspiele im Coliseum.

Die Spiele und Vergnügungen des römischen Volkes entrollen eine Reihe von Schreckensbildern, die jedes Herz erschüttern. Das Volk fand an keiner Unterhaltung Gefallen, wenn sie nicht von Blutvergießen und dem Verluste eines Lebens begleitet war, denn nachgemachte Trauerspiele konnten in diesem Tempel der Furien keinen Anklang finden. Die Vorstellungen im Coliseum bilden die düsterste Seite in den Gedenkblättern der Vergangenheit.

Während der größeren Festaufführungen verging kaum ein Tag, wo nicht einige hundert zerrissene Leiber von Menschen und Thieren aus der Arena in das Spoliarium oder Todtenhaus geschafft werden mußten. Die Spiele begannen gegen zehn Uhr und dauerten oft bis zur Dunkelheit. Während dieser langen Stunden fiel Schlachtopfer um Schlachtopfer; die Zuschauer, mehr und mehr

berauscht von jedem neuen Blutstrahl und trunken von der gleißenden Augenweide, schrieen nach frischen Opfern und mehr Blut. So traf es sich bei mehr als einer Gelegenheit, daß jedes lebende Geschöpf in dem Vivarium an Einem Tage abgeschlachtet war. Eutropius erzählt von Titus: „Und als er das Amphitheater zu Rom erbaut hatte, eröffnete er die Spiele und gab den Anlaß, fünftausend Thiere hinzuschlachten.“ (Eutropius IX. 10.) Gladiatoren, Sklaven und Christen waren die vorzüglichsten Opfer für die Spiele.

In jenem blutigen Gemälde gab es jedoch auch glänzende Partien — das waren die Augenblicke, wo der ungetheilte Beifall der Volksmassen alle Räume des Gebäudes durchrauschte, um schönen und unblutigen Scenen, besonders dem kunstreichen Mechanismus, welchem der moderne Fortschritt schwerlich gleichkommt, ihre Anerkennung zu zollen. Die großen Spiele, die oft ganze Wochen in Anspruch nahmen, boten ein sonderbares Gemisch des Komischen und Tragischen, des Jovialen und Schrecklichen. Besonders beliebt war die Production dressirter Thiere im Circus. Die Schriftsteller jener Zeiten erzählen uns von einem Elephanten, der auf einem Seile ging [1]), von einem Bären, der im Sessel saß, als Matrone gekleidet, und von den Dienern in der Arena herumgetragen wurde [2]). Dann wird vom König der Thiere berichtet, wie er mit ver=

---

1) Elephas erectus ad summum theatri fornicem, unde decurrit in fune sessorem gerens. Dio in Neron. Desgl. Suet. in Galba c. VI.: Galba elephantos funambulos dedit.

2) Vidi ursum mansuetum qui cultu matronali sella vehebatur. Apul. Asin. l. XII.

goldeten Klauen und die Mähne mit Gold und kostbaren Steinen behängt, im seltsamen Gegensatze zu den nachfolgenden Scenen, die Tugend der Gnade versinnbilden sollte, indem er abgerichtet war, mit einem Hasen zu spielen. Er nahm das erschrockene Thierchen in seinen Rachen, hob es dann auf seinen Rücken und überhäufte es mit tausend Zärtlichkeiten [1]). Dann lesen wir von zwölf Elephanten, sechs Männchen und sechs Weibchen, die in Männer= und Frauentracht zu Tische saßen, vortreffliche Speisen verschlangen und Wein aus goldenen Gefäßen tranken oder alle möglichen Kunststücke mit ihrem Rüssel machten, mit welchem sie ebenso gut eine Nadel vom Boden aufheben, als die Eiche des Waldes entwurzeln können. Andere mußten den pyrrhischen Tanz [2]) aufführen und Blumen auf die Arena streuen. Man pflegte den Elephanten ein besonders starkes Getränke einzugeben; dies berauschte die Thiere und machte, daß sie im Zickzack herumtaumelten und die Lachmuskeln der Zuschauer in unablässige Thätigkeit versetzten.

Aus Martial und Andern erfahren wir, daß es noch eine andere Art Vergnügungen von minder harmlosem, aufregenderem Charakter gab, untermischt und befleckt von jenem für die meisten Spiele im Amphitheater so

---

1) Leonum
Quos velox timor fatigat:
Dimittunt, repetunt amantque captos;
Et securior est in ore praeda
Laxos cui dare perviosque rictus
Gaudent et timidos timere dentes,
Mollem frangere dum pudet rapinam.
Martial. l. I. epig. CV, 14.

2) Cf. *Buling,* de venation. circ. cap. XX.

charakteristischen Geiste der Grausamkeit. Wie schon erwähnt, dienten unterirdische Gänge als Behälter und Höhlen für die wilden Thiere oder zu Wasserleitungen, um die Arena zu überfluthen; diese bildete dann einen großen See, auf welchem Schiffsmanöver stattfanden. Schiffe mit bewaffneter Mannschaft schwammen umher und kämpften so verzweifelt gegeneinander, als ob ein Kaiserreich am Ausgange des Gefechtes hinge. Einmal wurde ein großes Schiff voller Menschen und Thiere auf diesen künstlichen See gebracht, das auf ein gegebenes Zeichen seine Seiten öffnete, in Stücke ging und seine lebendige Ladung in das Wasser entleerte. Nun kamen alle Schrecken eines Schiffbruchs; das Geheul der Thiere und das jammervolle Geschrei der ertrinkenden Sclaven klangen aber wie Musik in das Ohr des Römers.

Vermöge einer kunstreichen mechanischen Vorrichtung, konnte man die Fabel von Orpheus fast in Wirklichkeit darstellen. Der Boden der Arena öffnete sich plötzlich an hundert Stellen, es sproßten Bäume hervor, in dunkelgrünes Laubwerk gekleidet, mit goldenen Aepfeln behangen, um die fabelhaften Bäume im Garten der Hesperiden nachzuahmen. Wilde Thiere liefen frei in diesem Zauberhaine, die Bäume rauschten beim Schall einer Flöte, und damit der Wirklichkeit auch nicht das Geringste abgehe, wurde der unglückliche Sclave, welcher die Ehre hatte, hierbei den Orpheus darzustellen, von einem Bären in Stücke gerissen [1]). Fand irgend eine Störung in der Maschinerie statt, so galt

1) Martial. Spect. XXI, 1.

dies als Beleidigung des Kaisers und wurde der Leiter des Spieles zur Strafe öffentlich hingerichtet. Hätte diese unmenschliche und barbarische Gewohnheit nicht die größten Geister des Kaiserreichs zurückgeschreckt, so würde das Coliseum wohl noch manchen weitern Triumph der Mechanik erlebt haben.

Unter den Schauspielen, die ihren Stoff meist aus der heidnischen Mythologie nahmen, erwähnt Martial in seinen Epigrammen, wie ein Vatermörder im Coliseum gekreuzigt wurde; dann eine schauderhafte Darstellung des Dädalus, den man mit nachgemachten Flügeln in die Luft steigen und dann in die Arena fallen ließ, wo ihn die wilden Thiere verschlangen. Ein ander Mal mußte ein Sclave den Mucius Scävola darstellen und seine Hand so lange in's Feuer halten, bis sie vollständig verbrannt war. Damit nicht genug, behielt der Bedauernswerthe, welcher diese schauerliche Qual zu dulden hatte, nur noch die Wahl, lieber zu sterben, denn seine Kleider waren mit Pech und Theer bestrichen, so daß er, wenn er einen Augenblick wankte oder zurückwich, lebendig verbrannte.

Aber die weitaus gewöhnlichste Vergnügung im Coliseum waren die Kämpfe zwischen den wilden Thieren und den Gladiatoren. Erst mußten die wilden Thiere sämmtlich miteinander, dann mit den Menschen und zuletzt mußte Mann gegen Mann kämpfen. Wann die wilden Thiere zum Kampfe in die Arena gelassen wurden, so versuchte man mit wahrhaft grausamer Fertigkeit alle denkbaren Mittel, um sie aufzustacheln und wüthend zu machen. Man warf die Farben, die sie am meisten haßten, in Menge um sie herum, schlug sie mit

Geißeln und zerfleischte ihre Seiten mit eisernen Haken, befestigte an ihnen glühende Eisenplatten und legte sogar Feuerkugeln auf ihren Rücken. So rannten denn die Thiere wie besessen über die Arena; die Erde zitterte unter ihrem donnernden Todesgestöhne und die aufgeschwellte Brust schien zu bersten von dem Feuer der Leidenschaft, das sie zur Raserei trieb. Die Augen traten vor Wuth aus den Höhlen, sie scharrten den Sand mit ihren Klauen auf und hüllten sich in eine Wolke von Staub. In ihrer Wuth rissen sie sich gegenseitig in Stücke.

Wenn, wie dies manchmal geschah, eine gereizte Löwin oder Tigerin die ihr vorgeworfenen Menschen und Thiere tödtete, da durchtobte ein rasender Beifallssturm alle Winkel des Amphitheaters, und wenn sie dann als Herrin des Schlachtfeldes über die Leichen ihrer Opfer stolzirte, verlangte das Volk stürmisch, daß sie freigelassen und in ihre heimathlichen Wüsten zurückgeschickt werde.

Die Kämpfe zwischen Menschen und Thieren waren noch volksthümlicher. Selbst die Kaiser pflegten hieran Theil zu nehmen, ja Weiber hatten die Kühnheit, auf die Arena zu treten und mit den wildesten Bestien zu kämpfen. Für diese Art der Circusvorstellungen waren besonders zwei Menschenclassen auserseyen: die eine war bewaffnet — sie trugen Waffen ganz nach beliebiger Wahl; die andern waren elende Sclaven, Gefangene oder Verbrecher, die man ohne Wehr den Thieren preisgab. Zu der letzteren Classe zählten die Christen. Sie waren die eigentlichen

Thierkämpfer (bestiarii), gewissermaßen das Circusfutter [1]).

Die Gladiatorenkämpfe sind nach der gewöhnlichen Annahme etruskischen Ursprungs. Sie wurden bei den Leichenbegängnissen angesehener Männer aufgeführt, nach dem heidnischen Glauben, daß die Schatten oder Manen der Todten durch Blut besänftigt würden. Diese sonderbare Art der Todtenfeier wurde in Rom zuerst beim Begräbnisse des Junius Brutus im Jahre der Stadt 490, 265 vor Christi Geburt veranstaltet. Sie scheint dem grausamen Geschmacke des römischen Volkes so außerordentlich zugesagt zu haben, daß sie bald ein allgemeiner Zeitvertreib wurde. Die Gladiatorengefechte waren recht eigentlich die Spiele des Coliseums, und ihnen verdankt es auch sein Bestehen. Und so leidenschaftlich war das Volk für dergleichen Schauspiele eingenommen, daß man die Zahl der Gladiatoren, welche im Amphitheater umkamen, auf hunderttausend schätzt. Innerhalb zwölf Tage ließ Trajan seine zehntausend Gladiatoren der Reihe nach fechten, und fast alle seine Nachfolger suchten es ihm darin gleich zu thun. Das Personal, welches als Gladiatoren focht, war gewöhnlich aus den Kriegsgefangenen oder Sclaven genommen. In späterer Zeit wurde es ein eigener Berufszweig, und Freie und Adelige sollen aus Liebhaberei sich in die Listen eingeschrieben haben, um in tödtlichem Kampfe mit dem armen Gefangenen aus Thracien oder

---

1) Ursprünglich waren die bestiarii eine Abtheilung der Gladiatoren, die des Morgens und Vormittags gegen wilde Thiere zu kämpfen hatte.

Gallien zu ringen. Sogar Weiber erschienen in der Arena als Amazonen und fochten hitzig und furchtlos unter dem beständigen Jubelruf der Bevölkerung.

Herodian und Lampridius berichten, daß der Kaiser Commodus, nicht zufrieden damit, den Gladiatorengefechten beizuwohnen, selbst in die Arena stieg und fast nackt und nur mit einem kurzen Schwerte bewaffnet sie zum Kampfe herausforderte. Diejenigen, welche mit ihm kämpften, waren angewiesen, ihn nicht zu verwunden; sobald sie aber eine leichte Wunde erhielten, fielen sie vor ihm auf die Kniee, erklärten sich für überwältigt und baten um Gnade. Nachdem er so tausend Gladiatoren überwältigt hatte, befahl er von der colossalen Statue des Sonnengottes den Kopf herunter zu nehmen und sein eignes Bild an dessen Statt zu setzen; an den Fuß des Denkmals schrieb er die Inschrift: »Mille gladiatorum victor« [1]) — der Besieger von tausend Gladiatoren.

Nachdem man die Götterbilder herumgetragen (damit begannen die Spiele im Amphitheater wie im Circus), wurden auch die zum Kampfe bestimmten Gladiatoren in festlichem Aufzuge um die Arena herumgeführt [2]). Dann wurden sie paarweise vertheilt und ihre Schwerter von dem Veranstalter der Spiele nachgesehen. Zum Vorspiel des Kampfes, und um sich in die gehörige Aufregung hinein zu arbeiten, fochten sie zuerst mit hölzernen Schwertern, bis diese auf ein Trompetensignal

---

1) Marangoni p. 38.

2) Jam ostentata per arenam moriturorum corpora mortis suae pompam auxerant. Quintil. Declam. IX.

bei Seite gelegt und dafür tödtliche Waffen herbeigebracht wurden. Das Interesse der versammelten Tausende steigerte sich zusehends; von Zeit zu Zeit brachen sie in ein betäubendes Beifallsgeschrei aus, oder es herrschte eine furchtbare Stille in dem weiten Amphitheater, und eine solche Pause endete nur mit dem Tode eines Kämpfenden. Sobald ein Gladiator eine Wunde erhielt, rief sein Gegner: Sitzt! (Hoc habet!) Manchmal versuchte der arme Verwundete, seine Wunde zu verbergen oder sie für unerheblich zu erklären, und mochte dann zu Boden stürzen, indem er den letzten verzweifelten Stoß auf seinen Gegner führte. Aber sein Schicksal hing von dem Belieben des Volkes ab: sollte er am Leben bleiben, so drückten sie den Daumen abwärts, sollte er aber sterben, so streckten sie den Daumen in die Höhe. Das letztere Schreckensurtheil sprach der gefühllose Pöbel häufiger aus. Der Ruf: »Recipe ferrum!« mußte wahrhaft niederschmetternd in das Ohr des sterbenden Mannes tönen. Dies hieß so viel, als er müsse sich seinem Geschicke furchtlos und würdevoll fügen; der Schmerz dürfe sein Gesicht nicht verzerren, sondern er müsse sogar in den Schmerzen des Todeskampfes seine Kunst beweisen. „Das Volk,“ sagt Seneca, „hielt sich selbst für beschimpft, wenn er nicht willig starb, und verlangte durch Blick, Haltung und heftige Geberden seine sofortige Tödtung.“

Lactantius gibt im sechsten Buch seiner herrlichen Apologie der wahren Religion einen Begriff von der Barbarei dieser Spiele, indem er sie folgendermaßen verurtheilt: „Wer immer Freude hat am Anblick des Blutes, und wenn es auch das eines rechtmäßig zum

Tode verurtheilten Verbrechers ist, der befleckt sein Gewissen. Aber die Heiden haben es als Kurzweil aufgefaßt, Menschenblut zu vergießen. So völlig ist das Gefühl der Menschlichkeit aus der Brust der Menschen gewichen, daß es ihnen eine Lust ist, zum Morden aufzumuntern und Menschenleben zu opfern. Nun frage ich, kann man die gerecht und fromm nennen, welche nicht nur gestatten, daß einer niedergestoßen werde, der zu Boden unter dem gezückten Schwerte liegt und um sein Leben anhält, — sondern sogar noch verlangen, daß er ermordet werde; welche nicht genug haben an dem Blute und den Wunden ihres elenden Opfers, sondern es noch herzlos zum Tode verurtheilen? Nein, wenn es todt vor ihnen in den Sand gestreckt ist, da lassen sie den leblosen, blutigen Körper von Neuem stoßen und stechen und verstümmeln, damit man sie nicht durch einen Scheinmord täusche. Sie werden wüthend auf die Kämpfer, welche ihren Mann nicht schnell aus dem Wege räumen, und werden ungeduldig über einen Aufschub, gerade als dürsteten sie nach Menschenblut. Sobald nur Einer in den Circus hereintritt, so brüllt er gleich nach frischen Opfern, um seine Augen zu weiden."

So zogen Zweikämpfe, größere Gefechtsgruppen und Handgemenge mit ihren blutigen Folgen in raschem Wechsel vor dem überreizten Blicke der Masse vorüber. Stunden, ja Tage lang rauchte die Arena des Coliseums von dem Blute der Ermordeten, und die schädlichen Ausdünstungen stiegen wie aus einem unermeßlichen Mordkessel zu der reinen Himmelsluft empor.

Der hl. Augustinus beschreibt uns im sechsten Buch

seiner Bekenntnisse besonders lebhaft die Aufregung, welche sich während dieser blutigen Metzeleien der Zuschauer bemächtigt hatte.

„Einstmals," so erzählt er, „als (sein Freund) Alipius zu Rom die Rechtswissenschaft studirte, begegneten ihm einige Studiengenossen auf ihrem Spaziergange nach dem Mittagessen und beredeten ihn, mit ihnen das Amphitheater zu besuchen, denn es war eines jener unseligen Feste, wo Rom sich an diesen mörderischen Schauspielen ergötzte.

Da Alipius diese Grausamkeiten auf's Tiefste verabscheute, widersetzte er sich anfangs aus allen Kräften, aber jene nahmen zuletzt zu einem Gewaltmittel ihre Zuflucht, wie es wohl einmal bei Freunden zulässig ist, und zogen ihn mit sich fort, während er stets wiederholte: „Ihr möget meinen Leib fortschleifen und ihn im Amphitheater in euere Mitte setzen, über meinen Geist und meine Augen könnt ihr jedoch nichts ausrichten, die sollen, das versichere ich euch, an dem Schauspiele keinen Theil haben. Ich werde abwesend sein, wenn ich auch körperlich zugegen bin, und werde mich so der Gewalt überlegen zeigen, die ihr gegen mich übt, wie auch der Leidenschaft, von der ihr besessen seid." Aber er hätte auch ebenso gut still geschwiegen, denn sie schleppten ihn weiter, und hatten dabei vielleicht die Absicht zu sehen, ob er ebenso handeln könne, wie er sprach.

Endlich langten sie im Amphitheater an und setzten sich, so gut sie konnten; während das ganze Amphitheater in Entzücken über jene barbarischen Vergnügungen schwelgte, bemühte sich Alipius, sein Herz von

jeder Theilnahme daran frei zu halten, und wagte nicht die Augen aufzuschlagen. Und wollte Gott," fügt der hl. Augustinus hinzu, „er hätte auch seine Ohren verstopft; denn als ein gewaltiges, allgemeines Rufen an dieselben drang, welches durch einen außergewöhnlichen Vorfall veranlaßt war, da ließ er sich von der Neugierde hinreißen, und öffnete, bloß um zu sehen, was es sein könnte, die Augen; denn er war überzeugt, daß er gewiß auf alle Fälle dasselbe nur verachten würde. Durch diese Schwäche brachte er jedoch seiner Seele eine gefährlichere Wunde bei, als sie eben ein Gladiator an seinem Leib erhalten hatte; denn es war ein Anlaß, weit gefährlicher zu stürzen, als der unglückliche Gladiator, dessen Niederlage jenes unmenschliche Geschrei veranlaßt hatte, das ihn verleitete, die Augen aufzuschlagen. Die Grausamkeit drang in sein Herz ein, das Blut, welches in demselben Augenblicke auf die Arena niederströmte, traf seine Augen, und weit entfernt, sie abzuwenden, hielt er sie vielmehr auf die Stelle geheftet, sog unbewußt in langen Zügen die Blutgier ein und ließ sich von verbrecherischer Lust bestricken.

Es war nicht mehr der alte Alipius, der mit Gewalt dorthin geschleppt worden war, er war ein Mensch von demselben Schlag, wie das große Publikum des Amphitheaters und paßte vortrefflich zu der Gesellschaft, die ihn hineingezogen hatte. Er schaute zu, jauchzte und schrie wie seine Begleiter; gleich ihnen fieberhaft aufgeregt, hatte er nur Sinn für die Wechselfälle des Kampfes. Schließlich verließ er das Amphitheater mit einer solchen Leidenschaft für derlei Sehenswürdigkeiten, daß er an gar nichts Anderes mehr denken konnte. Er

war nicht nur bereit, wieder umzukehren mit denen, welche zuerst bei ihm Gewalt hatten anwenden müssen, sondern war noch versessener auf die Gladiatoren, als sie, zog Andere mit fort und war immer bei der Hand, den Weg nach dem Amphitheater einzuschlagen."

Das Volk war während dieser Kämpfe so völlig von allem Andern abgewandt, daß es sich selbst zu vergessen schien; von Morgens bis Abends, unbekümmert um Hitze und Kälte, schauten sie mit wahnsinniger Aufregung nach der Arena, und leidenschaftlich wogte ihr Herz zwischen Hoffnung und Furcht, wie der Ocean, wenn ihn entgegengesetzte Winde peitschen. Und der Dämon der Zwietracht war nicht träge, während die Furien mit tödtlichem Fluge über der blutigen Bühne kreisten. Die Zuschauer waren in verschiedene Parteien getheilt. Scharfe und bittere Erörterungen über Ebenbürtigkeit und Verdienst der Kämpfenden waren eine unerschöpfliche Quelle für Zank und Streit, und manchmal wurde man so warm dabei, daß es vom Kritisiren und Plaidiren zum Prügeln und sogar zum tödtlichen Handgemenge kam und schließlich auf den Bänken des Amphitheaters von einem Ende zum andern blutiger Aufstand und Mord tobte.

Es wird von solch einem schrecklichen Auftritte im Circus Maximus berichtet, wobei über dreißigtausend Personen getödtet oder verwundet wurden. Etwas Aehnliches trug sich im Coliseum bei einem besonders grausamen Vorfalle zu. Der Kaiser zwang nämlich einen gefeierten Gladiator, mit drei andern nach der Reihe zu kämpfen. Der Tyrann Geßler, der nach der Sage Tell befahl, seinem Sohne auf hundert Schritte mit

dem Pfeile den Apfel vom Kopfe zu schießen, war auch nicht unmenschlicher. Der arme Gladiator focht tapfer und schlug seine zwei ersten Gegner nieder, im Kampfe mit dem dritten jedoch stürzte er vor Erschöpfung und Wunden. Dieser Auftritt hatte das Volk so aufgeregt, daß Einer sich auf den Andern stürzte und ein entsetzliches Blutvergießen erfolgte.

Unsere kurze Schilderung der Gladiatorenkämpfe im Coliseum schließen wir am besten mit den schönen und rührenden Versen Lord Byrons [1]):

„Ich seh' vor mir den Gladiator liegen, —
Er stützt sich auf die Hand — und mannhaft blinkt
Ergebung, Ueberwindung aus den Zügen,
Indeß sein Haupt allmählich schwächer sinkt —
Und aus der Brust der letzte Tropfen dringt,
Der schwer herab sich senkt aus rother Wunde,
Gewitterregen gleich, und Alles in der Runde
Schwimmt vor den Augen ihm — er hat verstöhnt,
Eh' das Gejauchz' verhallt, das seinen Sieger krönt.

Er hört's, doch achtet's nicht — bei seinem Herzen
Sind seine Augen, dies ist abgewandt,
Ihn kümmert nicht sein Tod, er kann verschmerzen
Des Siegers Preis, doch fern am Donaustrand
Sind seine Kinder, freuend sich am Spiel,
Ist ihre Mutter — er, der Vater, fiel,
Die Römer zu entzücken; — wie sein Blut
Hinfließt, denkt er an dies. Wenn todt er ruht,
Wer rächt ihn? Auf, ihr Gothen, und kühlet eure Wuth!"

---

1) Byron, Childe Harold 4, 140. 141.

Viertes Kapitel.

Die Christen.

Das waren die blutigen und grausamen Vergnügungen, die sich von Zeit zu Zeit den Römern boten. Diese unmenschliche Belustigung behauptete über ein Jahrtausend ihre Herrschaft und kann weit in's graue Alterthum zurückgeführt werden. Lange bevor das Christenthum dämmerte und der Grundstein zum gewaltigen Coliseum gelegt war, machten sie die Dichter zum Gegenstande ihrer Gesänge, malten sie die Redner in farbenreichen Schilderungen aus, und auch die Fresken an den Wänden mußten diese blutigen Spiele verherrlichen, der geduldige Marmor ihre Schrecken überliefern.

Die zwei bedeutendsten der noch vorhandenen Ruinen des alten Roms sind Denkmäler seines Heidenthums und seiner Grausamkeit. Die Pracht und der Glanz des Pantheons und des Coliseums bilden einen schroffen Gegensatz zu den Scenen, die sich dort abspielten. Wenn wir den Schleier lüften, welchen eine lange Vergangenheit gezogen hat, und die Römer auf dem Gipfel ihrer Machtentwickelung betrachten, sind wir nicht minder entsetzt, als erstaunt, ob all jener düstern, traurigen Erinnerungen der Grausamkeit und Tyrannei, welche jedes Blatt ihrer Geschichte beflecken. Die Leute, welche in jenen blutigen Genüssen schwelgten, waren Menschen wie wir; damals wie jetzt war das Herz edler Gefühle fähig. Im Coliseum schauten Senatoren den grausamen Spielen zu, welche mit Ehren in jedem

Parlamente der Jetztzeit gesessen hätten; ferner Dichter, die nach den Spielen heimeilten und auf parfümirten Täfelchen ein erschütterndes Bild des aufregenden Schauspiels entwarfen, mit derselben Hand, mit der sie zum Morde Beifall geklatscht. Dort saßen Familienväter, die stürmisch verlangten, daß der verwundete Gladiator niedergestoßen und sein sterbender Leib von dem siegreichen Widerpart mißhandelt und förmlich zerrissen werde, während sie am Nachmittag ihre Kinder mit aller Zärtlichkeit erzogen, deren die Liebe eines Vaters fähig ist. Dann saß auch dort das von Natur so zarte, liebende, gefühlvolle Weib, entstellt durch Blutgier; die edle Dame und die vestalische Jungfrau, in Weiß gekleidet und mit Blumen bekränzt, wurden in diesem Theater zu Furien und sie senkten den juwelengeschmückten Daumen, zum Zeichen, daß man den gestürzten Kämpfer ermorde. Und doch fühlte die eine all die veredelnden Bande, die ein Weib, eine Mutter, eine Freundin fesseln, und doch hatte die andere einen Stand erwählt, der sie zur christlichen Tugend der Keuschheit verpflichtete. Wehe, wie tief sinkt die menschliche Natur ohne das Christenthum! Sie alle waren die Opfer des Heidenthums, jener schrecklichen Sclaverei, in welcher alle Völker der Erde vor der Ankunft des Welterlösers gefangen waren. Wir können leicht ein Bindeglied zwischen den namenlosen Greulthaten der alten Heiden und den unmenschlichen Gebräuchen bei jenen heidnischen und ungläubigen Nationen entdecken, die noch jetzt in der Finsterniß des Todesschattens begraben sind. Wir können im Geiste von den Greueln und Blutbädern des Coliseums, von dem un-

barmherzigen Gemetzel von Frauen, Kindern und wehrlosen Gefangenen, deren Geschrei um Gnade die Musik eines römischen Triumphzuges war, übergehen zu den entarteten Sitten jener Völkerschaften, die ihre Kinder an verlassenen Ufern oder im Gebirge aussetzen, ihre Greise umbringen, lebendige Menschenopfer unter die Räder des Triumphwagens ihrer Götzenbilder werfen, oder zu einem Lager der Wilden von Dahomey, die mit thierischem Behagen beim Feuerschein sitzen und ein Mahl von Menschenfleisch verschlingen.

Aber es ist eine neue Aera über die Erde heraufgedämmert. Im Lichte jenes Glaubens, welchen Rom vergeblich in dem Coliseum zu vernichten suchte, lesen wir die Lösung jener schrecklichen Lebensfrage. Sie wußten nichts von der erhabenen Moral Dessen, der gesagt hat: „Daran soll die Welt erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet.“ Die starre Finsterniß der Erbsünde lag viertausend Jahre lang über der Welt, und das Heidenthum und der Götzendienst und alle die Thorheiten in ihrem Gefolge waren das Erzeugniß jener ersten Sünde. Aber als nach dem Rathschlusse Gottes die Zeit für die Wiedergeburt der Menschheit gekommen war, da verbreitete sich der neue Zustand der Dinge nicht über die Welt wie der Sonnenstrahl, welcher aus der Wolke bricht. Es gefiel dem Allmächtigen vielmehr, daß Sein Reich seinen Weg sich erkämpfe und seine Herrschaft mühsam erringe. Er sandte Seine Apostel hinaus in die Welt, um dieselbe durch die unsichtbaren Waffen des Glaubens zu überwinden. Sie griffen sie an und eroberten sie. Vierhundert Jahre lang wüthete der Kampf; das Heidenthum konnte der

unsichtbaren Macht der unbewaffneten Apostel nichts Anderes entgegenstellen, als seine Grausamkeiten und Schrecken; aber die Mächte der Finsterniß zerstoben Angesichts der unzerstörbaren Kraft der Nachfolger Christi. Indeß manches edle Opfer muß fallen, bevor der Sieg errungen ist, und Ströme edleren Blutes, als das der Bestien und Gladiatoren, müssen bis dahin die Arena des Coliseums beflecken.

Noch eine andere Art der Belustigungen müssen wir zu den schon aufgezählten hinzufügen. Etwa achthundert Jahre nach der Erbauung Roms erschien eine neue Menschenrace, die dem verderbten Geschmacke des Volkes neuen Stoff liefern mußte. Es waren Menschen, die keine Waffen suchten, sich zu wehren, keine Furcht zu sterben zeigten. Man hatte es lange genug gesehen, wie die bewaffneten Gladiatoren mit wahnsinnigem Muthe um ihr Leben fochten, wie kräftig und gewandt die Thierkämpfer ihre Aufgabe lösten, und wie andererseits die wehrlosen Unglücklichen jammervoll blickten und aufschrieen, welche ohne Aussicht auf Gegenwehr dem Tode preisgegeben wurden. Jetzt aber war es ein neuer, ein ungewohnter Genuß, Menschen mit furchtlosem Schritt und heiterer Stirne in die Arena schreiten zu sehen: die Augen gen Himmel gerichtet, wo sie glänzende Bilder der Glorie zu schauen schienen, verkündeten sie laut und unerschrocken die Religion des gekreuzigten Gottes. Jene Menschen gehörten zu der verrufenen Secte, die von Judäa gekommen war; sie verachteten die Götter des Reiches — es waren Christen — nicht die freundlosen Gefangenen aus Thracien und Gallien, nicht elende Sclaven, deren Leben das

Eigenthum ihres Herrn war, sondern Leute aus den edelsten Familien des Staates, einige sogar Mitglieder des kaiserlichen Hauses. Anstatt des gemästeten und abgehärteten Gladiators ist es jetzt die zarte Jungfrau in der Jugend Blüthe, die der Wuth des Löwen Stand hält. Triumphe anderer Art werden die dichtgedrängten Zuschauermassen in Staunen versetzen und die wildesten Thiere des Waldes und der Wüste werden zu Füßen der Martyrer Christi sich schmiegen.

Fünftes Kapitel.

Der erste Martyrer des Colisseums.

Noch rauchten die Trümmer der verbrannten Stadt auf dem palatinischen und esquilinischen Hügel, als Nero den Gedanken faßte, die Wuth des Volkes an dem Blute der Christen zu sättigen. Jenes Ungeheuer, dessen Name mit jeder denkbaren Grausamkeit und Ruchlosigkeit in Verbindung steht, war der erste römische Kaiser, welcher eine Verfolgung gegen die Diener Gottes veranstaltete, die Niemanden etwas zu Leide thaten. Die Edicte wurden erlassen; allenthalben tönte das Geschrei nach Ausrottung des Christenthums. Die ganze heidnische Welt erhob sich gegen es in Waffen. Kaum waren die schrecklichen Erlasse im ganzen Reiche verkündigt, als das Volk wie von Dämonen besessen schien, denn Alles stürzte sich mit unmenschlicher Wuth auf die schuldlosen, wehrlosen Nachfolger des Gekreuzigten. Der wahnsinnige Plan, die Christen auszurotten und zu ver-

nichten, faßte seine Wurzeln in Rom und verbreitete sich von da durch jede Provinz und Stadt des Reiches. Glieder derselben Gemeinde, ja derselben Familie wurden die Ankläger und Schergen der andern. In den folgenden Blättern sind zwei bis drei Fälle verzeichnet, wo Väter vergebens durch alle Martern der Folter und Strafen die Standhaftigkeit ihrer zarten und unschuldigen Kinder zu erschüttern suchten. In allen Städten und Dörfern hatten die Beamten die unbeschränkte Willkür, die Christen zu plündern, einzukerkern, zu foltern und hinzurichten, und diese kleinen Angestellten übertrugen ihrerseits ihre Gewalt den niedrigsten und grausamsten Subjecten in ihrem Solde.

„Es ward überdies verordnet," so läßt der heilige Eusebius einen Martyrer sprechen, „daß Niemand Rücksicht oder Mitleid für uns haben, sondern alle uns so betrachten und sich so gegen uns verhalten sollten, als wären wir keine Menschen mehr."

Diese Schrecken hörten mit den Tyrannen, die sie begonnen hatten, nicht auf. Drei Jahrhunderte hindurch setzten die Mächte der Hölle diesen Krieg gegen die Kirche mit mehr oder weniger Wuth fort, steigend und fallend, wie die Wogen des Oceans; einmal niederstürzend mit dem Schaum und Getöse der Sturmfluth, dann stille und ruhig wie ein See.

Der große heilige Basilius gibt bei der Schilderung der diocletianischen Verfolgung einen allgemeinen Begriff von den Greueln und Schrecken jener furchtbaren Zeiten:

„Die Häuser der Christen," schreibt er, „wurden zertrümmert und niedergerissen, ihre Güter wurden die

Beute des Raubes, ihre Körper der grimmigen Lictoren, welche sie wie wilde Thiere zerrissen, indem sie die Frauen am Haar bis auf die Straßen schleiften, gleich unempfindlich für die Regungen des Mitleids bei der bejahrten Matrone, wie bei der zarten Jugend. Die Unschuldigen wurden Qualen unterworfen, wie sie gewöhnlich nur für die gemeinsten Verbrecher verspart wurden; die Gefängnisse waren angefüllt mit den Insassen von Christenwohnungen, die nunmehr verödet liegen, und die unwegsamen Wüsten und die Höhlen der Wälder wimmelten von Flüchtlingen, deren einzige Schuld die Verehrung Jesu Christi war. In diesen trüben Zeiten verrieth der Sohn den Vater, klagte der Vater seine eigenen Kinder an, strebte der Sclave nach des Herrn Eigenthum, indem er ihn denuncirte, verlangte der Bruder nach des Bruders Blut: kein Gefühl, kein Band der Menschlichkeit schien mehr anerkannt zu sein, man mußte meinen, daß in Alle ein Dämon gefahren sei. Das Gotteshaus ward von ruchloser Hand entweiht, die heiligsten Altäre umgestürzt; kein reines Opfer, kein Weihrauch ward mehr dargebracht; es war kein Platz geblieben für die göttlichen Geheimnisse; überall tiefe Trauer, schwarze Nacht, die jeden Trost ausschloß; die Priestercollegien wurden in alle Welt zerstreut; weder Synode noch Concil konnte aus Furcht vor dem Gemetzel, das allerwärts wüthete, zusammentreten, sondern die bösen Geister feierten ihre Orgien und besudelten Alles mit dem dampfenden Blut ihrer Schlachtopfer."

Die Katakomben sind ewige Denkmäler dieser Schreckenszeiten; jene düsteren Grüfte und dunkeln

Gänge in den Eingeweiden der Erde sind die kostbarsten Archive der Kirche; denn ihre rohen Steinplatten mit der Palme und dem Kranze berichten uns von etwa einer Million Martyrer.

Das Coliseum ist ein weiteres Zeugniß für die Triumphe der Vergangenheit. Es entstand mitten in den Schrecken der Verfolgung und wurde das Schlachtfeld, wo die Unschuld und Schwäche gegen die Tyrannei und Schuld stritten. Das Blut, die Wunder und Siege der jungen Kirche haben eine heilige Erinnerung um diese ehrwürdige Ruine gewoben, so daß wir derselben mit einer gewissen religiösen Scheu uns nähern. Auf Tausende schätzt man die Martyrer, die in jener Arena ihr Blut verspritzten, obwohl nur von einigen wenigen sichere Berichte überkommen sind. Unter diesen Martyrern fanden sich Personen von jedem Geschlechte und jeder Lebensstellung: Prinzen von königlichem Geblüte, Bischöfe, hochbejahrte Matronen, Mädchen im Glanze der Jugend und Unschuld und Kinder in den zärtesten Jahren. Ihr Muth, ihre Sanftmuth, ihr Triumph über Leiden und Tod waren die beredte Macht, die das Kreuz aufpflanzte, das noch jetzt seinen Schatten über die verödete Arena wirft. Die Martyreracten des Coliseums, insoweit sie noch vorhanden sind, bilden eine der interessantesten und wundervollsten Seiten in der frühesten Kirchengeschichte. Sie sind ebenso schön, als beredt und rührend und stellen die Kraft, Erhabenheit und Herrlichkeit des Christenthums in einen schneidenden Gegensatz zu der Niedrigkeit, Schwachheit und Verdummung des Unglaubens; sie bilden unbestreitbare Beweise für die Göttlichkeit der Kirche Gottes.

Wer war der erste Martyrer des Colifeums? Die Antwort auf diese Frage wird die Antwort auf eine andere gleich wichtige enthalten. Wer hat dieses wunderbare Meisterwerk der Baukunst entworfen und ausgeführt? Welcher große Geist erdachte diesen Riesenbau, berechnete all dessen Maßverhältnisse in ihrer musterhaften Ordnung und Gleichmäßigkeit, hob Bogen auf Bogen, Reihe auf Reihe, brach und behieb diesen Berg von Travertin zu dem gelungensten Werk der alten Kunst? Strömt nicht Alles, was von dem herrlichen Amphitheater berichtet wird, über von dem Lobe eines großen Mannes, dessen überlegenem Talent und Schöpfergeist es sein Entstehen dankt? Wer war es, daß wir sein Bild auf den Altar des Genies erheben, und ihm den Weihrauch unserer Anerkennung und Huldigung streuen?

Der Baumeister des Coliseums braucht nicht das Flittergold menschlichen Lobes, die Freunde der Kunst jedoch nennen seinen Namen mit Ehrfurcht, denn er war ein Christ und ein Martyrer.

Merkwürdigerweise war der Erbauer des Coliseums nahezu siebenzehnhundert Jahre unbekannt. Sicherlich muß ein Gebäude von solcher Größe, bis in's Einzelne so kunstreich durchgeführt, das Werk eines überlegenen Geistes gewesen sein. Jedes bedeutende Bauwerk erwirbt seinem Baumeister Ehre; der Name der berühmten Erbauer der alten Denkmäler glänzt noch immer in den Blättern der Geschichte, wenn auch die bewunderswerthen Werke ihres Geistes längst von der Erde verschwunden sind.

Ein gelehrter Geschichtsschreiber des vorigen Jahr=

hunderts [1]), der in der ewigen Stadt und im Schatten des Coliseums selbst schrieb, macht folgende schöne Bemerkungen: „Es verdient Nachdenken, daß ungeachtet der Herrlichkeit dieses Werkes, so ausgezeichnet in seiner Architektur, so bewundernswerth in seiner Ausführung, daß Martial es sogar über alle Wunder der Welt stellte, weder er, noch irgend ein Schriftsteller der Folgezeit dessen großen Baumeister erwähnt hat."

Der römische Dichter Martial blühte, wie wohl bekannt, unter der Regierung des Vespasian, Titus und Domitian. Er erhebt das Andenken des Rabirius mit pomphaften Lobsprüchen, weil dieser unter der Herrschaft des Domitian einen großen Anbau an den Kaiserpalast ausgeführt hatte. Er singt, daß dieser Baumeister einen Palast gebaut habe, der bis an die Wolken reichte und den Glanz der Sterne widerstrahlte; daß sein Geist durch die entfernten Himmelsräume gedrungen sei und von dem Glanze des himmlischen Baues die Pracht und Majestät seines Entwurfes entlehnt habe. „Mit wie viel mehr Recht," fährt der eben citirte Geschichtsschreiber fort, „hätte er nicht den Namen und Ruf des großen Erbauers des Coliseums unsterblich machen müssen — eines Werks, das dem Palast auf dem Palatin weit überlegen und von einem ebenso berühmten und dem Martial selbst ebenso gut bekannten Manne erbaut ist?"

Martial beschränkte sich nicht auf eine zufällige und vorübergehende Anspielung auf das Coliseum, sondern machte sich zu dessen Lobredner; seine besten Gedichte behandeln die Schrecken des Amphitheaters; den=

1) Marangoni.

noch geht er, während er mit bombastischem Lob die Verdienste des unbedeutenderen Architekten erhebt, welcher an dem goldnen Hause einen neuen Flügel anbaute, mit Stillschweigen über den Namen weg, der in goldnen Lettern in seinen Versen über das Coliseum prangen sollte. Ist nicht dieses Schweigen des Martial und gleichzeitiger Schriftsteller ein geschichtliches Räthsel?

Siebenzehn Jahrhunderte waren über die unvergänglichen Mauern dieses merkwürdigen Denkmals aus dem Alterthum hinweggezogen; Touristen und Fremde kamen von allen Richtungen der Windrose, um die Ruine zu bewundern, die noch in ihren Trümmern einen unbekannten Erbauer verewigte. Vergebens suchten die Freunde des Alterthums in den alten Geschichten und Ueberlieferungen nach dem Namen dieses Mannes, sie forschten auf den verblaßten Inschriften und zerbrochenen Marmorplatten, die noch an den zerfallenden Wänden hingen, in der Hoffnung, etwas zu seinem Lobe zu finden; aber ewige Vergessenheit hätte seinen Namen verhüllt, wenn nicht eine zufällige Entdeckung ihn zu Tage gefördert hätte.

Gelegentlich einiger Ausgrabungen in den Katakomben der heiligen Agnes an der Via Nomentana wurde ein rohes Grab entdeckt. Es war geschlossen mit einer Marmorplatte, die Kranz und Palme trug, nebenan war das Blutfläschchen, das untrügliche Zeugniß des Martyrthums. Eine rohe Inschrift zeigte an, daß hier Gaudentius, der Erbauer des Coliseums, ruhe.

Jetzt haben wir die Erklärung für das befremdende Schweigen des Martial und der zeitgenössischen

heidnischen Schriftsteller. Gaudentius war ein Christ und ein Martyrer; er gehörte der Secte an, die mit dem ganzen Machtapparate des Reiches gehaßt und verfolgt wurde; wahrscheinlich war er eines der ersten Opfer, deren Blut in der Arena des Amphitheaters vergossen wurde. Der römische Kaiser wollte nicht allein das Christenthum vernichten, sondern es aus dem Gedächtniß der Menschheit auslöschen; kein öffentlicher Act war zu Gunsten der Christen gestattet; es war Verrath, sie zu beherbergen, sie zu loben oder überhaupt sich vorzustellen, als wären sie eines Großen oder Edeln fähig. Der schmeichlerische Dichter, der nur nach einem Lächeln des Cäsaren haschte, kannte wohl den Stoff, der gefallen mochte; er wollte sein Leben nicht auf's Spiel setzen, indem er Theilnahme mit den verfolgten Dienern des Kreuzes äußerte. So ist Gaudentius ohne Denkmal dahingegangen; die ängstlichen Freunde, die seine geheiligten Ueberreste zusammenlasen, legten sie in den dunkeln Krypten der Katakomben in das Grab eines Martyrers, und in der schwachen Hoffnung, daß die Nachwelt eines Tages seinen Geist und sein Talent erkennen werde, ritzten sie in rohen Zügen auf die Marmorplatte über ihm die Verse, aus denen wir ihn als den Erbauer des Coliseums kennen lernen. Es darf nicht überraschen, daß die Ueberreste des Gaudentius wie die Ueberreste von hunderten berühmter Martyrer so ganz in der Stille und ohne äußerliche Ehre in den dunkeln Begräbnißstätten der Katakomben beigesetzt wurden. Zu einer Zeit, wo überall Schrecken und Verwirrung herrschte, wo die geängstigten Ueberlebenden die Ueberreste ihrer gemarterten Freunde nur verstohlen und

in tiefer Nacht sammeln konnten, da war es nicht gerathen, an ihre Verdienste und ihren Triumph in gelehrten Grabschriften oder unvergänglichen Denkmälern zu erinnern.

Es glänzen Tausende von Heiligen unter der weißgekleideten Schaar, die dem Lamme folgt, wohin es immer geht, ohne daß die streitende Kirche etwas Weiteres von ihnen kennt, als den Namen. In den Erinnerungen der Katakomben treffen wir hie und da noch einige treffende, aber kurze Verse zum Lobe eines einzelnen Martyrers, — vielleicht der rohe Entwurf eines überlebenden Freundes, von einer lieben Hand in den harten Stein gemeißelt, unter dem matten Licht einer Oellampe. Derart sind die Verse auf dem Grabe des Gaudentius:

SIC · PREMIA · SERVAS · VESPASIANE · DIRE
PREMIATVS · ES · MORTE · GAVDENTI · LETARE
CIVITAS · VBI · GLORIE · TVE · AVTORI
PROMISIT · ISTE · DAT · KRISTVS · OMNIA · TIBI
QVI · ALIUM · PARAVIT · THEATRV · IN · CELO.

Hier haben wir einen Panegyrikus in wenigen, ebenso einfachen wie erhabenen Worten. Wir ersehen daraus, daß unser Held das Opfer schmählichen Undanks, und obwohl sein Geist zu dem Ruhme der Stadt beigetragen hatte, seine Belohnung ein grausamer Tod war. Der Christ, der diese Inschrift eingrub, schien sich mit dem Ruhm und der Anerkennung zu trösten, welche sein Freund in der andern Welt erndtete. „Der Kaiser hatte dir große Belohnungen versprochen,“ so scheint er zu sagen, „aber falsch und undankbar war

der Heide. Er, der große Schöpfer des Himmels, der untrüglich ist in Seinen Versprechungen, hat zum Lohne für deine Tugend dir einen Platz in dem ewigen Theater der himmlischen Stadt bereitet."

Beim ersten Anblick scheinen diese Verse nicht jene große Wichtigkeit zu besitzen, welche wir ihnen beigemessen; aber nur eine kurze Prüfung wird beweisen, daß sie eine der einfachsten Geschichtstafeln des Alterthums sind. In der Zeit des Vespasian wurde außer dem Coliseum kein anderes Theater erbaut; es war der „Ruhm der Stadt" und ist es noch in seinen Ruinen. Obgleich Vespasian die Christen nicht verfolgte, so gab es doch unter seiner Regierung Martyrer; denn die Gesetze Nero's waren nicht zurückgenommen und wurden noch mit größerer oder geringerer Gewalt in verschiedenen Theilen des Reiches durchgeführt. Wir lesen u. A. von dem hl. Apollinaris, Bischof von Ravenna, in dem römischen Martyrologium unterm 22. Juli: „der unter Kaiser Vespasian ein glorreiches Martyrium bestand [1])." Eusebius in seiner Kirchengeschichte (III. 15.) wie auch Baronius (anno 74) behaupten, daß Vespasian eine schreckliche Verfolgung gegen die Juden eröffnete; alle, welche sich für Abkömmlinge Davids ausgaben, wurden hingerichtet. Unter den Heiden nun wurden Christen und Juden als dieselben betrachtet. Dio Cassius erzählt von Domitian, daß er diejenigen zum Tode verurtheilte, „welche zu den Gebräuchen der Juden über-

---

1) Qui sub Vespasiano Caesare gloriosum martyrium consummavit.

gegangen waren“ (lib. 47 [1]), das ist: die Christen wurden. Oberflächliche Leser mögen ihre Zweifel wegen der Schlußfolgerung aus dieser Inschrift hegen. Man kann tausend Fragen aufwerfen und viele Einwände erheben, aber ohne in eine zeitraubende und vielleicht langweilige Prüfung der Frage einzugehen, wird es genügen zu constatiren, daß nach der angenommenen Meinung aller neueren Alterthumsforscher dieselbe sich nur auf den Erbauer des Coliseums beziehen kann. Unter den Schriftstellern, welche diese Meinung als über jeden Zweifel erhaben vertheidigen, sind Arringhi, Nibby, Rossi, Marangoni, Msgr. Gerbet u. a.

Die Platte, welche diese Inschrift enthält, ist gegenwärtig in der unterirdischen Kirche der hl. Martina auf dem Forum zu sehen. Martina war eine der Jungfrauen, welche den wilden Thieren im Coliseum vorgeworfen wurden. Die unterirdische Kapelle ist ein Edelstein der Baukunst und ein dauerndes Denkmal für den Geist und die Hochherzigkeit des Pietro da Cortona, der sie selbst entwarf und baute. Sie ist reich verziert und besitzt viele Stücke schönen und seltenen Marmors. Unter den Verzierungen, welche ihre Wände schmücken, ist keine so interessant, als die rohe Steinplatte des Gaudentius.

Ueber sein Leben und seine Todesart ist nichts Näheres bekannt; seine Geschichte, sein Martyrthum und seine Anerkennung stützen sich ausschließlich auf diese kurze, dunkle Grabinschrift. Die Gedenkblätter der Kirche aber haben in strahlenden Lettern die Namen

---

1) Qui in mores Judaeorum transierant.

jener Helden eingezeichnet, deren Talente oder Triumphe der Ruhm der früheren Zeiten waren, und unter ihnen soll stets auch der Erbauer des größten Werkes im Alterthum, der Christ und Martyrer Gaudentius, genannt werden.

Sechstes Kapitel.

Der heilige Ignatius.

Nach der glorreichen Verklärung auf dem Tabor zog sich der Heiland mit Seinen Jüngern nach Galiläa zurück. Nachdem Er ihnen Sein Leiden und Seinen Tod vorhergesagt, und sie auf die furchtbaren Auftritte vorbereitet hatte, welche in wenigen Tagen bevorstanden, begann Er Seine letzte, denkwürdige Reise nach Jerusalem. Seine Jünger folgten Ihm in kurzer Entfernung. Auf dem Wege nach Kapharnaum unterhielten sie sich miteinander und stritten sich, wer von ihnen der größte sei. Ihr Herz war damals noch nicht von dem Lichte des heiligen Geistes erleuchtet, und sie kannten noch nicht die erhabenen Tugenden der christlichen Sittenlehre.

Aber Jesus wußte, was unter ihnen vorging. Als sie in Kapharnaum anlangten, trat Er in ein Haus, hieß Seine Jünger um sich sitzen und begann ihnen jene schönen Lehren von der Demuth zu geben, welche die Grundlage aller wahren Größe sind. Mit der gewohnten Freundlichkeit fragte Er sie: „Wovon habt ihr unterwegs geredet?“ Aber sie schwiegen.

Ein Lichtstrahl war in ihr Herz gedrungen, als die Worte Jesu ihr Ohr berührten, und sie erkannten erröthend ihren Stolz. Neben dem Heiland stand ein schönes Kind — ein helläugiger kleiner Knabe von vier bis fünf Jahren, dessen goldenes Haar in Locken auf die Schultern fiel. Er war das Bild der Unschuld und Schönheit. Jesus rief das Kind zu sich, küßte es auf die kleine Stirne, stellte es vor Seine Jünger und sprach mit den süßen Tönen Seiner himmlischen Stimme zu ihnen: „Wahrlich, Ich sage euch, wenn ihr euch nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Wer sich selbst erniedrigen wird, wie dieses kleine Kind, der wird im Himmelreich der größte sein.“ (Matth. 18, 3.)

Jenes Kind war Ignatius [1]). Jenes Kind, das Christus umarmt und wegen seiner Unschuld als Vorbild alles wahrhaft Großen vorgestellt hatte, war in späteren Jahren der große Bischof von Antiochien, der von den wilden Thieren im Coliseum zerrissen wurde.

Wir wissen nichts von dem Jugendleben des hl. Ignatius. Er tritt zum ersten Male in der Geschichte als Bischof von Antiochien auf. Zuerst hatte der hl. Petrus seinen Sitz in dieser Stadt aufgeschlagen, die zu damaliger Zeit zu den größten des römischen Rei-

1) Obgleich dieser Umstand von einigen alten Schriftstellern erwähnt wird, so hat er doch keine weitere historische Begründung, als die fortlaufende, fromme Tradition. Wir geben ihn nicht als sichere Thatsache, sondern haben ihn nur als eine interessante Einleitung zu den unzweifelhaft ächten Acten dieses großen Martyrers gebracht.

ches zählte, und hier die junge Kirche Christi sechs Jahre hindurch geleitet. Im Jahre 44 kam er nach Rom, und errichtete gerade im Herzen und Mittelpunkt des Heidenthums den unzerstörbaren Thron des Papstthums, der dauern wird bis an's Ende der Zeiten. Auf dem Stuhle von Antiochien folgte ihm der hl. Evodius und nach diesem Ignatius. Unser Heiliger war ein Schüler des glorreichen Apostels selbst und des hl. Johannes. Von diesen tüchtigen Lehrern hatte er die erhabene Wissenschaft der Liebe Gottes gelernt, welche ihn zum Pfeiler und zur Zierde der alten Kirche gemacht hat. Nach den Aposteln selbst war er einer der bedeutendsten Männer der Kirche; seine Zeitgenossen und die Väter der drei folgenden Jahrhunderte nennen seinen Namen mit der größten Ehrerbietung. Der hl. Polykarpus und Chrysostomus haben ihn zum Gegenstand ihrer herrlichsten Reden gemacht. Nachdem er den Bischofsstuhl von Antiochien über fünfzig Jahre innegehabt, gefiel es dem Allmächtigen, ihn zu seiner Krone zu berufen, durch einen Tod, der ein Ruhm und ein Vorbild für die Kirche sein sollte. Die Geschichte seines Wirkens und seiner Tugenden steht nicht aufgezeichnet; aber alle Einzelheiten seines Todes wurden von Augenzeugen aufbewahrt und in den verschiedenen Kirchen verbreitet; deßhalb zählen seine Acten zu den authentischsten des Alterthums. Das Originaldocument in griechischer Sprache ist noch erhalten und wurde im Jahre 1690 zu Paris von Ruinart veröffentlicht.

Sein Martyrthum beginnt nach der zuverlässigen Quelle im Jahre des Herrn 107, als Trajan das Reich der Cäsaren beherrschte und auf St. Peters Stuhle der

hl. Evaristus saß. Der Sturm, der unter der Regierung des Domitian über die Kirche hereingebrochen war, ließ gerade etwas nach. Nach den Berichten der Geschichtsschreiber war Trajan von Natur kein Freund des Blutvergießens und von viel menschlicheren Gefühlen, als irgend einer seiner Vorgänger, beseelt; aber der öffentlichen Meinung gegenüber war er feige und unfrei. Er erstickte sein eigenes Gefühl, um den unmenschlichen Gelüsten des Pöbels zu Gefallen zu sein; um recht populär zu werden und angeblich aus Verehrung gegen die Götter des Reiches, frischte er von Zeit zu Zeit die greuligen Verfolgungsscenen gegen die schuldlosen Christen wieder auf. Auch der hl. Ignatius fiel ihm zum Opfer.

Trajan hatte im achten Jahre seiner Regierung einen glänzenden Sieg über den König Decebalus von Dacien erfochten und dessen ganzes Gebiet zu dem römischen Reiche geschlagen. Im nächsten Jahre unternahm er einen Zug gegen die Parther und Armenier, die Bundesgenossen der unterworfenen Dacier. Nach seiner Ankunft zu Antiochien suchte er Alle, welche den Göttern nicht opfern wollten, mit den strengsten Strafen einzuschüchtern. Dortselbst waren die Thätigkeit und die Predigten des ehrwürdigen Bischofs von einem solchen Erfolge gekrönt, daß die Kirche eine reiche Blüthe entfaltete und nicht mehr als die verächtliche Gemeinschaft einiger wenigen Personen gelten konnte. Voll Neid sahen die Heiden, wie die Christen rings um sie herum zunahmen, und benutzten die Anwesenheit des Kaisers, um deren Ausrottung zu verlangen. „Der hochherzige Streiter Jesu Christi," berichten die Acten

des Heiligen, „fürchtete nur, seine Kirche möchte der Schauplatz entsetzlichen Mordens werden, und begab sich daher von freien Stücken in ihre Hände, damit sie ihre Wuth an ihm sättigen möchten, aber seine Heerde verschonten.“ Er wurde sofort vor den Kaiser geführt und als Haupt und Beförderer des Christenthums in der Stadt angeklagt. Trajan herrschte in hochmüthigem und wegwerfendem Ton den betagten Bischof, der furchtlos vor ihm stand, folgendermaßen an: „Wer bist du, verruchter, böser Dämon, der du es nicht nur wagst, unsere Befehle zu übertreten, sondern auch Andere mit dir in's Verderben zu stürzen suchst?“ Der Heilige erwiderte sanft: „Die bösen und verruchten Geister gehören der Hölle an, mit den Christen haben sie nichts gemein; du kannst mich nicht bös und verrucht schelten, denn ich trage den wahren Gott in meinem Herzen; die bösen Geister zittern vor den Dienern des Gottes, den wir anbeten. Ich besitze Jesus Christus, den unbeschränkten Herrn des Himmels und König aller Dinge; mit Seiner Gnade kann ich alle Nachstellungen der höllischen Geister vereiteln.“

„Und wer,“ fragte Trajan, „besitzt und trägt seinen Gott im Herzen?“

„Jeder, der an Jesus Christus glaubt und Ihm aufrichtig dient,“ entgegnete der Heilige.

„Glaubst du also nicht, daß wir unsere unsterblichen Götter in uns tragen? Siehst du nicht, wie sie uns als Bundesgenossen gegen die Feinde begünstigen, und welch' große und ruhmreiche Siege wir durch ihre Hilfe davongetragen haben?“

„Du irrst,“ erwiderte Ignatius mit Majestät,

„wenn du jene Dinge, die du anbetest, Götter nennst; sie sind verfluchte Geister, sie sind die Teufel der Hölle; es gibt nur Einen wahren Gott und Er hat den Himmel, die Erde und das Meer und Alles, was besteht, erschaffen, und es gibt nur Einen Jesus Christus, den eingebornen Sohn des Höchsten, und Ihn bitte ich demüthig, mir dereinst den Besitz Seines ewigen Reiches zu verschaffen."

„Wer ist dieser Jesus Christus, den du genannt hast? Ist es der, welcher von Pontius Pilatus zum Tode verurtheilt wurde?"

„Ja, von dem spreche ich," antwortete Ignatius; „Er wurde an's Kreuz geschlagen. Er hat meine Sünden sammt ihrem Urheber vertilgt und legt durch Seinen Tod alle Macht und Bosheit des bösen Feindes zu Füßen derjenigen, die Ihn andächtig im Herzen tragen."

„Trägst du denn diesen gekreuzigten Jesus in dir?" fragte der Kaiser mit spöttischem Lächeln.

„So ist es," antwortete Ignatius, „denn Er sagt uns in der hl. Schrift: „Ich werde in ihnen wohnen und wandeln." (2. Kor. 6, 16.)

Trajan schwieg für einen Augenblick, widerstreitende Gedanken zogen durch seinen Geist. Es drängte ihn die Neugierde, mehr von der Religion der Christen zu hören, und ergriffen von der ehrwürdigen Erscheinung des Dieners Christi, wollte er ihn schon mit einem leichten Verweise nach Hause entlassen; aber der Dämon des Stolzes und Unglaubens erhob sich in seinem Herzen und erinnerte ihn, daß eine Nachgiebigkeit gegen die verhaßte Secte als ein Zeichen der

Schwäche gelten, seine Popularität schädigen und die Verehrung der Götter beeinträchtigen könnte. Nach kurzem Schwanken verkündete er von seinem Throne folgendes Urtheil gegen den hl. Bischof: „Wir befehlen, daß Ignatius, welcher sagt, er trage den gekreuzigten Jesus in sich, gefesselt nach der Hauptstadt Rom geschleppt, und zur Belustigung des römischen Volkes bei den Spielen im Amphitheater den wilden Thieren als Futter vorgeworfen werde."

Als Ignatius diesen Spruch vernahm, warf er sich auf die Kniee, streckte seine Arme gegen Himmel, und rief voll Freude aus: „O Herr, ich danke Dir, daß Du mich mit dem kostbarsten Zeichen Deiner Liebe hast ehren wollen und gestattet hast, daß ich um Deinetwillen, wie der Apostel Paulus, gefesselt werde." Wie er so kniete, Arme und Augen gen Himmel erhoben, da schien es, als empfange er schon auf Erden ein Vorgefühl jener unaussprechlichen Freuden, die er so heiß ersehnte und so bald genießen sollte. Aus seiner Verzückung riß ihn die rohe Faust eines Soldaten, der seine schwachen Hände ergriff und in die Fesseln eines Verbrechers legte; sein Verbrechen war, daß „er den gekreuzigten Jesus in sich trug." Er leistete keinen Widerstand, sondern ging voller Freude und für seine verlassene Heerde betend, mit seinen Wächtern nach der Gefängnißzelle, um dort auf den Weitertransport nach Rom zu warten. Es hatte sich in dem Hofe des Statthaltereipalastes, in welchem der Kaiser residirte, eine große Menge Menschen angesammelt; als sie den ehrwürdigen Bischof gefesselt und zum Tode verurtheilt sahen, entrang sich Aller Lippen ein Gemurmel des Mit-

leids; Vieler Augen wurden feucht, und sie schluchzten; es waren die Christen, die zusehen mußten, wie ihr geliebter Bischof und Vater rücksichtslos zu einem schmachvollen Tode fortgeschleppt wurde.

Der hl. Chrysostomus behandelt mit vieler Beredtsamkeit und Pietät die Frage, warum Ignatius zur Hinrichtung nach Rom gebracht wurde. Die Martyrer wurden in der Regel gleich vom Gericht auf den Richtplatz geschafft und sogar noch öfter, um die ohnmächtige Wuth der geschlagenen Tyrannen zu kühlen, im Gerichtshofe selbst gefoltert und hingerichtet. Aber Trajan war von Natur nicht gerade so roh und hätte wohl die Verfolgung gegen die Christen eingestellt, wenn er nicht die Unzufriedenheit des Volkes gefürchtet hätte. Wenn er den greisen Bischof nach Rom schleppen und vor Zehntausenden von Zuschauern den wilden Thieren vorwerfen ließ, so geschah dies einzig deßhalb, damit das ganze Reich seinen Eifer im Dienste der Götter priese und das Volk von der Annahme des Christenthums abgeschreckt würde, wenn es dessen Häupter verurtheilen und hinrichten sah. Aber die göttliche Vorsehung, die auch aus den schlechten Handlungen der Menschen Gutes erzielen kann, bestimmte diese Reise zur Erbauung der Kirche und Erlösung unzähliger Seelen. Die Standhaftigkeit, Frömmigkeit und Beredtsamkeit des Martyrers auf seinem Wege zum Tode verbreiteten weithin die erhabenen Wahrheiten des göttlichen Gesetzes, von seinem Herzen strahlte er das Feuer der Liebe aus, das in ihm brannte; die Christen wurden, wohin er nur kam, zu neuem Glaubenseifer entflammt; vielen Ungläubigen aber erschloß sich in dem Beispiele des

ehrwürdigen Priestergreises ein Widerschein von der Göttlichkeit des Evangeliums, und sie schwuren den falschen Göttern des Heidenthums ab und wurden Kinder der Kirche.

Den beschwerlichen Weg nach Rom legte der Heilige mit freudiger Bereitwilligkeit zurück. Von Tag zu Tag wuchs seine Sehnsucht nach dem Martyrthum. Von Antiochia ging es nach Seleucia, woselbst man ihn nach Smyrna einschiffte. Nach einer langen, mühevollen Reise kamen sie sicher an Land. Gleich nach der Landung besuchte der hl. Ignatius dort den hl. Bischof Polykarpus, seinen Mitschüler bei dem großen Apostel Johannes. Diese Vergünstigung wurde ihm durch die Bemühungen der Christen, die ihn begleiteten und wahrscheinlich seine Wächter bestachen, gewährt; so verbrachte er denn mehrere Tage bei dem hl. Polykarpus.

Wer sich mit der Kirchengeschichte beschäftigt, wird vielleicht auf den ersten Blick einige Schwierigkeit darin finden, die berühmten Namen eines Johannes, Ignatius und Polykarpus auf eine Seite zusammen zu bringen. Der hl. Johannes war der Lieblingsjünger, welcher an der Brust des Heilandes ruhte; der hl. Ignatius erlitt den Martertod im Jahre 107 und der hl. Polykarpus wurde nach der gewöhnlichen Annahme gegen Ende 169 gemartert. Ignatius war Bischof, ehe Polykarpus das Licht der Welt erblickte; gleichwohl waren sie beide Jünger des hl. Johannes. Diese Thatsachen lassen sich leicht miteinander vereinigen. Johannes erreichte nämlich ein Alter von 101 Jahren. Um das Jahr 90 weihte er Polykarpus zum Bischof von Smyrna, noch ehe er die geheimnißvollen Gesichte der

Apokalypse auf der Insel Patmos gehabt hatte. Er verweilte mehrere Jahre in Kleinasien und war jedenfalls häufig in der Stadt Antiochia, so lange Ignatius das dortige Bisthum leitete. Ferner wurden in dem ersten Jahrhundert auch diejenigen, welche wegen etwaiger Zweifel über die Disciplin oder Lehre der Kirche bei den Aposteln brieflich oder mündlich Bescheid erholten, Apostelschüler genannt. Aus einer dieser Ursachen waren also auch Ignatius und Polykarpus Schüler des hl. Johannes.

Vom Wohnsitze des hl. Polykarpus aus schrieb der hl. Ignatius mehrere schöne, erhebende Briefe, in denen er die Christen der verschiedenen Kirchen, besonders zu Rom, bittet, seinem Martertod kein Hinderniß in den Weg zu legen. Nicht als ob die Christen ihre Martyrer durch physische Gewalt aus den Händen der Tyrannen zu entreißen pflegten, sondern Ignatius wußte es wohl, daß ihnen wirksamere Mittel als Heere in Schlachtordnung zu Gebote standen: die unsichtbare, unwiderstehliche, allwirkende Waffe des Gebetes. Sie machte die Wuth der Verfolger zu Schanden und spottete selbst des Todes; Ignatius bat sie nun mit der ganzen Inbrunst seines Herzens, sie möchten ihn seine Krone erlangen und in seinen alten Tagen aus dem mühseligen Leben der Prüfung zu der unaussprechlichen Wonne des himmlischen Reiches eingehen lassen. Die Christen billigten seine Gründe, und der Martyrer gewann seine Krone. „Endlich habe ich von dem allmächtigen Gotte,“ so schreibt er in seinem Briefe an die Römer, „erlangt, was ich so lange ersehnte, nämlich zu kommen und euch zu sehen, die ihr die wahren Diener

Gottes seid; indeß hoffe ich noch mehr als dieses von Seiner Gnade zu erlangen. Ich komme zu euch gefesselt um Jesu Christi willen, ich hoffe in diesen Fesseln bald in eurer Stadt einzutreffen und euere Umarmungen zu empfangen und mein langersehntes Ende zu finden. Die Sache hat glücklich angefangen und ich bete aufrichtig zum Herrn, daß Er jedes Hinderniß und jeden Aufschub für das herrliche Ende beseitige, welches Er mir bestimmt zu haben scheint; aber leider entkräftet eine schreckliche Furcht meine Hoffnungen, und ihr, meine Brüder, seid an dieser Furcht schuld: ich fürchte, eure Liebe werde zwischen mich und meine Krone treten. Wenn ihr mich behindern wollt, die Krone des Martyrthums zu erlangen, so wird euch dies nicht schwer fallen, aber jener Beweis eurer Liebe wird mir mißlich und schmerzhaft sein, welcher mich einer so günstigen Gelegenheit beraubt, mein Leben in Gottes Hand zu legen; denn so wird sie nie mehr kommen. Wenn ihr mir verstattet, meinem Ende ruhig entgegenzugehen, so verhelft ihr mir zu dem, was mir das Theuerste ist. Aber wenn ihr mich in euerer irregeleiteten Liebe retten wollet, so werdet ihr nicht anders als die grausamsten Feinde an den Pforten des Himmels stehen und mich zurückschleudern in das tiefe und stürmische Meer des Lebens, daß mich seine Wogen des Kummers wieder hin- und herwerfen. Wenn ihr mich lieben wollt, mit wahrer Liebe, so lasset mich auf den Opferaltar steigen und euch um mich versammeln und Dankeslieder zu dem ewigen Vater und Jesus Christus anstimmen, daß Er den Bischof von Antiochia vom Westen nach dem Osten, von Smyrna nach Rom geführt, um

ihn zum Bekenner Seines großen Namens, zu Seinem Schlacht- und Brandopfer zu machen. O wie glücklich und segensvoll ist unser Loos, dieser Welt zu sterben und ewig in Gott zu leben!"

An einer andern Stelle seines Briefes spricht er folgende hochherzigen und rührenden Worte aus: „Laßt mich den Thieren zum Fraße dienen, laßt mich so zu dem Besitze Gottes gelangen. Ich bin der Weizen Jesu Christi, deßhalb muß ich von den Zähnen der wilden Thiere zermalmt und zerbrochen werden, um Sein reines, unbeflecktes Brod zu werden. Liebkost jene Thiere, die meinen Leib jetzt bald verschlingen werden. Ich wünsche und bitte Gott darum, daß sie nichts von mir auf Erden übrig lassen, damit mein Körper, wenn die Seele zur ewigen Ruhe entflogen ist, Niemanden mehr lästig falle. Dann werde ich ein wahrer Jünger Jesu Christi sein, wenn die Welt nichts mehr von mir sehen kann. O betet zu Ihm, daß dies der Fall sei, daß ich von den Thieren aufgezehrt werde und das Opfer Seiner Liebe sei. Ich schreibe euch nur, um euch um euere Unterstützung zu bitten. Ich schicke euch keine Befehle und Vorschriften, wie die hl. Petrus und Paulus. Sie waren Apostel, ich bin aber nur ein armseliger Sünder; sie waren frei, ich bin ein unwürdiger Sclave; aber wenn ich das Martyrium erleide, so werde ich frei sein. Jetzt, wo ich für Jesus Christus in Ketten liege, erkenne ich erst die Eitelkeit aller weltlichen Dinge und habe sie recht verachten gelernt. Auf der Reise, die ich von Smyrna bis hierher zu Wasser und Land, bei Tag und bei Nacht gemacht, focht ich und fechte ich noch immer mit zehn stolzen Leoparden, die von

allen Seiten auf mich eindringen; es sind die zehn Soldaten, die mich in meinen Ketten bewachen; Leute, die sogar in Folge der Wohlthaten, die sie empfangen, schlimmer und grausamer werden; aus diesen Dingen schöpfe ich Lehren der erhabensten Art; denn noch bin ich nicht vollkommen [1])."

Während die Briefe des hl. Ignatius im Herzen das Gefühl der innigsten Andacht erregen, rufen sie in unsere Augen Thränen des Mitleids. Daß er auf seiner langen und beschwerlichen Reise nach Rom viel litt, liegt außer Zweifel. Diese Reise muß länger als sechs Monate gedauert haben; sein Brief aus Smyrna ist vom 24. August datirt und er wurde erst am 20. December gemartert. Nach ihrer Ankunft in Griechenland zogen sie quer durch Macedonien und machten dann von Epidamnus aus die Reise nach Italien wieder zur See. Sie segelten durch das Adriatische Meer und dann längs der Südküste von Italien nach der Westküste. In der Nähe von Puzzuoli machte sich der Heilige große Sorgen, sie möchten dort landen, anstatt denselben Weg nach Rom einzuschlagen, welchen der hl. Petrus viele Jahre vorher genommen hatte. Aber es erhob sich ein günstiger Wind und wurden die Segel nach dem Hafen von Ostia gespannt. „Einen Tag und eine Nacht lang," erzählen die Christen, welche den hl. Ignatius begleiteten und die Geschichte seines Martyriums aufzeichneten, „hatten wir diesen günstigen Wind. Für uns war es wahrhaftig eine Quelle schweren Kummers, weil der Wind uns nöthigte, uns eher von der

---

1) Cfr. acta sincera Ruinart. vol. I. etc.

Gesellschaft dieses hl. Mannes zu trennen, ihm dagegen verursachte er desto größere Freude und Seligkeit, je näher er ihn seinem ersehnten Ende entgegenführte." Sie kamen in Ostia gerade vor Schluß der jährlichen Spiele an den Kalenden des Januar an. Diese Spiele hießen sigillaria; sie gehörten zu den volksthümlichsten und besuchtesten. Da die Soldaten vor ihrer Beendigung in Rom eintreffen wollten, nahmen sie in Ostia weiter keinen Aufenthalt. Viele Christen hörten von seiner Ankunft und eilten ihm in der Nähe des Platzes entgegen, wo jetzt die stolze Paulskirche steht. Zwischen Freude und Sorge schwankten die Gefühle, als sie ihn begrüßten; die einen waren erfreut, den ehrwürdigen Bekenner der Kirche zu sehen und seinen letzten Segen zu empfangen, während die anderen laut weinten, daß ein so großer Mann durch schmachvollen Tod aus ihrer Mitte gerissen werden sollte. Er richtete sie durch die Freudigkeit seines eigenen Herzens auf und bat sie wiederum, durch ihre Gebete seinem Opfertode nicht entgegen zu wirken. Als sie in der Nähe der Thore angekommen waren, fielen alle auf die Kniee und empfingen seinen letzten feierlichen Segen.

Es war am Morgen des 20. December 107. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und übergoß die Stadt mit ihrem goldnen Strahlenmeere. Die Rotte der Soldaten und der gefesselte greise Bischof traten zu dem Thore ein, durch welches oft der Triumphwagen gerollt, durch welches manch' armer Gefangene aus dem Osten geschleppt worden war, um auf dem Capitole als die Sprosse zur Ruhmesleiter eines barbarischen Tri=

umphzuges hingeschlachtet zu werden. Von Kindheit auf hatte sich Ignatius gesehnt, die große Metropole des Reiches zu sehen, und jetzt that sie sich vor ihm auf in blendendem Glanze; es war ein Wald von Tempeln, Palästen und Grabmälern, von der Weiße des Schnees, die unvergänglich schienen. Aber seine Augen wurden von Thränen getrübt, sein Herz drückte die Sorge, da er die gräßliche Finsterniß sah, die über der mächtigen Stadt herrschte; der Glanz und die Pracht ihrer Denkmäler von Gold und Marmor waren nur die Zierrathen eines mächtigen Grabes. Die Arme über die Brust gefaltet, betete er, daß die Sonne der ewigen Gerechtigkeit die Nacht dieser Stadt durchdringen möge, daß das Blut so vieler Martyrer, das auf ihrem Boden geflossen, ihn fruchtbar mache an Heiligen, die Frucht jenes Blutes, das nicht umsonst auf Kalvaria vergossen worden. Während Ignatius in sein Gebet vertieft war, brachte ihnen eine kurze Biegung der Straße das mächtige Coliseum, die prächtigen Ueberreste von dem goldnen Palaste Nero's, die einst den Palatinus gekrönt, und in der Ferne die ragenden Tempel des Capitols in Sicht, und zu gleicher Zeit hörten sie das Gewirre von mehreren tausend Stimmen, untermischt von dem Brüllen der Löwen und wilden Thiere. Ein Gladiator war im Amphitheater gefallen, und die entmenschte Masse schrie nach dem verhängnißvollen Streiche, der ihn tödtete; die Thiere in ihren Behältern geriethen in Unruhe und die Erde schien bei dem fürchterlichen Chore der Menschen und Thiere zu beben. Jetzt langt auch Ignatius bei den festen Mauern des Coliseums an. Wir wollen ihm indeß vorausgehen und auf einer

Bank Platz nehmen, um das blutige Schauspiel zu betrachten, welches sich entwickeln soll.

Wir haben nur einen Blick rings auf das große Amphitheater geworfen, und schon würde es Bände brauchen, um Alles zu beschreiben, was wir sehen. Unermeßlichkeit und Kunst, Schönheit und Bequemlichkeit vermischen sich mit den Lichtstrahlen, welche die ersten Eindrücke bringen: die bunten Tausende, die jeden benützbaren Sitz füllen; der Regenbogen von Farben, den das purpurne Dach mildert und der funkelnde Panzer der Soldaten wieder erhöht, und all das Silber und Gold wirkt mächtig, das Auge zu blenden. Dazu der prachtvolle Thron des Kaisers in dem erhabenen Pavillon mit karmoisinrother Draperie. Er selbst weilt eben entfernt in den Strapazen des Lagerlebens; aber sein Platz ist besetzt von dem Stadtpräfecten, einer unwürdigen Bedientenseele, deren Gott der Wille ihres Herrn ist. Rings herum sitzen die Veranstalter der Spiele, die arvalische Bruderschaft und die vestalischen Jungfrauen, und in der ersten Bankreihe alle Reichen und Großen der Stadt; der Rang über ihnen ist in prächtige weiße Mäntel gehüllt: der Ritterstand. Dann die ungeheuere Plattform oder Gallerie des Volkes, ganz hinten hölzerne Bänke für die Frauen, die nach gesetzlicher Vorschrift allein und entfernt sitzen mußten, um nicht die grausamen nackten Darstellungen in der Arena aus der Nähe zu sehen. Unter dem Volke befinden sich Fremdlinge aus allen Gegenden, über die der römische Adler geflattert, in allen möglichen Farben und Trachten. Da saß die kühne Race aus dem eisigen Norden mit dem schneeweißen Gesichte und den braunen Locken an der Seite

des sonnenverbrannten Arabers und des kraushaarigen Aethiopiers; dort sitzt der Einwohner Aegyptens, der Wasser von den Katarrhakten des Nils trinkt, neben dem Sarmaten, der seinen Durst mit dem Blut seiner Pferde stillt.

Quae tam seposita est, quae gens tam barbara, Caesar,
Ex qua spectator non sit in urbe tua[1])? (Martial.)

Das Stimmengewirr ist wie das Gemurmel des mächtigen Meeres. Es möchte scheinen, als wenn die Souveränetät des Volkes, von dem Forum verbannt, im Amphitheater Zuflucht gesucht hätte, und es seine Freiheit, zu beschimpfen und zu schmähen, mit betäubendem Lärm vertheidigen wollte. Aber vergebens suchen wir uns in die Vergangenheit hineinzuleben und die Scenen des Coliseums in den Tagen seiner Blüthe zu malen. In dem ganzen Vorrath unserer Erfahrungen haben wir nichts seinen hunderttausend Zuschauern an die Seite zu stellen, die sich am Blutvergießen und Morden ergötzen.

Durch ihre Reihen geht das Gerücht, eines der Christenhäupter sei von Syrien eingebracht und auf kaiserlichen Befehl zum Tode durch die wilden Thiere verurtheilt worden; eine wilde Lust pflanzt sich von Bank zu Bank, das ganze Amphitheater erhebt sich und läßt einen allgemeinen, lauten Ruf erschallen, daß man den Löwen Christen vorwerfe. Der lauteste Beifall un=

---

1) Welches Volk ist so entlegen, o Cäsar, welches so barbarisch, daß nicht ein Zuschauer aus demselben in deiner Stadt sei?

serer größten Theater ist nur das Wehen eines sanften Lüftchens im Vergleich zu dem teuflischen Wuthgeschrei der Römer, die Nachfolger des gekreuzigten Galiläer's auszurotten; wie der Donner der Lawine des Hochgebirges, der auf allen Bergen widerhallt, so wälzt sich die mächtige Woge der menschlichen Stimmen über die Marmorpaläste und Denkmäler jener Stadt, die nach dem großen Plan der Vorsehung das Herz und der Mittelpunkt des Christenthums selbst werden sollte.

Plötzlich herrscht Todesstille über der Menschenmasse; Aller Augen richten sich nach dem östlichen Thore: dort führen die Soldaten einen schwachen, alten Mann in die Arena; seine silbernen Haare sind weiß geworden durch den Schnee von mehr als hundert Wintern; sein Gang ist fest, sein Anblick leutselig; ja, selten wurde ein ehrwürdigeres Opferlamm durch den Sand jener blutgetränkten Arena geschleppt. Er wird an den Fuß der kaiserlichen Gallerie geführt; der Präfect vernimmt von seiner weiten Reise aus dem Osten; ergriffen von seiner ehrwürdigen Erscheinung und seinem Alter, schien er eine Regung des Mitleids zu fühlen und redete ihn folgendermaßen an: „Ich wundere mich, daß du noch lebst nach all' dem Hunger und den Strapazen, die du schon ausgestanden hast; jetzt willige wenigstens ein, den Göttern zu opfern, damit man dich von dem schrecklichen Tode befreien kann, der dir droht, und erlasse uns den Kummer, dich verurtheilen zu müssen.“ Ignatius aber richtete sich würdevoll auf und entgegnete dem Stellvertreter des Kaisers mit einem Blick der Verachtung:

„Du willst mich mit Schmeichelworten berücken

und abwendig machen. Wisse, daß dieses sterbliche Leben für mich keine Anziehungskraft hat; ich will zu Jesus gehen, dem Brod der Unsterblichkeit und dem Trank des ewigen Lebens; für Ihn lebe ich allein und meine Seele schmachtet nach Ihm. Ich verlache alle eure Qualen und werfe euch die Freiheit, die ihr mir anbietet, zu Füßen."

Der Stadtpräfect, wüthend ob der kühnen Sprache des Heiligen, befahl nun in herrischem Tone: „Weil dieser alte Mann so stolz und wegwerfend ist, so laßt ihn fesseln und zwei Löwen los, um ihn zu verschlingen." Ignatius lächelte freudig. Nachdem er Gott im Herzen gedankt und Ihn um Stärke gebeten, wandte er sich an die Versammlung. „Römer," sprach er, „die ihr meinem Tode beiwohnt, glaubt nicht, daß ich wegen eines Verbrechens oder einer schlechten Handlung verurtheilt bin; es ist mir gestattet, zu Gott zu kommen, nach dem ich mit einer unersättlichen Sehnsucht verlange; ich bin sein Korn und muß unter den Zähnen der Thiere zermalmt werden, damit ich für Ihn ein reines und weißes Brod werde [1]). Nach diesen Worten fiel er auf die Kniee, kreuzte die Arme über der Brust, hob die Augen gen Himmel und erwartete ruhig und gefaßt den Augenblick, der ihn von den Mühseligkeiten dieses Lebens befreien und seine Seele in die Ewigkeit führen sollte. Noch einen Augenblick und die kleinen Thüren der unterirdischen Gänge öffnen sich und

---

1) Diese Worte hat er in einem seiner Briefe angewandt; nach seinen Acten jedoch gebraucht sie der Heilige auch ein zweites Mal im Colifeum selbst.

speien zwei Löwen in die Arena. Unheimliche Stille herrscht im ganzen Amphitheater: sie stürzen vor — doch genug, die Phantasie möge die schauerlichen Einzelheiten sich selbst ausmalen. Der Martyrer hat seine Krone errungen. Wir vermögen nur die kurzen rührenden Worte seiner Leidensgeschichte wiederzugeben: „Sein Gebet ward erhört, die Löwen ließen nichts, als die härteren Knochen seines Körpers übrig."

Die Nacht ist über die Stadt hereingebrochen und das Coliseum liegt still, wie ein Grab. Aber im fahlen Scheine des Mondes sehen wir drei Männer vorsichtig unter dem Schatten der mächtigen Bogen daherschleichen; eilends wandeln sie durch die Arena. Bei der Mitte, neben der Loge des Kaisers, rutschen sie auf den Knieen, breiten ein weißes Tuch aus und legen etwas blutbefleckten Sand und einige Knochen hinein. Dann tragen sie es weg und verschwinden in der Dunkelheit der Nacht. Es sind die Christen Carus, Philo und Agathophus, welche Ignatius von Antiochia her begleitet haben und jetzt die Reliquien ihres geliebten Bischofs in Sicherheit bringen.

Neben dem Coliseum stand ein Haus, das die Christen in hohen Ehren hielten und häufig besuchten. Es war das Haus des Clemens aus der flavischen Familie, eines Schülers des hl. Petrus und seines dritten Nachfolgers. Dorthin bringen sie die Ueberreste des Martyrers, richten nach dem Herkommen in einem der geräumigsten Zimmer einen Altar für das augenblickliche Bedürfniß ein und lassen den hl. Schatz die ganze Nacht beim Fackelscheine ausgestellt. Die Christen, deren viele seinem Martertode im Amphitheater beige-

wohnt hatten, sammelten sich aus allen Theilen der Stadt und brachten die Nacht im Gebete zu. Während der Nacht erschien ihnen der Heilige. „Ein sanfter Schlaf schien uns zu übermannen," so erzählen die obengenannten Christen, die seine Acten abfaßten, „da sahen wir plötzlich den hl. Martyrer, der uns liebevoll umarmte: er schien für uns zu beten und war mit Schweiß bedeckt, als wenn er eben einen hitzigen Kampf bestanden hätte; darnach ging er in die Glorie des Himmels ein, wo er in Ewigkeit weilen wird. Als wir diese troſtreiche Erscheinung sahen, war unsere Freude nicht zu schildern. Nachdem wir aufgewacht waren, sprachen wir über das Gesicht, das wir Alle gesehen hatten, und dankten Gott ohne Ende, dem großen Geber aller guten Gaben, der den glorreichen Martyrer Ignatius in die ewige Seligkeit eingeführt hatte [1])."

Seine Reliquien wurden vom Hause des Clemens nach Antiochia gebracht und außerhalb der Porta Daphnitica in eine schöne Kapelle gestellt; aber die Vorsehung hatte es anders damit beschlossen und so wurden sie wieder nach Rom zurückgebracht und genau an denselben Platz gelegt, wo die Römer sie in der Nacht nach seinem Martertode verehrt hatten. Als nämlich Antiochia in die Gewalt der Saracenen fiel (unter Heraklius), brachten die Christen einige ihrer kostbarsten Schätze nach Rom und darunter auch die Reliquien des hl. Ignatius. Vor einigen Jahren machte der gelehrte und unternehmende Prior des irischen Domini-

---

1) *Ruinart,* vol. I. cap. 10. etc.

canerconvents, jetzt an der St. Clemenskirche in Rom, Ausgrabungen unter der neueren Kirche, die wahrscheinlich aus dem zwölften Jahrhunderte stammt, und entdeckte nicht nur die ursprüngliche Basilika des vierten Jahrhunderts, sondern auch die Reliquien des hl. Ignatius. Sie wurden in großartiger Procession von der dunkeln Grabstätte aus durch die Arena des Coliseums getragen, wo er vor siebenzehn Jahrhunderten gelitten hatte, und unter dem Hochaltar der Basilika beigesetzt.

Es gibt eine Tradition, die Socrates in seiner Kirchengeschichte erwähnt, daß der hl. Ignatius es war, welcher die Sitte einführte, Psalmen abwechselnd im Chor zu singen; er habe eine Vision gehabt, in welcher er die Engel so das Lob Gottes singen sah, und diesen Brauch in der Kirche eingeführt, aber die Tradition scheint keine genügende historische Beweiskraft zu haben.

Obgleich der hl. Ignatius in der Geschichte als der erste Martyrer im Coliseum erwähnt wird, so haben wir doch allen Grund zu glauben, daß sowohl vor als nach seiner Zeit Viele an demselben Platze den wilden Thieren vorgeworfen wurden, von welchen keine Nachrichten auf uns gekommen sind. Zur Zeit seines Todes war das Coliseum siebenundzwanzig Jahre im Gebrauch; während dieser Zeit wüthete die Christenverfolgung mit mehr oder weniger Heftigkeit und wir haben Ueberlieferungen, daß auch in anderen Amphitheatern des Reichs Christen den wilden Thieren vorgeworfen wurden. So lesen wir von einer hl. Thekla unter Nero, die im

Amphitheater zu Lykaonia zerrissen wurde. Man nimmt an, daß sie die erste Martyrerin gewesen sei.

Accilius Glabrio, der unter Domitian im Jahre 93 Consul war, mußte im Amphitheater zu Albano mit einem Löwen kämpfen. Unverzagt erlegte der Diener Gottes den Löwen, er wurde indeß später in Rom von dem Tyrannen gemartert. Wenngleich die beglaubigte Liste derer, welche im Coliseum zu Rom gelitten, eine kleine ist, so haben wir doch alle Ursache anzunehmen, daß Tausende gen Himmel gesandt wurden, von denen wir keine Nachrichten besitzen. Der jüngste Tag des Gerichtes, welcher dem Menschen die Vergangenheit und Zukunft entschleiern wird, der wird unter den unvergleichlichen Chören der Martyrer gar manchen triumphiren sehen, der in der Arena des Coliseums focht, dessen Name wir aber in diesen kurzen Skizzen nicht haben verherrlichen können.

Siebentes Kapitel.

Der römische Feldherr und seine Familie.

I.

Bevor wir den Leser in die merkwürdigen Lebensläufe einführen, die uns bezüglich des großen hl. Eustachius und seiner gemarterten Familie überliefert sind, wird es gut sein, für einen Augenblick eine erhebende und tröstliche Seite des Triumphs zu betrachten, welchen der Allerhöchste Seinen Dienern in den Tagen der Verfolgung bereitete. Obwohl Hunderte von Martyrern

aus der Arena des Coliseums in den Himmel eingegangen sind, so sind doch verhältnißmäßig wenige von den wilden Thieren getödtet worden. Diese auffallende Thatsache ist ein Sonnenstrahl unter all' den Schrecknissen jener grausamen und blutigen Zeiten. Derjenige, welcher die wilde Natur jener Thiere, die in ihren heimischen Bergen und Wüsten nach Beute umherstreifen, so umzuwandeln verstand, daß sie die Beschützer und sogar Genossen Seiner Einsiedler wurden, machte sie (anstatt sie zu Werkzeugen der furchtbarsten Todesart herzugeben) zu Vertheidigern der Reinheit Seiner Jungfrauen und zu Zeugen der Heiligkeit Seiner Auserwählten. Der große Schöpfer aller Dinge trug Sorge dafür, daß das vernunftlose Thier den Menschen unterthan sei, und ließ es mit wirklich wenigen Ausnahmen nicht zu, daß sie Mörder der Unschuldigen wurden.

Eine der tröstlichsten Seiten in der Geschichte jener schrecklichen Verfolgungen ist das oft wiederholte Wunder an Daniel in der Löwengrube; jedoch nicht in der Stille und Dunkelheit jener entlegenen Grube, in welche der jugendliche Prophet geworfen ward, sondern im Glanze der Mittagssonne, in dem größten Amphitheater der Welthauptstadt und vor hunderttausend Zuschauern. Gott hat die Wunder bestimmt, die Wahrheit zu fördern und den Glauben zu vermitteln. Indem Seine Macht sichtbar eingriff, um Seine Diener vor der Wuth der wilden Thiere in dem Coliseum zu schützen, lieferte Er den Heiden Roms einen unwiderleglichen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums, und erwies ihnen eine Gnade, welche sie nicht zu würdigen verstanden. Wenn die alten Mauern des Coliseums spre=

chen könnten, sie würden uns noch manches trostreiche Bild von dem Triumphe der Martyrer und ihrer wunderbaren Erhaltung vorführen. Der hl. Eusebius, der bei verschiedenen jener schrecklichen Auftritte Augenzeuge war, beschreibt mit beredten und gefühlvollen Worten, wie es die wüthenden wilden Thiere nicht fertig brachten, den Christen ein Leid zu thun, und in ihrer Zerstörungswuth sich auf die Heiden stürzen wollten.

„Zuweilen,“ sagt er, „warfen sie sich auf die nackten und wehrlosen Streiter Christi, aber wie durch göttliche Gewalt festgebannt, kehrten sie wieder in ihre Zwinger zurück. Dies wiederholte sich öfters und erregte das Staunen der Zuschauer; wenn so mit den zuerst losgelassenen Thieren nichts anzufangen war, wurde dann auf allgemeines Verlangen eine zweite und dritte Abtheilung gegen denselben Martyrer losgelassen.“

„Mit Bewunderung mußte man,“ so fährt er fort, „die Standhaftigkeit und Unerschrockenheit jener heiligen Kämpfer, den unerschütterlichen Muth schauen, den selbst Kinder in den zartesten Jahren an den Tag legten. Man hätte einen Jüngling sehen sollen, der noch nicht das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, wie er regungslos inmitten der Arena stand, die Hände in Form eines Kreuzes vorwärts gestreckt, und wie er inbrünstig zu Gott betete und nicht von der Stelle wich, auf welcher er fest blieb, als sogar die Bären und Leoparden, Wuth und Tod schnaubend, schon sein Fleisch mit ihren Zähnen berührten. Dann hättest du wieder sehen sollen, wie man Andere einem wüthend gemachten Stiere entgegenwarf, dieser jedoch die Heiden angriff, die in

seine Nähe kamen, sie mit den Hörnern in die Luft schleuderte und dann liegen ließ, daß man sie halbtodt vom Platze trug. Wenn der Stier aber mit wüthendem Gebrülle auf die Martyrer losstürzte, konnte er nicht an sie herankommen, sondern den Boden mit den Füßen stampfend, nach allen Seiten mit den Hörnern stoßend, in ohnmächtiger Wuth schnaubend, weil man ihn mit glühenden Stacheln anspornte, blieb dessenungeachtet das gereizte Thier am Flecke stehen, von einer unsichtbaren Hand zurückgehalten. Wenn man es mit andern wilden Thieren ohne Erfolg versucht hatte, wurden die Christen zuletzt mit dem Schwerte hingerichtet und ihre Ueberreste, statt beerdigt zu werden, in die Tiefe des Meeres geworfen [1])."

Die Scenen, welche Eusebius beschreibt, waren im ganzen Reiche an der Tagesordnung. Wo immer man den christlichen Namen traf, da tobte die Verfolgung. Es mochte scheinen, daß der allmächtige Gott sich dieses Mittels bediente, um Seine junge Kirche allgemein bekannt zu machen und ihr den Stempel der Göttlichkeit aufzudrücken. Deßhalb machte Er denn in Seiner Gnade und Güte die Verfolgungen zur reichsten Seelenerndte. Baronius erzählt, unter dem Jahre 307, daß während der Verfolgung des Diocletian, wo die Gemordeten täglich nach Tausenden zählten, der hl. Papst Marcellus in Rom fünfundzwanzig neue Gemeinden zu bestellen hatte, um das Volk zu taufen und zu unterrichten, welches sich zusehends unter dem Schwerte vermehrte. Die scheußlichen, raffinirten Qualen, welche die Christen

---

1) Hist. eccl. lib. VIII.

zu erdulden hatten, nicht allein, um sie zum Abfalle zu zwingen, sondern auch Andere von der Annahme des geächteten Glaubens abzuschrecken, erzielten gerade die entgegengesetzten Wirkungen. Was die Martyrer anbelangt, so ertrugen Personen beiderlei Geschlechts, im zartesten und schwächsten Alter, nicht allein ihre Martern mit übermenschlicher Stärke, sondern begrüßten sie noch voll Freude, weil sie zum größeren Ruhme Gottes und zur Bekehrung der Heiden dienten. Ihre eignen Verfolger mußten unwillkürlich den Heldenmuth derjenigen anerkennen, welche sie so bitter haßten, sich angeekelt und abgestoßen von den Scheußlichkeiten fühlen, nach welchen sie zuvor nicht laut genug verlangen konnten.

Ich kann mich hier nicht enthalten, eine Scene aus den Acten dreier Martyrer von Tarsus einzuflechten, die Baronius unter dem Jahre 290 in den Annalen erzählt. Obgleich diese nicht in dem Coliseum zu Rom litten, so kann doch, da ihr Martyrium in einem andern Amphitheater des Reiches stattfand, die Erinnerung an ihren Tod als ein Beispiel dessen dienen, was in jenen Zeiten des Schreckens an der Tagesordnung war. Diese Martyrer, Theracius, Probus und Andronicus, waren auf eine höchst grausame Weise zu Tarsus in Cilicien gefoltert worden, von da wurden sie dann nach Mopsuestia gebracht, von neuem den schrecklichsten Mißhandlungen unterworfen und dann zum dritten Male in Anazobus gemartert. Als sie nun am ganzen Körper mit Wunden bedeckt, ihre Knochen zerbrochen und aus den Gelenken gerissen waren und der Statthalter Maximus zuletzt verlangte, daß sie im

Amphitheater den wilden Thieren vorgeworfen würden, da sahen sich die Soldaten genöthigt, Leute von den Straßen aufzutreiben, um ihre fast leblosen Körper dorthin zu schaffen.

„Als wir dies anschauten,“ so erzählen die drei frommen Christen, welche die Acten schrieben und die Reliquien der Martyrer beerdigten, „wandten wir das Gesicht ab und weinten; als aber ihre zerrissenen Leiber von den Schultern der Männer auf die Arena niedergelegt wurden, waren alle Zuschauer ob des Anblicks entsetzt und begannen über das Verfahren des Statthalters zu murren, viele standen auf und verließen das Theater, indem sie ihr Mißfallen über diese unmenschliche Grausamkeit äußerten. Daraufhin beauftragte Maximus die Wächter, welche neben ihm standen, sich die Namen Aller zu notiren, welche so handelten, um sie nachher zur Rechenschaft ziehen zu können. Dann befahl er, die wilden Thiere auf die Martyrer loszulassen, und als diese nicht an sie wollten, ließ er sie von den Aufwärtern peitschen. Nun ward ein Bär losgelassen, der an jenem Tage schon drei Menschen zerrissen hatte; aber er schmiegte sich zu Füßen des Andronicus, begann schmeichelnd seine Wunden zu lecken und ließ sich nicht aus seiner fügsamen Haltung bringen, obgleich der Martyrer das Thier an den Haaren zauste und zu reizen suchte. Nun befahl der Statthalter voll Wuth den Lanzknechten, den Bär niederzustoßen, und der Veranstalter der Spiele, Terentianus, welcher den Zorn des Statthalters fürchtete, ließ, um seiner Sache ganz sicher zu sein, eine Löwin, die Herodes aus Antiochia geschickt hatte, auf die Mar-

tyrer los; zum Schrecken der Zuschauer begann diese denn auf den Platz zuzuspringen, wo sie lagen; als sie aber an die Martyrer herankam, kauerte sie sich vor Theracius, der sie stieß und reizte: es schien wirklich, als wollte sie ihm durch ihr furchtsames Kauern ihre Verehrung bezeigen, indem sie sich weniger wie eine Löwin, denn wie ein Lamm betrug. Ein Sturm der Bewunderung drang durch das ganze Amphitheater; Maximus jedoch gerieth dadurch in nur noch größere Wuth, die Wärter sollten jetzt die Löwin mit Stacheln wüthend machen. Aber das Thier brach mit einem Sprunge durch das Gitter zurück in seinen Behälter, und jetzt mußte der Veranstalter der Spiele, Terentianus, ohne weiteres Zwischenspiel mit den Gladiatoren einschreiten, welche die Weisung hatten, die Martyrer mit dem Schwerte umzubringen.

Es sind zwei oder drei außerordentliche Fälle überliefert, wo Thiere sich weigerten, auf die ihnen vorgeworfenen Sclaven loszugehen; dies waren jedoch Ausnahmsfälle, wenn das Thier den Sclaven erkannte und ihm seine Dankbarkeit bezeigte, ein edler Zug, der sich oft in dem unvernünftigen Geschöpfe besser bethätigt findet, als in dem vernünftigen Menschen. Unsere Leser kennen wohl die Geschichte von Androclus und dem Löwen.

Auch Seneca erzählt [1]), daß ein Löwe seinen Wärter nicht angreifen wollte, der zum Tode durch die wilden Thiere verurtheilt worden war. In dem Leben St. Sabba's wird ein ähnliches Beispiel wie von An-

1) De beneficiis II, 9.

droclus erzählt; hier lebte der dankbare Löwe im Kloster bei den Mönchen.

Aber so interessant und merkwürdig diese Thatsachen auch sein mögen, Wunder waren es nicht. Sie hatten gerade so wenig von Uebernatürlichem an sich, als in der Treue des Hundes liegt, der auch zur Vertheidigung eines selbst unfreundlichen Herrn sein Leben drangibt. Aber wenn die rasenden Thiere auf ein wehrloses Opfer losstürzen, so kann sie nur das Eingreifen der göttlichen Gewalt zum Stehen bringen oder zu den Füßen solcher legen, welche sie nie vorher hatten sehen können, während im selben Augenblicke diejenigen Leute, welche sie fütterten, die Opfer ihrer Wuth wurden. Diese Wunder wirkte der Allmächtige zur Verherrlichung Seiner Diener; der große hl. Eustachius mit seiner Familie ist ein neues Beispiel einer solchen wunderbaren Erhaltung.

In dem Leben dieses großen Martyrers haben wir ein ganz außergewöhnliches Heiligenbild des zweiten Jahrhunderts. Eine Bekehrung, noch wunderbarer als die des hl. Paulus, ein Leben der Prüfung und des Leidens, wie beim Patriarchen Job und zum Schlusse einen glorreichen Martyrertod, der zu den qualvollsten der ganzen Verfolgungsgeschichte zählt. Kein empfindsamer Roman kann die eingebildeten Wechselfälle des Lebens spannender und überraschender schildern, als wir sie hier in Wirklichkeit und mit aller Bürgschaft der Geschichte überliefert haben. Es gibt Leute, die sich daran gewöhnt haben, in der Geschichte Alles, was etwas ungewöhnlich klingt, zu bezweifeln, und sie mögen spöttisch ob unserer Leichtgläubigkeit lachen, wenn

wir manche von den ehrwürdigsten alten Schilderungen glauben; aber wir wollen erst einen Auszug aus den ungewöhnlichen Lebensschicksalen des hl. Eustachius geben und dann zeigen, daß wir ein Bild aus der Kirchengeschichte vorführen, an dessen Wahrheit zu zweifeln kein Grund vorhanden ist.

II.

Eustachius oder Placidus, wie er gewöhnlich hieß, war ein römischer Feldherr zur Zeit der Kaiser Trajan und Hadrian. Die Römer waren von Anfang ihres Entstehens an ein tapferes und kriegerisches Volk, und die Helden, welche sie zum Kampfe und Siege anführten, waren erprobte und einsichtsvolle Männer, die mit Recht in den Blättern der Geschichte sich einen unsterblichen Namen gesichert haben. In alten Zeiten war die Kriegskunst roh und unentwickelt und das ganze Bestehen eines Heeres hing von der Geschicklichkeit seines Führers ab. Er hatte zu leiten, wo es keine Ordnung, keine Einsicht und kein Urtheil gab, außer dem, was sein eigner überlegener Geist entwarf; er lenkte die mächtige Maschine brutaler, lebendiger Gewalt, wie er wollte; die unbändigsten, rohesten Geister wurden von einem einzigen Element in eine unwiderstehliche Phalanx zusammengekettet: es war das Vertrauen auf ihren Feldherrn, sein Name galt dem Heere mehr als Zahl, Stellung oder Muth. So konnte Cäsar, einer der größten Kriegshelden des Alterthums, sagen, er fürchte den Feldherrn ohne Armee mehr, als die Armee ohne Feldherrn. Placidus (so wollen wir unseren Helden

fortan nennen) gehörte im Anfange des zweiten Jahrhunderts zu den bedeutendsten römischen Heerführern.

Seinen Einfluß und Ruhm bei den Soldaten verdankte er ebensowohl seinen Tugenden, als seinen Triumphen und seiner militärischen Tüchtigkeit. Alle bewunderten seine Herzensgüte, Gerechtigkeitsliebe und Mildthätigkeit. Er war der Vater seiner Soldaten und behandelte sie mild und gerecht; das waren Tugenden, die der ungesittete Soldat bisher nicht kannte, aber lieben lernte, sobald er ihren wohlthätigen Einfluß gefühlt hatte. Er war hochherzig und freigebig gegen Unglückliche und lebte trotz seines Heidenthums in vorzüglicher Sittenreinheit. Wahre Größe verträgt sich nicht mit Nachgiebigkeit gegen die thierischen Leidenschaften des Menschen. Die Tugenden und die hohe Stellung des Placidus machten ihn zu einem der hervorragendsten Männer seiner Zeit; wie ein vereinzelter Stern schimmerte er durch die dunkeln Wolkenmassen in stürmischer Nacht. Kein Wunder, daß ihn die Vorsehung zum Gegenstande besonderer Gnade und Werkzeuge großer Wunder ausersah; denn der Allmächtige liebt die Tugend und das Verdienst, auch wenn sie ein Ungläubiger bethätigt, und verfehlt es nie, sie zur rechten Zeit zu belohnen.

Ein Soldat bot einmal dem hl. Franciscus Almosen an. Zur Belohnung für diesen Act der Mildthätigkeit offenbarte Gott dem Heiligen den nahen Tod des Soldaten. Franciscus kündigte ihm dies prophetisch an und bereitete ihn zu einem seligen Ende vor. Vielleicht war es seine Mildthätigkeit, vielleicht ein stiller Act des Wohlthuns im Leben des Placidus, der

ihm vom Himmel herab die große Gnade der Bekehrung brachte und ihn zu einem Gefäße der Auserwählung machte. Das ist noch wahrscheinlicher durch die Worte, welche unser Herr und Heiland im Augenblicke seiner Berufung zum Christenthum an ihn richtete.

Eines Tages ging Placidus seiner Gewohnheit gemäß auf die Jagd. Er drang mit einigen Offizieren der Reiterabtheilung, die er befehligte, bis an die Sabinerberge vor, und stieß dort auf ein Rudel prächtiger Hirsche. Unter diesen war einer schöner und größer als alle übrigen, und Placidus verfolgte ihn sogleich mit der ganzen Hitze des Waidmanns. In der Aufregung der Jagd sah er sich bald von seinen Gefährten getrennt; er stürmte unaufhaltsam über die Höhen und reißende Bäche, vorbei an den Rändern gähnender Abgründe. Er kannte keine Gefahr und ließ sich durch kein Hinderniß abschrecken; er eilte vorwärts über Berge und durch Thäler, bis er mit seiner stattlichen Beute an eine wilde einsame Schlucht kam, nicht weit von der Stelle, wo jetzt das malerische Dorf Guadagnolo steht. Das war der Augenblick und der Ort, wo die göttliche Vorsehung beschlossen hatte, den Geist des großen Feldherrn mit dem Lichte des Christenthums zu erleuchten. Der Hirsch stand auf dem Vorsprung eines Felsens, gerade über ihm, und zwischen seinem schönen ästigen Geweihe glänzte ein blendendes Licht; inmitten eines Strahlenkranzes erblickte Placidus ein Bild der Kreuzigung. Von Bewunderung und Staunen ergriffen, hörte er eine Stimme: „Placidus, warum folgst du Mir? Siehe, Ich habe diese Gestalt angenommen, um zu dir zu reden; Ich bin Christus, dem du

dienest, ohne es zu wissen. Deine Liebe und Wohlthätigkeit gegen die Armen haben vor Mir gestanden und Mich bestimmt, dir mit Meiner Gnade zu folgen. Der gerechte Mann, den Ich wegen seiner Werke liebe, darf nicht Teufeln und falschen Göttern dienen, welche ihm weder das Leben, noch eine Belohnung geben können."

Placidus war förmlich gelähmt vor Schrecken und Verwirrung. Er konnte die Augen nicht abwenden von der schönen Erscheinung, die heller als die Sonne zwischen dem Geweihe des Hirsches glänzte, und obwohl er die Stimme, welche zu ihm sprach, vernahm, so verstand er sie doch nicht. Endlich faßte er Muth und rief mit erregter, bebender Stimme: „Was für eine Stimme ist das? Wer spricht? Enthülle dich, damit ich dich erkenne."

Wieder klangen die himmlischen Töne an sein Ohr, und er hörte folgende Worte: „Ich bin Jesus Christus, welcher Himmel und Erde aus Nichts geschaffen hat, Der allen Dingen ihre Gestalt gegeben und das Licht aus dem dunkeln Chaos hervorgebracht hat. Ich bin Der, welcher den Mond und die Sterne und Tag und Nacht hervorgebracht, der den Menschen aus dem Lehm der Erde gebildet hat, zu seiner Erlösung in menschlichem Fleische erschienen, gekreuzigt worden und am dritten Tage von den Todten auferstanden ist. Gehe, Placidus, nach der Stadt, suche den Oberhirten der Christen und lasse dich taufen."

Ein Strahl — der letzte Strahl des glänzenden Lichtes, welches seine Augen geblendet — war in sein Herz gedrungen. Er blieb stundenlange auf den Knieen

in seinem ersten, warmen dankerfüllten Gebete zum wahren Gott. Als er aus dem tiefen Traum seiner inbrünstigen Andacht erwachte, fand er Alles dunkel und stille. Die Sonne war hinter den Bergen verschwunden und sein treues, müdes Pferd und sein Hund schliefen neben ihm. Er stand auf, wie der Apostel Paulus auf dem Wege nach Damaskus, mit dem Muthe eines Löwen, die Wahrheit der christlichen Religion und die wunderbare Gnade Gottes öffentlich zu verkündigen. Er machte das Pferd munter und ritt langsam durch die öden Gebirgswege nach der Stadt zurück.

Placidus war mit einer edlen, tugendhaften Gattin vermählt, und obwohl Heidin, war sie ebenso liebreich und wohlwollend, wie ihr Gatte. Der allmächtige Gott hatte schon ihr Herz für die Gnade des Glaubens vorbereitet, und als ihr Placidus von seiner wunderbaren Erscheinung erzählte, rief sie laut aus, daß der Gott der Christen der wahre Gott sei; denn Er allein könne solche Wunder vollbringen. Im Schatten der Nacht eilten sie mit ihren beiden Kindern heimlich nach der einsamen Krypta, wo der Hl. Vater die Kirche Gottes leitete.

Allerdings hatte die furchtbare domitianische Verfolgung um diese Zeit etwas nachgelassen, trotzdem mußten die Christen in den Katakomben Schutz vor dem wüthenden Sturme suchen, und während der allmächtige Gott zuließ, daß sie das Gesetz der Gnade und Erlösung der Welt nicht öffentlich predigen konnten, ersetzte Er das Predigtamt durch die innerlichen Gnadenwirkungen und gab Seinen leidenden, verbannten Aposteln den Trost einer reicheren Erndte. Wenn, wie

wir annehmen, das Martyrthum des Eustachius erst etwa sechszehn Jahre nach seiner Taufe stattfand, so muß (nach Baronius) der hl. Papst Anaclet damals auf dem Stuhle Petri gesessen haben. Um diese Zeit regierte der Kaiser Trajan, von dessen Charakter und Regierung wir schon im Leben des hl. Ignatius gesprochen haben.

Wir können uns vorstellen, mit welcher Freude der hl. Papst das Wasser der Wiedergeburt über die Häupter des römischen Feldherrn und seiner Familie ausgoß. Bei dieser Gelegenheit erhielt er den Namen Eustachius, seine Frau wurde Theopista und seine beiden Kinder Agapius und Theopiston genannt, lauter griechische Namen, welche innige Beziehungen zur Gottheit ausdrücken. Zum Abschiede ermahnte der ehrwürdige Hohepriester die neugetaufte Familie, ihr Kreuz mannhaft aufzunehmen und wie ihr gekreuzigter Meister bis zu der tiefsten menschlichen Erniedrigung zu tragen; sie sollten die Kirche in den Tagen ihrer Bedrängniß verherrlichen, der Christ müsse in dem Schmelzofen des Unglückes geläutert werden; „durch viele Trübsale müssen wir in das Reich des Himmels eingehen.“ Er schien mit prophetischem Geiste zu sprechen, denn unser nächstes Kapitel wird schon zeigen, wie Placidus geprüft und gläubig erfunden wurde.

III.

Gott prüft, wen Er liebt. Nachdem Er Placidus als ein Gefäß der Auserwählung erkoren hatte, prüfte Er ihn durch eine Reihe von Unglücksfällen, welche die

Geduld dieses großen Glaubenshelden vor allen anderen Tugenden in ein helles Licht stellen. Seine Lebensbeschreiber haben ihn mit dem großen Patriarchen Job verglichen. Das Licht, das in sein Herz gedrungen, hatte ihn den geheimen Werth der Prüfungen und Heimsuchungen kennen gelehrt: daß sie nämlich die auserlesensten Gnaden des Himmels sind.

Er, den er jetzt zum Meister und Vorbild genommen, lebte immer in Kummer und Elend; der Schüler braucht es nicht besser zu haben, als der Meister. Ein gemächliches Leben, ein weiches Federbett, seidene Gewänder, Gold- und Silberschmuck sind nicht die Rüstung, welche die Krieger eines nackten, gekreuzigten Gottes auszeichnet. Wenn wir die unbedeutenden, vorübergehenden Leiden des Lebens ertragen, so sollen wir immer daran denken, daß sie Zeichen von Gottes besonderer Liebe und eine Heiligung für unsere Seelen sind.

Nach seiner Taufe und Aufnahme in die Kirche kehrte Placidus zu der denkwürdigen Stelle in den Sabinerbergen zurück, wo er die wunderbare Erscheinung gesehen hatte, um Gott zu danken. Und der Höchste freute sich über die schnelle, hochherzige Antwort, die er auf den Ruf der Gnade gegeben hatte, und gewährte ihm noch weitere tröstliche Visionen, die ihn zugleich voraus über die Prüfungen belehrten, welche seiner warteten.

Kaum hatte er nach dieser Pilgerfahrt sein Haus noch erreicht, als der Sturm des Elendes gewaltsam über ihn hereinbrach und ihn zu Boden warf. Die traurige Geschichte seiner Heimsuchungen muß das här-

teste Herz zum Mitleiden stimmen. Innerhalb weniger Tage verlor er seine sämmtlichen Pferde und Rinder und jedes lebende Wesen in seinem Hause, sogar seine Knechte und Mägde wurden von einer ansteckenden Seuche weggerafft. Die tiefe Trauer, die der Tod ringsum verbreitet hatte, der Dunst der unbegrabenen Leichen und die ungesunde verdorbene Luft nöthigten ihn, sein Haus eine Zeitlang zu verlassen; aber dies führte zu neuer Heimsuchung. In seiner Abwesenheit waren Diebe in das Haus gebrochen und hatten Alles, was sie fanden, mitgenommen; nun war er vollständig zum Bettler geworden.

Zur selben Zeit schwelgte die ganze Stadt in Freuden; man feierte den Sieg der römischen Waffen über die Perser. Placidus konnte an diesen Festlichkeiten keinen Theil nehmen, und überwältigt von Kummer, Mißgeschick und Scham beschloß er, mit seinem Weibe nach einem unbekannten Lande zu fliehen, damit sie dort ihr Leid und ihre Armuth wenigstens ohne den grausamen Hohn stolzer, gefühlloser Freunde ertragen könnten.

Sie nahmen den Weg nach Ostia und fanden dort ein Schiff zur Abfahrt nach Aegypten bereit. Aber sie hatten kein Geld für die Ueberfahrt; als jedoch der herz- und sittenlose Kapitän die Jugend und Schönheit Theopista's, der Gattin des Placidus, sah, faßte er in seinem Herzen eine unreine Leidenschaft und dachte, wenn er sie an Bord ließe, ihre Neigung gewinnen zu können. Er hatte keinen Begriff von der Schönheit, Erhabenheit und Unverletzlichkeit der Keuschheit einer christlichen Frau, und da er sich mit der Verachtung

der entrüsteten Tugend gestraft sah, als er seine Absichten nur leise andeutete, ward er über die Enttäuschung erbittert und sann auf Rache. Der Teufel flüsterte ihm einen Plan ein. Als sie an der afrikanischen Küste gelandet waren, forderte der Capitän nochmals das Ueberfahrtsgeld und drohte Placidus, wenn er nicht zahle, Theopista als Geisel zu behalten. Und wirklich wurde Placidus mit seinen zwei hülflosen kleinen Kindern an's Land gesetzt, und seine schöne fromme Gattin mit Gewalt an Bord gehalten, das Schiff aber segelte ohne Aufenthalt nach einem andern Hafen.

„Sprich nicht von Kummer, bis du die Thränen der Männer des Krieges gesehen hast.“ Dem armen Placidus flossen die Thränen von den Wangen, als ein günstiger Wind die Segel des kleinen Fahrzeugs schwellte und sein theuerstes Gut auf dieser Welt sich immer weiter entfernte; er sah sich selbst an eine unfruchtbare, unwirthliche Küste verbannt, arm und verwittwet. Wenn seine treuen Legionen nur sein trauriges Schicksal kännten, wie würden ihre starken Schwerter aufblitzen, um ihren beleidigten Feldherrn zu rächen! Auf seine Kleinen blickend, die der Mutter und Schützerin beraubt, zog er sie an sein brechendes Herz, deutete mit zitterndem Finger nach dem weißen Fleck, welchen das kleine Schiff jetzt am Horizont zurückließ, und rief aus: „Euere Mutter hat ein Fremder in der Gewalt.“ Und er schlug mit der Hand an die Stirne, kniete nieder und weinte bitterlich. Kein Leiden drückt wohl den Menschen so schmerzlich, als zerstörte Liebe, und zwar um so heftiger, wenn der Gegenstand unserer Liebe nicht dem Tod, der Marter oder dem Mangel überliefert ist, sondern

der Schande und Entehrung. Sogar der heidnische Vater stieß lieber den Dolch in das Herz seiner Virginia, als daß er sie entehrt am Leben ließ. Aber „besser ist der geduldige Mann, als der muthige." Der Mann, welcher Prüfungen und Ungemach ertragen kann, ist größer, als der Held des Schlachtfeldes. Eingedenk des Versprechens, das er Gott in der Schlucht der Apenninen geleistet, mäßigte er sofort seinen Kummer, stand auf, wehklagend wie der hl. Job, nahm seine beiden Kindlein an der Hand und ging mit muthigem, entschlossenem Herzen nach dem Innern des Landes. Gott hatte indeß noch neue Prüfungen, um ihn noch besser zu erproben.

Er war nicht weit gegangen, als er an einen stark vom Regen angeschwollenen Bach kam; man konnte durchwaten, aber Placidus hielt es für gefährlich, seine beiden Kinder auf einmal zu nehmen, und beschloß deßhalb zuerst das eine und dann das andere Kind hinüberzutragen. Er ließ das eine am Ufer zurück und ging mit dem jüngsten durch das Wasser. Kaum hatte er das entgegengesetzte Ufer erreicht, als das Geschrei des älteren Kindes seine Aufmerksamkeit erregte: er schaut um und gewahrt einen riesigen Löwen, der das Kind in den Rachen nimmt und fortschleppt, um es zu verschlingen. Placidus legte das Kind aus seinen Armen an dem Ufer nieder, und wagte sich, unbekümmert um jede Gefahr, wieder in den schäumenden Gießbach. Der Schmerz muß entsetzlich sein, wenn er einem waffenlosen Manne den Glauben beibringen kann, er vermöge den König der Thiere zu jagen und zu bekämpfen. Eben war er aus dem Strome heraus, als sein anderes Kind

von einem Wolfe ergriffen ward. Dieser letzte niederschlagende Anblick lähmte seinen Muth, und er konnte keinen Schritt weiter thun. Er fiel auf die Kniee und betete zu dem großen Gott, denn Er hatte ja, das wußte Placidus, Alles so angeordnet, und mit der Gluth seines jungen Glaubens und dem natürlichen Schmerze eines vereinsamten Vaters betete er um Geduld, daß keine Gotteslästerung seinen Lippen entschlüpfen und kein Zweifel das Vertrauen auf seine Religion untergraben möchte. Er verblieb einige Zeit im Gebete, bis der Balsam himmlischer Tröstung allmählich seine betrübte Seele aufrichtete. Der Glaube allein kann die Schranken der Zeit brechen, um der Seele einen Vorgenuß jener Vereinigung zu geben, zu welcher die Unsterblichkeit führen muß. Placidus empfahl seine Familie Gott, er war sich bewußt, daß sie glücklich sei; für seine Person beschloß er, mannhaft die kurzen Tage des Unglücks zu tragen, welche ihm die Vorsehung bestimmt hatte. Neugestärkt und getröstet erhob er sich wieder von seinem Gebete, und je härter er den menschlichen Trost entbehrte, um so inniger fühlte er sich mit Gott vereinigt. Er verließ bald den Schauplatz dieser traurigen, schmerzlichen Verluste und flüchtete sich nach einem anderen Theile des Landes.

Zunächst treffen wir Placidus als armen Arbeiter auf einer Meierei Namens Bardyssa. Dies ist der letzte Theil in der finsteren Nacht seiner Heimsuchung, die Dämmerung vor einem glänzenden Sonnenaufgange. Der Allmächtige hatte jetzt Seinen Diener mit dem schwersten Ungemache heimgesucht, das überhaupt einen Menschen treffen kann; wie ein Wirbelwind fegte das

Unglück alle seine zeitlichen Güter, sein häusliches Glück und seine väterliche Liebe weg; trotz Allem aber ward der neue Täufling gläubig befunden, dafür erglänzt jetzt der Sonnenschein seiner Krone. Seit dem Verluste waren ihm einige Jahre hingeflossen und unbekannt hatte er die ganze Zeit in Arbeit, Gebet und Einsamkeit zugebracht und war höher und höher gestiegen auf der Leiter der Vollkommenheit und in der Vereinigung mit Gott; aber sein Lohn bleibt nicht aus: mit einem Schlage setzte die Alles leitende Vorsehung, der nichts unmöglich ist, ihn wieder in alle seine früheren Ehren und Reichthümer ein. Er ward wieder an die Spitze des römischen Heeres gestellt und konnte wieder Weib und Kinder in die Arme schließen, um sich nie mehr, auch im Tode nicht, von ihnen zu trennen; denn sie wurden alle zu gleicher Zeit durch den glorreichen Martertod der ewigen Freuden des Himmels theilhaftig. Folgen wir nun dem Laufe der Ereignisse, welche diese großen, trostreichen Wirkungen zur Folge hatten.

IV.

In der großen Hauptstadt des römischen Reiches herrscht eine allgemeine Aufregung. Aus dem Osten ist die Nachricht eingetroffen, daß die Perser und andere Völkerschaften über die Grenzen gebrochen seien, und Alles vor sich her verwüsteten. Allenthalben traf man Vorbereitungen zum Kriege. Die alten Veteranen wetzten und schärften ihre Schwerter, ganze Heere von jungen Männern rückten aus den Provinzen ein. Neue Gerüchte vom Vorrücken des Feindes lieferten der Un=

ruhe frische Nahrung und es ward ein ungewöhnlich großer und bedeutender Kriegszug in aller Eile ausgerüstet. Der stolze Sinn Trajan's, der noch auf dem Throne der Cäsaren saß, mochte auch nicht für einen Augenblick die geringste Beeinträchtigung des Reiches oder die Schmälerung seines Ruhmes dulden, er verlor keine Zeit und scheute keine Ausgaben, um dem verwegenen Feinde schlagfertig entgegen zu rücken. Doch wem wird er seine tapferen Legionen und das Schicksal des Reiches anvertrauen? In seiner Umgebung befanden sich nur junge und unerfahrene Männer. Er dachte an Placidus, den ehemaligen Befehlshaber seiner Reiterei, der in vergangenen Jahren die Fahne des Sieges bis an die entferntesten Grenzen des Reiches getragen hatte, an den großen Feldherrn, welcher der Abgott seiner Soldaten und der Schrecken aller Feinde war. Es ging das Gerücht, er sei noch am Leben, habe sich indeß aus der Oeffentlichkeit zurückgezogen. Trajan griff das Gerücht mit dem ganzen Eifer eines Mannes auf, dessen Stellung und Ruf auf dem Spiele stehen, und der nun Alles auf eine Karte setzt. Er bot jedermann unermeßliche Belohnungen, der den Aufenthalt des Placidus entdecken und ihn wieder an die Spitze der eisernen Legionen des Reiches bringen würde. Von Angst und Zweifeln verzehrt, schob er von Tag zu Tag den Ausmarsch des Heeres hinaus; immer hoffte er, daß Nachrichten von seinem Lieblingsfeldherrn kämen. Und er ward in seiner Hoffnung nicht getäuscht, denn Placidus wurde gefunden.

Zwei Veteranen Namens Antiochus und Archacius waren nach der Provinz Aegypten aufgebrochen, um

Placidus zu suchen. Ihre Wanderungen und rastlosen Nachforschungen schienen fruchtlos, bis sie eines Morgens, da sie das Suchen schon aufgeben und nach der Küste zurückkehren wollten, an eine schöne, wohlbestellte Meierei kamen und in geringer Entfernung von sich einen armen Arbeiter beschäftigt sahen. Sie gingen auf ihn zu und fragten nach, ob nicht ein römischer Bürger mit Namen Placidus in der Gegend wohne. Den beiden Soldaten kam es vor, als bemerkten sie an dem alten Manne etwas, was an ihren alten Feldherrn erinnerte; der Adel seines Auftretens und Benehmens schien darauf hinzuweisen, daß er einst bessere Tage gesehen, ja sie glaubten an den gealterten Zügen, welche die Sonne gebräunt und Kummer und Sorgen in Falten gelegt hatten, einige Aehnlichkeit mit dem freundlichen Gesichte des Placidus zu erkennen; jedoch es war nicht möglich, ihr Feldherr in der Verbannung, ein Taglöhner an diesem elenden Platze! Welcher Umschlag des Glückes konnte ihn in diese Lage versetzt haben? Wie konnte ein so großer Mann aus solchen Ehren und Würden hinab in Dunkelheit und Armuth steigen? Aber der vor ihnen stand in den zerlumpten Kleidern des armen Taglöhners, hatte schon zwei von den tapfersten Veteranen seiner Legionen wieder erkannt. Die Erinnerung an die Kriege, Schlachten und Siege zog an seinem Geiste vorüber; das Ungestüm, mit dem diese beiden tapferen Männer den geschlagenen Feind verfolgt, die Tapferkeit, mit der sie auf dem Schlachtfelde an seiner Seite gefochten, und die Narben, die sie im blutigen Kampfe davon getragen hatten — Alles lebte in einem Augenblicke vor seinem Geiste auf und

weckte die großen, hochherzigen Regungen seiner Seele. Schon wollte er auf seine Gefährten zustürzen und sie umarmen; aber er wußte sich zu beherrschen und unterdrückte das Ueberwallen seiner Gefühle. Indem er sich majestätisch erhob, fragte er mit einem Blicke, der allein von seinem innerlichen Kampfe Zeugniß gab: „Warum sucht ihr Placidus?“ Als darauf Antiochus erzählte, wie die Feinde des Reiches im Osten wieder den Krieg erklärt hätten und der Kaiser jenem Feldherrn die ganze Führung des Feldzuges anvertrauen wolle, und die ehemaligen Soldaten desselben nach allen Weltgegenden geschickt habe, um ihn aufzusuchen: da konnte Placidus seine Gefühle nicht länger bemeistern; er öffnete das rauhe Kleid, das die Wunden seiner Brust bedeckte, zeigte sie den verwunderten Veteranen und gestand ihnen, daß er der gesuchte Feldherr sei. Im nächsten Augenblicke hingen sie an seinem Nacken und vergossen Thränen der Freude.

Rom war einmal von dem tapferen Cincinnatus gerettet worden, den man vom Pfluge weggeholt hatte, um die bedrohte Stadt zu vertheidigen. Gleich dem großen Feldherrn des Alterthums wurde Placidus unter dem allgemeinen Jubel des Volkes empfangen; das Vertrauen des Heeres war wieder gefestigt und neues Leben beseelte die Soldaten, Schlachten und Triumphe wurden schon im Voraus ausgemalt und angekündigt, ehe sie geschlagen oder errungen waren. Der Kaiser umarmte seinen alten Reiterbefehlshaber voller Freuden und hörte mit Spannung auf die wechselvolle Geschichte seiner Verluste und Leiden. Zum Zeichen seiner Würde hing er ihm die goldene Consulkette um und bat ihn,

sein Schwert für die Sache des Reiches wieder zu ziehen. Der hl. Mann hatte sogleich in der Einfalt und der Demuth seines Herzens den großen Umschwung, der so unerwartet und plötzlich in seinen Verhältnissen eingetreten war, als das Werk der liebenden Vorsehung Gottes erkannt und schickte sich nun an, trotz seines hohen Alters, wieder in das Getümmel und die Strapazen des Krieges zu ziehen. Als er in den Tagen der Prüfung und Ergebung die entfernten Weingärten Aegyptens bestellte, da hatte ihm der Geist Gottes offenbart, daß ihm bald auf seinem dunkeln Pfade ein Tag dämmern werde, wo er Alles zurück erhielte, was er auf dieser Welt verloren. Hier war der erste Schritt zur Erfüllung seines Traumes — nun wollen wir sehen, wie Gott das Uebrige erfüllte.

Während Placidus sein ungeschultes Heer organisirt und seine Soldaten in dem blutigen Kriegshandwerke einübt, wollen wir unsere Schritte etwas zurück lenken und nach der verlassenen, unglücklichen Theopista sehen, die in dem Schiffe des wüsten Capitäns gewaltsam weggerissen von ihrem Manne und ihren Kindern zurückgeblieben war.

Ohne Zweifel hat der Leser im Mitgefühle seines frommen Herzens das Unglück der Frau bedauert und gehofft, daß ein günstiges Geschick sie rette. Hat wohl jemals der Allmächtige Seine Diener verlassen, wann die Tugend der Engel bedroht war? Wer ist stärker vor Ihm, als das unschuldige, wehrlose Weib? In der ganzen Geschichte hat keine Tugend einen augenscheinlicheren Schutz vom Himmel erhalten, als die Keuschheit, kein Laster eine strengere Strafe erlitten, als

die Unreinigkeit. Das Gebet der Jungfrau um den Schutz ihrer Unschuld drang nicht bloß durch die Wolken, sondern rief auch von ihnen den Blitz der Rache herab, der den Bedränger richtend niederstreckte. Fürchte nichts für die tugendhafte, gläubige Theopista, Gott ist ihr Schild, und wer kann den Höchsten überwältigen? Die Mittel, die Er anwandte, um Seine Dienerin zu schützen, fielen nicht in's Auge, aber sie waren trost- und gnadenreich. Er schmetterte den Gottlosen nicht mit einem plötzlichen schweren Schlage der verdienten Vergeltung nieder, sondern flößte ihm in sein Herz ein Gefühl der Theilnahme und des Mitleids, daß er sich wegen seiner Rohheit und Ruchlosigkeit gegen die junge Mutter schämte.

Kaum hatte der günstige Wind das kleine Schiff dem Gemahl und den Kindern Theopista's außer Sicht gebracht, als die Seufzer, die sich ihrem bekümmerten Herzen entrangen, den heidnischen Capitän zum Mitleid stimmten. In demselben Augenblicke benahm ihm der Allmächtige alle sinnliche Lust und er begann an seiner Gefangenen eine Tugend zu lieben und bewundern, die er nie vorher gekannt hatte. Die tugendhafte Seele ist gleich dem blühenden Fruchtbaume, der jedem Lüftchen Wohlgerüche zuträgt und rings herum die Luft mit seinem süßen Dufte schwängert. Die erhabene Tugend, die sich in der Treue der christlichen Frau zeigte, die Geduld und Ergebung jener starken Tochter des Unglücks gewann den Heiden so vollständig, daß er aus ihrem Feinde und Bedränger zu ihrem Beschützer und Hüter wurde. Er setzte Theopista in dem nächsten Hafen, den er berührte, an's Land und gab ihr Geld

und Vorräthe, um eine Zeit lang ihren Unterhalt zu bestreiten. Sie hatte noch ihren Theil der Prüfung zu bestehen, aber fünfzehn Jahre des Leidens und der Verbannung erprobten sie als würdig der Freude und Krone, die ihrer wartete.

Alles war fertig und der Zug brach nach dem Osten auf; der Geist der Freude und Unverzagtheit, der die Krieger beseelte, war der Vorbote ihrer glänzenden Triumphe. Zu Tausenden zogen sie ostwärts durch die Thore der Stadt, und als die Morgensonne von ihren funkelnden Enterbeilen und Speeren zurückprallte, hallten die Gräber ihrer gewaltigen Todten, welche die appische Straße einsäumten, wider von den Kriegsliedern der unwiderstehlichen Legionen des Reiches. Der achtzigjährige Feldherr, der Christ Placidus, fuhr bei der Nachhut des Heeres in einem Wagen, von zwei prächtigen Araberpferden gezogen. Wir brauchen nicht lange bei der schon oft gemachten Schilderung eines römischen Siegeszuges zu verweilen. Die Legionen stürzten sich, wie die Lawinen der Alpen, in das Land des Feindes und zermalmten Alles, was sich ihnen entgegenstellte. Sie brachten nicht allein die aufständischen Unterthanen wieder zu Pflicht und Gehorsam zurück, sondern der siegreiche Adler breitete auch seine Schwingen über neue Gebiete, und neue Provinzen wurden zu dem ungeheueren Reiche der Cäsaren gefügt.

Der milde und geschickte Placidus wußte Alles zum Vortheile zu lenken; wenige seiner Eroberungen waren mit unnöthigem Blutvergießen und Gemetzel erkauft. Er verzieh gerne und rächte sich nie für den Widerstand eines tapferen Volkes; die in der Geschichte

der heidnischen Kriegsführung so berüchtigte Wiedervergeltung lag ihm ferne.

Jedes Heer hat seine Helden. Der Feldzug war fast zu Ende, bevor man erst die Kerntruppen kennen lernte. Wo der Erfolg leicht war, da waren Alle tapfer; aber es kam auch ein Augenblick der Noth und Gefahr, und hier fielen die Lorbeeren jenen zu, welche sich besonders verdient machten. Das Heer wurde in einem Hinterhalte überrascht und nur durch die Tapferkeit zweier jungen Leute aus dem numidischen Corps gerettet. Diese beiden jungen Leute hatten einander als Soldaten kennen gelernt und Freundschaft geschlossen. Sie streiften gerade außerhalb des Lagers herum, als der Ruf: Zu den Waffen! ertönte. Wie aufgescheuchte Löwen eilten sie an die Spitze und munterten ihre Cameraden auf; sie fochten zusammen gegen furchtbare Uebermacht; aber sie schwangen ihre Beile schnell und gewandt und brachten überallhin Tod und Verderben. Mit einigen wenigen tapfern Cameraden hielten sie den Andrang des Feindes auf, bis die anderen zum Entsatze herbeikamen. Dieser tapfere unerwartete Widerstand verbreitete unter den Feinden Schrecken, so daß sie unter blutiger Verfolgung flohen; einige Tausend wurden erschlagen und das Heer so vollständig zersplittert, daß es keine weitere Schlacht mehr annehmen konnte.

Der Feldherr hatte den Vorgang mit angesehen, und als die Schlacht vorüber war, ließ er die jungen Helden rufen, welche das Heer gerettet hatten, ernannte sie zu Hauptleuten und würdigte sie der Ehre seiner vertrauten Freundschaft.

Wir haben das Heer seither von Triumph zu Triumph begleitet; jetzt müssen wir den Schauplatz unserer Erzählung auf eine wilde Ebene an der Küste Arabiens verlegen, wo dasselbe vor der Rückkehr in die Hauptstadt sein Lager aufgeschlagen hatte. Es standen nur wenige kleine Fischerhütten an der Seeküste und hier und dort längs der Ufer eines fruchtbaren Stromes einige nette Häuschen mit Gärten und Weinbergen. Eines darunter war schöner, als die übrigen und zog sich an einem sanften Abhange bis an den Fluß hinab. Es gehörte einer armen Wittwe, welche von den Erträgnissen ihres Gärtchens und der Arbeit ihrer Hände lebte. Hier quartierte sich der alte Feldherr, von den Beschwerden und Entbehrungen des Feldzugs erschöpft und ermattet, ein und beschloß, noch einige Zeit auszuruhen, bevor er den beschwerlichen Rückmarsch antrat. Er hatte die zwei jungen Hauptleute bei sich, welche er zu seinen Vertrauten gemacht hatte, und behandelte sie, als wären es seine eigenen Kinder. Ohne Zweifel sah der alte Mann in der Jugend und Schönheit der jungen Männer, was aus seinen eigenen Söhnen geworden wäre, wenn Gott sie ihm gelassen hätte. Ein unsichtbarer Drang flößte ihm eine zärtliche Liebe zu ihnen ein, und es kam ihm immer schwer an, wenn sie sich von seiner Seite entfernten. Und auch sie lebten miteinander in der innigsten Freundschaft; eine Gleichheit im Fühlen und Denken, eine tiefinnerliche Liebe zur Tugend und ein gewisser edler Zug bei jedem Gedanken und Werke knüpfte zwischen ihnen nicht allein unzertrennbare Bande der Seelengemeinschaft, sondern er-

höhte sie auch in der Liebe und Achtung aller Derer, die sie kannten.

Eines Tages gingen sie nach ihrer Gewohnheit zusammen an dem Ufer des kleinen Flusses spazieren. Die Natur ringsum athmete Leben und Schönheit; die Vögel sangen in den Zweigen, und die Blumen, welche in üppiger Fülle an dem Flusse wuchsen, theilten tausend Wohlgerüche den sanften Lüften mit, welche das Wasser kräuselten. Die jungen Krieger setzten sich im Schatten eines Feigenbaumes nieder und vertieften sich in eine lebhafte Unterhaltung. Der ältere, ein schöner, schlanker Jüngling von etwa achtzehn Jahren, schien ungefähr zwei Jahre älter zu sein, als sein Gefährte. Er hatte einen sanften, schweigsamen Charakter und schien oft in Gedanken versunken, als ob eine Wolke über ihm hinge. Seinem jüngeren Gefährten fiel dies besonders am fraglichen Tage auf, denn während der Unterhaltung hielt er häufig inne und sah zerstreut auf den kleinen Fluß, der in Folge eines starken Schneefalles in den benachbarten Bergen rasch bis an die Ufer stieg und schwoll. Mit jener Vertraulichkeit, wie sie ihre bewährte Freundschaft gestattete, fragte er liebevoll seinen Genossen nach der Ursache seiner Verstimmung.

„Es ist jetzt geraume Zeit her,“ so mag etwa der junge Hauptmann gesprochen haben, „seit wir uns kennen lernten, und da ist es mir immer vorgekommen, als hieltest du ein Geheimniß in deinem Herzen verschlossen, das zu hören für mich ebenso tröstlich, als interessant wäre. Erzähle mir einmal deine Geschichte, daß ich an deinem Kummer theilnehmen kann. Du

weißt, ich bin dein Freund.“ Der Andere sah ihn freundlich an, als wolle er in seinem Gesichte lesen, ob er es ernst meine, ergriff seine Hand und seufzte, indem er die Augen gen Himmel erhob; dann zog er seinen Genossen näher an sich heran und sagte ziemlich erregt: „Ja, ich will dir eine seltsame Geschichte erzählen, aber du darfst mich nicht verrathen. Ich bin ein römischer Bürger und ein Christ!“ Der Andere war wie von einem Donnerschlage getroffen. Doch sein Freund schnitt ihm gleich das Wort ab, nannte ihn bei seinem Namen und fuhr dann in freundlichem, feierlichem Tone fort: „Obgleich ich im römischen Heere bei derselben Provinz, wie du, eingetragen bin, so bin ich doch nicht dort geboren. Mein Vater war ein römischer Feldherr und stand im höchsten Ansehen. Ich erinnere mich noch, wie er eines Tages, da ich erst fünf Jahre zählte, seiner Gewohnheit gemäß auf die Jagd ging, und erst in der Frühe des nächsten Morgens zurückkehrte. Er kam in einem aufgeregten Zustande heim, und erzählte so Mancherlei, daß meine Mutter zu weinen anfing. Als in der folgenden Nacht Alles still und dunkel war, nahm sie mich und meinen kleinen Bruder von drei Jahren in ein finsteres, unterirdisches Gewölbe mit. Nachdem wir durch verschiedene verschlungene, dunkle Gänge gekommen waren, traten wir in ein kleines, hellerleuchtetes Gemach. Dort saß ein greiser Mann auf einem steinernen Sessel und trug eine schöne Stola um den Hals. Die Wände in dem kleinen Gemache waren mit schönen Gemälden behängt, von Männern in reichen Gewändern, Fischen und Lämmern, und besonders erinnere ich mich noch an das Gemälde eines

Mannes, der an ein Kreuz genagelt war. Der ehrwürdige Greis sprach lange mit meinem Vater und meiner Mutter. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, was er Alles sagte, aber er sprach von dem wahren Gott, den die Heiden nicht kännten, und von den vielen Wohlthaten, die Gott den Menschen erwiesen — wie Er sie liebte, wie Er für sie starb und wie Er ihnen nach diesem Leben die ewige Seligkeit verhieß. Meine Eltern waren tief ergriffen, ich denke noch daran, wie mein Vater nachher weinte, als hätte er etwas Böses gethan. Dann goß der alte Mann Wasser über unsere Häupter und rief uns Alle bei verschiedenen Namen, mich nannte er Agapius. Nach alle dem wußte ich, daß er mich zum Christen und zum Kind des großen Gottes gemacht hatte, von dem er sprach. Darauf wurden noch verschiedene Gebete hergesagt, und als wir diesen merkwürdigen Ort verließen, schienen mein Vater und meine Mutter hocherfreut. Bald nachher verlor mein Vater sein ganzes Vermögen, seine Heerden und Pferde raffte eine furchtbare Seuche hinweg; es starben sogar unsere Sclaven und Mägde; wir verließen nun das Haus und zogen in einen Weinberg außerhalb der Porta Nomentana. Es dauerte nicht lange, so wurde meinem Vater Alles geraubt, was er besaß, und wir wurden Bettler. Da nahm er eines Nachts meinen Bruder, mich selbst und meine Mutter, führte uns an die Meeresküste und bestieg ein Schiff. Vierzehn Tage trieben wir auf dem stürmischen Meer. Als wir Land erblickten, schickte man meinen Vater, mein Brüderchen und mich an die Küste; aber meine Mutter mußte auf dem Schiffe bleiben, und dieses fuhr sofort weiter. O niemals

kann ich den Kummer meines armen Vaters bei diesem Unglück vergessen."

Hier begrub er sein Gesicht in den Händen und weinte längere Zeit, und auch von der Wange seines jungen Freundes stahl sich eine Thräne. Später setzte er unter Thränen und Seufzern seine Erzählung fort. „Dann erhob sich mein Vater plötzlich, nahm meinen kleinen Bruder in die Arme und mich bei der Hand, und ging mit uns landeinwärts. Wir kamen an einen Fluß, der reißend dahinschoß; mein Vater konnte uns beide nicht auf einmal tragen, und bat mich, am Ufer zurückzubleiben, bis er zuerst meinen kleinen Bruder hinübergetragen hätte, dann wollte er mich holen. Aber während er den Strom durchwatete — ach, es gedenkt mir, wie heute, da kam ein grimmiger Löwe aus den Wäldern und ergriff mich."

Sein Gefährte schauderte zusammen, in seiner Aufregung rief er: „Wie merkwürdig! Doch erzähle, wie du gerettet wurdest." Er schien sehr ergriffen, es drängten sich ihm einige Worte auf die Lippen, aber er hielt sie zurück und lauschte mit regungsloser Angst auf die weitere Erzählung seines Freundes.

„Aus Leibeskräften," fuhr der junge Hauptmann fort, „schrie ich um Hülfe, doch es war zu spät. Der Löwe packte mich mit seinem Rachen — ich trage noch die Spuren seiner Zähne an meinem Körper — und schleppte mich nach dem Wald. Glücklicher Weise kamen einige Hirten vorbei und hetzten ihre Hunde auf den Löwen, als sie mich sahen. Einem Hunde gelang es, mich zu erfassen und aus dem Rachen zu zerren, so daß der Löwe mich fallen ließ, sich gegen den Hund wendete

und diesen mit fortschleppte. Die Hirten trugen mich in ihr Häuschen, woselbst eine gute Frau mich zu Bett brachte und pflegte. Ich erholte mich wieder und wuchs in jenem Hause auf, aber nie mehr sah ich seit der Zeit meinen Vater oder meinen Bruder."

Jetzt ergriff er seinen Cameraden beim Arme und sprach, die Augen voller Thränen: „Wundere dich nicht, mein Freund, daß ich traurig bin; dieser Fluß, die Bäume, die wilde Ebene, in der wir lagern, rufen mir die schrecklichen Vorfälle meiner Jugend in's Gedächtniß zurück. Kann ich je den Tag vergessen, wo ich Vater, Mutter, Bruder, Alles verlor?"

Er konnte nicht weiter reden, sondern verbarg wieder sein Gesicht in den Händen und weinte bitterlich. Während der Erzählung seiner Schicksale hatte er bemerkt, wie die Aufregung seines Freundes sich mehr und mehr steigerte, und jener von Zeit zu Zeit in unzusammenhängenden Bemerkungen und Ausrufen sein Erstaunen äußerte. „Merkwürdig, so muß es sein, wie erfreulich!" war Alles, was der Jüngling hervorzubringen vermochte. Er schwieg einen Augenblick, dann rief er in heftiger Aufregung: „Agapius, ich glaube, ich bin dein Bruder!" Agapius fuhr zusammen. „Wie! Sprich, sage, wie kommst du dazu — du willst doch keinen Spott mit meinem Kummer treiben?"

Der Jüngling erzählte nun schnell und erregt: „Auch ich habe meine Eltern in der Jugend verloren. Die Leute, welche mich großzogen, erzählten mir, sie hätten mich in der Nähe des Flusses Chobar aus dem Rachen eines Wolfes gerettet und ich müßte aus einer edlen römischen Familie stammen, weil ich diesen gol-

denen Schmuck am Halse trug." Während er nach der Brust griff, um den Schmuck zu zeigen, umschlang der Andere ganz außer sich seine Füße und rief aus: „Zeig her, steht nicht der Name Theopistus und: an den Iden des März darauf?" „Ja, hier ist's!" Agapius erkannte das Amulet, das seine Mutter am Morgen ihrer Taufe ihm um den Hals gehängt, schloß stürmisch den Jüngling in seine Arme und rief: „Mein Bruder, mein Bruder!"

Die nachfolgenden Erklärungen stellten die Thatsachen außer Zweifel, und die beiden Brüder blieben stundenlange zusammen und umarmten einander wiederholt unter Thränen der aufrichtigsten Freude. Sie erzählten sich alle Einzelheiten ihrer Lebensschicksale. Theopistus wurde durch Landleute aus dem Rachen des Wolfes gerettet; diese erzogen ihn nach seiner Befreiung, wie ihr eigenes Kind. Beide lebten nur einige Meilen von einander entfernt, ohne eine Ahnung davon zu haben, und Gott, dessen Wege unerforschlich sind, führte sie beide in das römische Heer, um sie ihren Eltern zur Belohnung ihrer Geduld wieder zurückzugeben. Die Freude der jungen Männer sollte noch durch eine neue, viel tröstlichere und merkwürdigere Entdeckung gesteigert werden. Der Leser weiß es schon, der Feldherr ist ihr Vater.

Als die ersten Ausbrüche der Freude und Aufregung ob jenes unverhofften Wiedersehens sich gelegt hatten, beschlossen sie, zu ihrem Feldherrn zu gehen und ihm ihre außerordentliche Entdeckung mitzutheilen. Sie trafen den alten Mann in ihrem Zelte an einem rohen Tische sitzend, er hielt das Gesicht mit den

Händen bedeckt und schien ganz in tiefes Nachdenken versunken.

Der ältere Bruder stürzte jubelnd auf ihn zu und sagte ihm gleich, welch' merkwürdige und erfreuliche Neuigkeiten er mitzutheilen habe. Der alte Mann richtete den Kopf in die Höhe, seine Augen waren feucht und eine düstere Wolke verdunkelte seine Stirne. Mit einem väterlichen Lächeln forderte er den geliebten Jüngling auf, zu sprechen. „Rede nur, mein Sohn, denn deine Freude soll auch die meinige sein; das Glück Anderer läßt uns unserer eigenen Sorgen vergessen; deine Worte werden wie der Sonnenschein die Dunkelheit meines Herzens erleuchten. Ach, der heutige Tag ruft traurige Erinnerungen wach. Es ist der Jahrestag einer langen Reihe von Unglücksfällen, die mich meiner Frau und meiner Kinder beraubten.„ Hier schwieg er eine Weile und den thränenfeuchten Blick gen Himmel gerichtet, rief er aus: „Es war der Wille Dessen, der dort oben regiert; der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit!"

Der junge Hauptmann war erstaunt. Es war das erste Mal, daß sein alter Vorgesetzter vor ihm zum wahren Gott betete. Tausenderlei Gedanken stürmten auf seine Seele ein; er wußte nicht, sollte er erst erklären, daß er auch ein Christ sei, oder die Entdeckung seines Bruders erzählen. Er liebte den Greis, wie einen Vater, und sein weiches Herz war schmerzlich bewegt, da er seinen bewährten Führer in Kummer sah. Einige rasche Erläuterungen genügten, ihm die Wahrheit zu enthüllen, daß er mit seinem eignen Vater re=

dete. Im nächsten Augenblicke hingen die Jünglinge an seinem Halse, und drückte der alte Feldherr seine tapferen Söhne an das Herz. Ueberlassen wir es der Einbildungskraft, sich das Bild auszumalen, das keine Feder schildern kann. Ein Augenblick solcher Freude wiegt Jahre der schwersten Leiden auf. Jetzt ist die finstere, stürmische Nacht der Prüfungen des Placidus verronnen, die strahlende Sonne der Vergeltung steigt über ihm auf, und ihr Schein soll sich für den Rest seines Lebens nur noch einen Augenblick verdunkeln, um ihn alsdann in den unaussprechlichen Glanz der ewigen Freuden des Himmels einzuführen — dieser Augenblick wird sein Martyrtod für den Glauben Christi sein.

Während der eben berichteten Vorgänge war im Lager eine große Bewegung entstanden. Ein Kurier war in aller Eile eingetroffen und hatte den Tod Trajan's in Selinus (einer Stadt Ciliciens) und die Wahl Hadrian's durch das Heer gemeldet. Der Senat hatte diese Wahl bestätigt. Das Heer des Placidus sollte jetzt unverzüglich zurückkehren und sich an dem Triumphzug betheiligen, der nach dem allgemeinen Wunsche des Volkes zu Ehren des verstorbenen Eroberers von Parthien und Armenien beschlossen war. Die Soldaten unter dem Oberbefehle des Placidus waren nunmehr zwei Jahre von der Hauptstadt entfernt gewesen und hatten tüchtig unter den Strapazen und Entbehrungen des Krieges gelitten; deßhalb begrüßten sie jubelnd die Nachricht ihrer Zurückberufung. Ihr donnerndes Rufen, das eine freudige Botschaft ankündigte, war in das Zelt des Feldherrn gedrungen, bevor man noch den

Boten vor ihn geführt hatte. Als er die Meldung gelesen, traf er alle Vorbereitungen, um am nächsten Morgen mit dem ganzen Heere aufbrechen zu können. War das ein allgemeines Wogen und Drängen!

Die beiden Hauptleute waren inzwischen zu ihren betreffenden Abtheilungen gegangen, um alle nöthigen Maßnahmen für den Abmarsch zu überwachen. Placidus aber hatte sich in das Zelt zurückgezogen, um im Gebete mit Gott zu verkehren und Ihm für die Freude zu danken, welche Er ihm an diesem glücklichen Tage geschenkt hatte. Plötzlich unterbrach ihn eine Magd mit der Nachricht, daß das arme Weib, in deren Garten er sein Zelt aufgeschlagen hatte, ihn zu sehen wünsche. Placidus war kein stolzer, abstoßender Mann, der die Anliegen der Armen einem grausamen, herzlosen Beamten anheim gegeben hätte. Er war dem einfachsten Soldaten im Lager ebenso zugänglich, wie dem höchsten Offiziere. So bedeutete er denn mit einem Zeichen seiner Hand der Dienerin, daß er ihre Herrin erwarte.

Sie schien im Alter vorgeschritten und das Opfer vielen Kummers zu sein. Ihr eingefallenes Gesicht und ihre ärmliche Kleidung ließen auf Entbehrung und Armuth schließen, jedoch ihre Haltung war edel. Die gerötheten Augen zeigten an, wie viel sie geweint; hatten doch die Thränen tiefe Furchen über ihre Wangen gezogen; aber noch immer zeigte ihr Gesicht bei allem Ausdruck des Kummers und der Sorge deutliche Spuren von Schönheit, Adel und Unschuld. Als sie das Zelt betreten, fiel sie vor Placidus auf die Kniee und bat: „O du großer Führer und Leiter der römischen Heere, ich bitte dich, erbarme dich ob des Kum-

mers eines armen, unglücklichen Weibes. Ich bin eine römische Bürgerin. Vor längeren Jahren ward ich von meinem Manne und meinen Kindern getrennt und zu unerlaubten Zwecken gewaltsam hierher gebracht. Aber ich verpfände mein Wort vor dir und dem Himmel, ich habe niemals die Treue gegen meinen Mann und meine Kinder verletzt. Ich lebe hier als Verbannte in Kummer und Elend. Ich bitte dich bei der Liebe, die du zu deiner eignen Gattin und deinen Kindern hegst, nimm mich mit nach Rom zurück — zu meinen Freunden, zu meinem" — Sie konnte nicht weiter sprechen. In ihrer Aufregung sprang sie in die Höhe, schlug die Hände zusammen, schaute unverwandt auf Placidus und erkannte ihren Mann wieder. In dem Augenblicke, wo sie an die Liebe appellirte, die er für seine Gattin hege, schob der betagte Feldherr die Hand vor die Stirne, um die allzeit bereiten, verrätherischen Thränen seines bekümmerten Herzens zu verbergen. Indem er den Kopf umdrehte, legte er eine breite Narbe hinter dem Ohre bloß; das scharfe Auge der Matrone erkannte hier sogleich die Wunde, welche ihr Mann in den jüdischen Kriegen davongetragen, und ein forschender Blick nach den gealterten, veränderten Zügen des Placidus machte sie ihrer Sache sicher. Sie eilte auf ihn zu und unter Seufzern, die jedes Wort erstickten, fragte sie ihn: „Sage doch, ich bitte dich, bist du Placidus — der Oberbefehlshaber der römischen Reiterei -- zu dem der wahre Gott in den italischen Bergen gesprochen hat, der getauft Eustachius genannt wurde und sein Weib verloren hat?" „Ja, ja," unterbrach sie Placidus. „Weißt du etwas von ihr? Sprich, lebt sie noch?" Die arme

Frau wollte sich in seine Arme stürzen, doch die Kräfte versagten ihr; von Rührung überwältigt, fiel sie zu Boden und brachte nur die Worte hervor: „Ich bin Theopista!"

Der geschwächte Körper Theopista's vermochte nicht die Aufregung des plötzlichen Wiederfindens zu ertragen. Als die Ohnmacht vorüber war, sprach sie noch irre und glich einem Menschen, der einen schönen Traum gesehen hat. Zeitweilig kehrte die Besinnung zurück; dann fragte sie: „Ist es wahr? Oder schafft der böse Feind Schreckbilder, um mich zu betrügen? O wie schön! O wie gut ist Gott!"

Eine Stunde später war das kleine Zelt des Placidus der Schauplatz von Freuden, wie man sie diesseits des Grabes selten fühlt. Vier verwaiste, blutende Herzen waren geheilt, der Gatte und die Gattin, die Eltern und die Kinder hatten sich nach Jahren der Trennung und des Leidens zusammengefunden und innerhalb weniger Stunden wiedererkannt. Der allmächtige Gott hatte sie keinen Augenblick verlassen, seitdem Er beschlossen hatte, sie durch Elend und Noth zu prüfen; und da Er sie treu erfand, wußte Er sie auch zu belohnen. Der Strom der Freude, den Er in die vertrauensvollen Herzen seiner Diener ergießt, ist nur ein verirrter Abfluß aus jenem mächtigen Strom der unsäglichen Wonne, welche die Seelen der Auserwählten überschwemmt. Wenn die Christen nur daran dächten, daß Gott mit besonderer Fürsorge über die Betrübten wacht, daß die Leiden und Sorgen des Lebens oft unmittelbar von Ihm geschickt werden, wie viel Schmerzen würden da ihren Stachel verlieren, wie mancher herbe

Verlust und Unfall würde ihnen nicht nur erträglich, sondern auch die Quelle innerer Freude werden! Die beängstigte Seele, die sich demüthig vor dem Crucifixe niederwirft, ist das Urbild des wahren Christen.

Wenn diese merkwürdige Geschichte Jemanden in die Hände fallen sollte, den das Unglück heimsucht, so laßt ihn wie diese starken, edeln Seelen die Fügungen der Vorsehung abwarten, ohne daß er lästere, sondern indem er sogar jeden vorwurfsvollen Gedanken gegen Gott und jedes Murren der Ungeduld unterdrückt; und so sicher als die Stunde der Heimsuchung und Prüfung lange und finster ist, so soll die Stunde der Belohnung schnell, glänzend und unbewölkt kommen.

Eine größere Freude, als die Seele in ihrer irdischen Wohnung lange ertragen kann, ist von Gott für diese glückliche Familie vorbereitet. Ihre Vereinigung auf Erden soll nur wenige Wochen dauern. Als das Lager abgeschlagen und das Heer auf dem Marsche nach Rom war, da erkannte Placidus auf göttliche Eingebung, daß er dem letzten und schwersten Kampfe entgegengehe, den Gott für ihn in Bereitschaft hatte, seinem Triumph im Tode über sich selbst, die Welt und die Mächte der Finsterniß. Er verwandte seine ganze Zeit auf das Gebet und den Unterricht seiner Söhne in der erhabenen Sittenlehre des Christenthums. Er erbat sich als Gnade von Gott (und sie ward ihm auch gewährt), wie Er in Seiner Erbarmung ihn gewürdigt habe, seine Familie wieder in seine Arme zu schließen, so möge Er das Glück ihrer Vereinigung nimmermehr durch Trennung trüben; wenn man das Zeugniß seines Blutes für die Vertheidigung des Glaubens und die Verherrlichung

der Kirche verlangte, so möchten auch seine Gattin und Kinder theilnehmen an jenem höchsten Erweis der göttlichen Gnade.

Während sich die Legionen auf dem Marsche aus dem Osten befinden, wollen wir ihnen in die Hauptstadt vorauseilen und den Leser auf die folgenden Scenen vorbereiten. Die schöne, rührende Geschichte des edlen römischen Feldherrn wird einen tragischen Schluß haben, ein glänzender Punkt zwar in der Kirchengeschichte, aber der dunkelsten einer in den langen Jahrbüchern heidnischer Undankbarkeit und Grausamkeit.

V.

Auf dem Thron der Cäsaren saß der schwache und abergläubische Hadrian. Er war ein Mann von geringem Talent, niedrig, ränkesüchtig und grausam von Sinnesart. Er war zu all den Schreckensthaten fähig, welche die Regierung seiner Vorgänger entehrt hatten; aber die öffentliche Meinung war des im Großen betriebenen Blutvergießens überdrüssig, und das unnatürliche Ende, das die schmachbedeckte Laufbahn jener Tyrannen krönte, machte den charakterlosen Hadrian zittern, und hielt seine zügellose Natur etwas im Zaume. Wäre es so ganz nach seinem Herzen gegangen, so hätte er ohne Weiteres die Verfolgungsgesetze gegen die Christen wieder in Kraft gesetzt, und die großen öffentlichen Hinrichtungsstätten mit dem Blute von Hunderten unschuldiger Unterthanen befleckt; jedoch das Beispiel seines Vorgängers schien ihm zum Leitstern zu dienen. Unter Trajan war das Reich vom Glücke begünstigt:

die Feinde im Osten wurden unterworfen und neue Provinzen unter Roms Oberherrlichkeit gebracht; trotzdem konnte seine heuchlerische Politik der Versöhnung nicht umhin, hervorragende Christen hinzurichten; ihr Blut sollte die Bürgschaft geben, daß der Kaiser den Staatsgöttern treu ergeben sei.

In der ersten Hälfte seiner Regierung setzte er auf die Götter ein abergläubisches Vertrauen; die höchste Uebung heidnischer Frömmigkeit mußte es aber sein, die Verächter jener Götter mit dem Tode zu bestrafen, und solche waren naturgemäß die Christen; Furcht, Schwäche und eine lächerliche Frömmelei schienen abwechselnd seinen Charakter zu bestimmen und sich wie Verneinungen aufzuheben. So kam es denn, daß die Christen unter seiner Herrschaft eines erträglichen Friedens genossen, ohne daß ihnen deßhalb gelegentlich Martyrien erspart blieben. So litt z. B. die hl. Symphorosa unter Hadrian; sie und ihre sieben Kinder erinnern in der Kirchengeschichte an die Vollendung seiner prächtigen Villa bei Tivoli; die epheuumrankten Mauern jener noch vorhandenen Ruinen sind heutigen Tages ein beliebter Ausflug für die Pilger nach der alten Tiberstadt. Unter Andern finden wir auf der Martyrerliste aus seiner Zeit die Dienstmagd Tertullian's, Namens Marie, die hl. Päpste Alexander und Sixtus, den hl. Dionysius Areopagita und viele Andere, von denen der Held unserer Schilderung und dessen Familie nicht die geringsten waren. Ein Glück, daß die damalige Verfolgung nicht systematisch betrieben wurde, und großentheils von der unbeständigen, heftigen Laune des Kaisers abhing. Sie hörte unter seiner Regierung nie auf, sondern glimmte fort,

wie glühende Asche, indem sie zuweilen in Flammen aufging und dann wieder erstarb.

Hadrian besaß viel Sinn für die Baukunst; die Ruhe, deren das Reich unter seiner Regierung genoß, gestattete ihm, seine Aufmerksamkeit auf dieses Lieblingsgebiet zu wenden. Einige der überraschendsten Ruinen des Alterthums, die der Zerstörung von Jahrhunderten getrotzt haben, tragen das Gepräge seines Stolzes und seiner Prachtliebe. Der Tiber, die Donau, der Rhein und der Tyne in England zeigen noch an ihren Ufern die zerfallenden Trümmer von Brücken und Gräbern, Burgen und Befestigungen, die stolz niederschauen auf die mächtigen Flüsse, während diese regelmäßig und majestätisch dahinfließen wie die Zeit selbst, ewig jung in ihrer natürlichen Lebenskraft. Von allen römischen Kaisern hat Hadrian für den Pilger, der die ewige Stadt besucht, den bekanntesten Namen. Sobald der Fremde in Rom ankommt, so geht er auf dem Weg nach der Peterskirche, dem größten Wunder der neueren Kunst, über die Engelsbrücke und an der Engelsburg vorbei; das sind die ersten Denkmäler des Alterthums, auf die sein Auge fällt; beide die Werke Hadrian's. Jahrhunderte des Kriegs und der Verwüstung, die Unwetter und Stürme von fast siebenzehnhundert Wintern haben das mächtige Mausoleum seiner Verzierungen entkleidet, aber seine massiven, unzerstörbaren Mauern dienen noch als Festung, Gefängniß und Burg, und wie ein natürlicher Fels schauen sie auf die vergänglichen Geschlechter herab und werden auch für künftige Jahrhunderte an den Ufern des Tiber stehen, eine Grenzmark am Strome der Zeit!

„Geh'n wir zum Grabmal Hadrian's jetzt hin,
Der altägypt'sche Bauten nachgegründet,
Nachäffend Massen, formlos ragend kühn,
Und seine Phantasie am Nil entzündet,
Zum Ries'gen zwingend seiner Bauherrn Müh'n,
Den Riesenbau für seinen Staub zu bau'n,
Für welke Asche! Lächelnd muß ich schau'n
Des Denkers Auge, daß zu nicht'gen Zwecken
Man diese Unform baute als Grab für solchen Recken[1])!"

Ueber dem ehrwürdigen Baue steht jetzt der Regenbogen des neuen Bundes, der Engel Gottes, der das feurige Schwert der Gerechtigkeit in die Scheide steckt. Sein Bild ward zum Andenken an eine Vision gefertigt, welche einer der größten Päpste hatte, — ein treffendes Sinnbild der bedeutendsten Epoche der römischen Geschichte, das nicht allein die Beendigung einer vorübergehenden Geißel, sondern den Abschluß der blutigen Verfolgungszeit und den Anfang der Friedensherrschaft der Päpste zum Segen der gesammten Menschheit verherrlicht.

Zur Zeit unserer Geschichte hatte die Sonne von Roms goldenem Zeitalter schon die Mittagslinie überschritten, und die zweite oder dritte Stunde ihres Niedergangs betreten. Der Glanz und die Pracht der Stadt überbot jede Beschreibung. Die ebene Fläche, die sich wie eine Arena von den Höhen des Capitolinus, Quirinalis und Pincius bis zum Tiber ausbreitete, war in ihrer ganzen Ausdehnung mit Theatern, Rennbahnen, Exercier- und Spielplätzen und Tempeln

1) Byron, Childe Harold 4, 152.

überſäet. Dazwiſchen woben ſich Haine von Immergrün, ſchattige Spaziergänge und ſammtne Raſen, während alle möglichen Denkmäler und Siegeszeichen längs des Ufers bis an den Rand des Waſſers durch den Glanz ihres weißen Geſteins das Auge blendeten. Die Geſchichte der römiſchen Triumphe, wie ſie da geſchrieben ſtand in Marmor und Travertin — von der Säule des Duilius bis zur herrlichen Säule, die eben zu Ehren des verſtorbenen Kaiſers Trajan vollendet worden war — bot ein ſo bezauberndes Bild, daß Strabo in ſeiner Beſchreibung behauptet, man könne ſeine Augen von dem Anblicke nicht losreißen. Aber über Alles erhaben, wie ein Marmorberg, erhob ſich das Mauſoleum oder Grabmal des Cäſar Auguſtus, wo die Waffen der juliſchen Familie und vieler Kaiſer aufgehängt waren. Wenn ein Kaiſer unter die Zahl der Götter aufgenommen werden ſollte (dieſe Feierlichkeit veranſtaltete auch Hadrian zu Ehren des Trajan), ſo wurde ſein Leichnam mit großem Gepränge und Ceremoniell auf einer goldenen Bahre getragen und oben auf einen Scheiterhaufen von wohlriechendem Holze gelegt; ſobald die Flamme an der Leiche empor zu züngeln begann, ließ man einen Adler, der zu dieſem Zwecke hier feſtgebunden war, in die Höhe fliegen, damit ihn die Beifall rufenden Tauſende als den Genius oder die mens divinior des Kaiſers betrachteten, der ſich zu den Wolken aufſchwinge. Während wir mit dem Spott der Philoſophie über dieſe Leichtgläubigkeit lächeln, ſo ſtaunen wir doch über das dichteriſche Talent und die Geſchicklichkeit der umnachteten Vorzeit.

Dem Kaiſer Trajan wurde für ſeine vielen Siege

ein Triumph zuerkannt. Er war ein kriegsliebender Mann und rückte persönlich an der Spitze seiner Legionen auf das Schlachtfeld. Auf seinem Zuge nach Armenien war es, wo er den hl. Bischof von Antiochia zum Tode verurtheilte; wenn er Placidus dazu ausersehen hatte, die Legionen nach der syrischen Grenze zu führen, so that er dies aus dem Grunde, weil er auf dem wichtigeren Gebiete von Parthien mit einem Aufstand bedroht war. Deßhalb hatte er beschlossen, falls der Krieg erklärt würde, in eigner Person dem Feind in diesem Theile des Reiches entgegenzurücken. Es traf ein, wie er vorher gerechnet hatte, und er trat den Zug an, aber kehrte nicht mehr nach Rom zurück. Er starb während des Feldzugs. Trotzdem wurde ein Triumph für ihn beschlossen, und Hadrian, als einer der commandirenden Feldherrn, schrieb, nachdem das Heer ihn zum Nachfolger ausgerufen hatte, an den Senat, bekannt zu machen, daß er in eigner Person den verstorbenen Eroberer vertreten werde. Ein Triumph war der höchste Ehrgeiz der Römer, er reichte zunächst an die göttliche Ehre und überbot an Glanz alle andern Aufzüge der Stadt.

Nach gesetzlichen Bestimmungen war kein Feldherr zu dieser Ehre berechtigt, der nicht in einer Schlacht fünftausend Feinde des Staates erschlagen und durch diesen Sieg das Gebiet vergrößert hatte. Der Glückliche, dem ein Triumph zuerkannt wurde, zog bei der ersten Morgendämmerung von den vaticanischen Gefilden aus an der Spitze seiner Waffengefährten nach der Triumphpforte. Nach einem kleinen Imbiß wurde er hier mit den Triumphgewändern bekleidet und verrichtete dann vor

den an der Pforte aufgestellten Gottheiten die herkömmlichen Ceremonien, bis sich der Zug über die Via Triumphalis die Straßen entlang bewegte, in denen Altäre von Weihrauch dufteten, und der Boden dicht mit Blumen bestreut war.

In Dr. Miley's schönem Werke: „Rom unter dem Heidenthum und den Päpsten," befindet sich eine prächtige Beschreibung eines Triumphzugs. Da sich in der Feierlichkeit, auf welche wir jetzt anspielen müssen, manches Aehnliche findet, so wollen wir seine beredten Worte citiren:

„Zuerst kamen verschiedenartige Musiker, die Triumphlieder sangen und spielten, dann führte man die Ochsen mit vergoldeten Hörnern, die Köpfe mit Bändern und Guirlanden geziert, zum Opfer; dahinter wurden in Wägen die Beutestücke aufgefahren: Statuen, Gemälde, Rüstungen, Waffen, Gold, Silber und Erz, sowie goldne Kronen und andere Gaben, welche die verbündeten oder tributpflichtigen Staaten geschickt hatten, die Namen der besiegten Völkerschaften standen auf hölzernen Gestellen geschrieben, auf denen man die Namen oder Bilder der unterworfenen Länder und Städte trug. Die gefangenen Anführer und Fürsten folgten in Ketten mit ihren Kindern, Verwandten und Höflingen; nach diesen Gefangenen kamen die Lictoren, welche die Hinrichtungen zu vollziehen hatten, mit ihren lorbeerbekränzten Beilen oder Fasces, von einer großen Schaar Musikanten und Tänzern in Satyrtracht begleitet, die goldene Kränze im Haar trugen. In ihrer Mitte zog ein Possenreißer in weiblicher Kleidung, dessen Amt es war, mit Blicken und Geberden die Besiegten zu ver-

höhnen. Ihnen zunächst folgte ein langer Zug Personen mit Räucherwerk. Jetzt kam der Sieger in Purpur und Gold gehüllt, den Lorbeerkranz auf dem Haupte, einen Lorbeerzweig in der Rechten und in der Linken ein elfenbeinernes Scepter mit einem Adler an der Spitze. Sein Gesicht war roth geschminkt ähnlich wie die Statue Juppiters an Festtagen, und eine goldene Kugel hing von seinem Nacken, mit einem Amulet oder Zaubermittel gegen den Neid. Sein Wagen, in dem er aufrecht stand, war in Gold und Elfenbein ausgelegt und wurde wahrscheinlich seit den Zeiten der Tarquinier, sicher seit Camillus, von vier weißen Pferden, zuweilen auch von Elephanten oder andern wilden Thieren gezogen. Auf ihn warteten seine Verwandten, Clienten und eine große Versammlung von Bürgern, alle in weißer Toga. Seine Kinder fuhren gewöhnlich mit ihm in dem Wagen einher, und damit er sich nicht zu sehr überheben möchte, schmiegte sich hinter ihm ein Sclave, der eine goldene, von Edelsteinen funkelnde Krone trug, und flüsterte ihm häufig in's Ohr: „Gedenke, daß du ein Mensch bist.“ Dem Wagen des Triumphators folgten die Consuln und Senatoren zu Fuße; seine Legaten und Militärtribunen oder Stabsoffiziere ritten in der Regel neben ihm. Die siegreiche Armee, Fußvolk und Reiterei, kam zuletzt in Schlachtordnung, bekränzt mit Lorbeern und mit den Gaben geschmückt, die sie für ihre Tapferkeit erhalten, und sang ihr eigenes und des Feldherrn Lob; manchmal ließ sie jedoch auch ihre Spöttereien über diesen los. Häufig erklang aus den Reihen der Soldaten der brausende Ruf: Io triumphe! und Zehntausende aus dem

Volke stimmten in den Chor, und es zog sich der Widerhall längs der Ufer des Tiber zwischen den Thälern der sieben Hügel hin und schien selbst den Felsenbau des Capitoles zu erschüttern.

Wann der Zug auf dem Forum angelangt war, befahl der Sieger, ehe sein Wagen am „Hügel der Triumphe" durch die Reihe der Tempel, die sich an dessen Aufgange hinzogen, hinauffuhr, die gefangenen Könige und Häuptlinge der besiegten Völkerschaften durch die Lictoren abzuführen und in dem Gemonium hinzurichten, dem schauerlichen Verließe des mamertinischen Gefängnisses, das rechts am Fuße des Capitols lag.

Hatte er den Tempel des Juppiter erreicht, so verlangte es das Herkommen, daß er wartete, bis die bestimmten Beamten ihm meldeten, daß seine blutigen Befehle ausgeführt seien; nachdem er dem Juppiter und den andern Göttern für seine Erfolge Weihrauch dargebracht hatte, ließ er die Schlachtopfer, die immer weiß waren, von den Heerden des Clitumnus opfern und legte sein goldnes Diadem nieder in den Schooß Juppiters, dem er auch einen großen Theil der Kriegsbeute widmete [1])."

Die Spiele und Lustbarkeiten eines Triumphes dauerten mehrere Wochen lang. Sie wurden im Circus und Amphitheater gefeiert; doch trugen diese Spiele mehr den Charakter einer Strafe, als einer Vergnügung, bestanden sie doch aus massenhaften Menschen- und Thieropfern. Der Aufwand an Staatsgeldern ging bei solchen Gelegenheiten über alle Maßen, nichts wurde

1) Band II, Kap. 3.

unterlassen, was nur Geschicklichkeit und Kunst in den Sinn gaben. Wenn die Aufregung der großen Masse sich gelegt und Schmeichelei in allen Gestalten zur Genüge den Eroberer vergöttert hatte, wurde irgend eine ungeheuere Pforte oder Säule aufgerichtet, um noch die künftigen Generationen an die Verdienste des Helden und den Triumph der römischen Waffen zu erinnern. Es stehen noch mehrere solcher Triumphdenkmäler inmitten der Ruinen Rom's; sie sind unzweifelhaft die besten Urkunden, welche wir über die Pracht der alten Stadt besitzen.

Hadrian zog mit dem entlehnten Ruhme des verstorbenen Kaisers in Rom ein, durch alle Straßen hallte das Triumphgeschrei, vom Grabe des Augustus aus erklärte er seinen Vorgänger zum Gotte und ließ den Adler seines Geistes zu den freien Himmelsräumen auffliegen; er widmete dem Sieggekrönten die stolze Trajanssäule, und die Arena des Coliseums rauchte wieder einmal von dem Blute der Gladiatoren und Schlachtopfer. Während der damaligen Spiele wurden mehr als zweihundert Löwen niedergemetzelt und eine ungeheure Anzahl von Gefangenen und Sclaven in den Tod geschickt.

Als Alles im Festesjubel schwamm, kam eines Abends die Nachricht nach Rom, die Armee des Placidus sei im Anmarsche, und zwar schon auf der Via Appia. Das war eine neue Anregung zu den Festlichkeiten, und ein neuer Triumph und Festzug wurde für das siegreiche Heer vorbereitet. Nichts ist so sehr geeignet, die Begeisterung und Freude eines Volkes zu wecken, als die Rückkehr seiner Truppen aus einem glücklichen Feldzuge. Wer sich noch des Tages erinnert,

wo die Sieger des Krimmkrieges an den englischen Küsten landeten, der kann sich den triumphirenden Einzug der altrömischen Heere in ihrer Hauptstadt ausmalen. Der Sitte gemäß ging der Kaiser dem Feldherrn entgegen; da jedoch der Abend schon weit vorgeschritten war und die Sonne schon in das dunkele Mittelmeer tauchte, befahl der Kaiser, daß die Armee während der Nacht außerhalb der Stadtmauern lagern solle, um am nächsten Morgen im Triumphe ihren Einzug in die Stadt zu feiern. Placidus und seine Familie gingen mit dem Kaiser nach dem Palatin und wurden zu einem prunkhaften Gelage eingeladen. Placidus berichtete dem Kaiser den Verlauf seines Feldzuges; bis tief in die Nacht erzählte er von seinen Schlachten und Siegen, der Tapferkeit seiner beiden Söhne und dem außerordentlichen Wiederfinden seines Weibes und seiner Familie.

Mit lautem, hellem und freudigem Tone weckte am nächsten Morgen die Trompete das schlafende Heer. Der Freudenbecher für die armen Leute war voll bis zum Rande. Sie kannten für Jahre der Strapazen und Entbehrungen, für Wunden und Narben, die sie ihrer Lebtage kampfuntauglich machten, keinen höheren Lohn, als das Beifallsgeschrei eines rohen, barbarischen Pöbels, der sie auf ihrem Triumphzuge begrüßte.

Als sie durch die Thore einzogen, erhielt jeder Mann einen Lorbeerkranz, dessen frisches Grün von den sonnenverbrannten Gesichtern und zerlumpten Uniformen der Veteranen stark abstach. Um Hals und Brust trugen sie eine Masse werthloser Zierrathen, welche sie aus den eroberten Ländern als Schmuck für ihre Weiber und Kinder mitgenommen hatten. Da zogen Ochsen schwere

Wagen voller Beutestücke, daß das feste Pflaster der Via Appia seufzte: Rüstungen, Gold- und Erzschmuck, wilde Thiere in Käfigen, und was immer einen Beitrag zu den Sitten und Bräuchen des eroberten Volkes liefern konnte. Der Feldherr, sein Weib und seine beiden Söhne fuhren in einem vergoldeten Wagen, von vier weißen Pferden gezogen, bei der Nachhut des Heeres. In ihrem bescheidenen Benehmen sah man nichts von dem Stolze und dem freudetrunkenen Uebermuthe, wie er dem heidnischen Eroberer eigen war. All' diese übertriebenen Freudenbezeugungen waren für ihn und seine christliche Familie das Leichengepränge, das sie auf ihrem letzten Gange verherrlichte. Der König, der auf seinem Todesbette sich mit seiner Krone und den königlichen Gewändern bekleidete, um als Herrscher dem Tode zu begegnen, war ein Bild von Placidus, da er im Triumphe zum Martyrthum geführt wurde, ein Beispiel von der Nichtigkeit und Unbeständigkeit, das so oft in den Wechselfällen der Geschichte erzählt steht! Er war schweigend und gesammelt; nicht einmal das betäubende Beifallsgeschrei aus den Haufen müßiger Zuschauer, das seinen Namen über die Paläste und Gräber hin von der Porta Capena bis zum Forum trug, vermochte ihm ein Lächeln freudiger Zustimmung zu entlocken. Er fühlte es sicher, daß in wenigen Augenblicken sein christlicher Glaube offenkundig werden mußte, denn er konnte den Göttern nicht opfern. Während der Triumphzug sich durch die Straßen bewegte, wurde in der Menge ein Gemurmel laut. Sie fragten einander: Wo sind die Opfer, wo die gefangenen Häuptlinge? Wo die Sclaven, die gewöhnlich an den Rädern des Triumph-

wagens geschleift wurden, wo die klagenden Weiber und Töchter des besiegten Stammes, um die Trauermusik des Triumphzuges erschallen zu lassen?

Am Forum angelangt, machte der Zug nach alter Sitte Halt, die Lictoren und die Wärter des mamertinischen Gefängnisses schauten vergeblich nach ihren Opfern; es war das erste Mal in der Geschichte der Triumphe, daß sie ihre Beile nicht in das Blut von Helden getaucht hatten, deren einziges Verbrechen darin bestand, Haus und Vaterland tapfer vertheidigt zu haben. Man hatte keinen Begriff von der erhabenen Sittenlehre, die dem Feinde vergeben lehrt. Placidus verzieh in dem Augenblicke, wo er gesiegt hatte, und anstatt hülflose Opfer aus Heimat und Familie wegzuschleppen, damit sie den römischen Götzen geopfert würden, sicherte er sich auf seinem ganzen Marsche ein liebevolles, gesegnetes Andenken.

Jetzt langte der Zug am Eingange zum Tempel des Juppiter an. Die Priester warteten in ihren Gewändern, schneeweiße Ochsen mit vergoldeten Hörnern und Blumenkränzen standen am Altare festgebunden. Im Innern des Tempels flackerten mächtige Reiserbündel, um die Opferthiere zu verzehren, und in goldenen Gefäßen brannte Weihrauch. Placidus und seine Familie stiegen von dem Wagen und hielten auf der einen Seite still; sie weigerten sich in den Tempel zu treten, sie wollten nicht opfern. Wenn ein Erdbeben den Tempel bis in die Grundvesten erschüttert, oder eine plötzliche Finsterniß die Sonne verdunkelt hätte, so wäre das Staunen und die Ueberraschung für die versammelten Tausende nicht größer gewesen. Wie wenn Feuer

in ein Pulverfaß fällt, mit solcher Schnelligkeit verbreitete sich die Nachricht unter der endlosen Menge. Ein starkes, dumpfes Gemurmel, wie der Wogenschwall des aufgeregten Meeres, der sich an seinen Gestaden bricht, drang aus der dichtgedrängten Zuschauermenge auf dem Forum; Wuth und Racheburst waren die Leidenschaften, welche den Pöbel beherrschten, der Geist des Heidenthums hatte in ihrem Herzen die Oberhand, Mitleid, Gerechtigkeit und Freiheit waren unbekannte Tugenden. Von dem Beifallsgeschrei, mit welchem sie Placidus als den Eroberer, den Ruhm des Reiches und den Liebling des Kriegsgottes feierten, brauchte es nur Einen Schritt zu Verwünschungen und Hohn, und laut schallte es von den vergoldeten Tempeln des Capitols im schrecklichen Widerhalle: „Tod den Christen! Fort mit den Christen!“ Endlich war die Stunde eines neuen und höheren Triumphes für unsern Helden gekommen. Eilen wir hin über das düstere Gemälde der Grausamkeit, das seine Laufbahn diesseits des Grabes schloß, um ihn zu einem unvergänglichen Triumphe einzuführen.

Der edle Feldherr und seine Familie wurden vor den Kaiser gebracht. War Hadrian froh, daß man Placidus wie einen Verbrecher vor ihn brachte? Ohne Zweifel schaute er mit eifersüchtigem Auge auf den Ruhm, die Volksthümlichkeit und den wirklichen Triumph eines Mannes, der noch vor einigen Monaten ihm ebenbürtig stand als Befehlshaber des Heeres und ihm anerkanntermaßen überlegen war an Talent und Geschicklichkeit, während sein eigner Triumphzug nur ein leeres Schaugepränge, das entlehnte Gefieder eines verstorbenen Helden war, dessen Ruhm er nur widerstre-

bend vom Triumphwagen herab verkündigte. Zudem mußte er, wie er denn ein schwacher, unselbstständiger Geist war, sich über die günstige Gelegenheit freuen, um dem verkommenen Geschmack eines rohen, gefühllosen Pöbels zu genügen, der alle Autorität für nichts Anderes als Anmaßung und Unterdrückung anzuschauen pflegte und die Christen mit satanischer Bosheit haßte. Gleich Trajan suchte er seine Frömmigkeit gegen die Götter durch die öffentliche Hinrichtung des größten Mannes im Reiche zu beweisen. Er empfing den alten Feldherrn im Apollotempel und heuchelte in einer vorbereiteten Rede, was er doch niemals fühlte, — Theilnahme für seine „Thorheit." Auf des hochmüthigen Hadrian Frage, warum er den Göttern nicht opfern wolle, antwortete dieser unerschrocken und furchtlos: „Ich bin ein Christ und bete bloß den wahren Gott an."

„Wie hast du dich so bethören lassen?" fragte schnell der Kaiser. „Wie magst du allen Ruhm des Triumphes drangeben und Schande bringen über deine grauen Haare? Weißt du nicht, daß ich die Gewalt habe, dich zu einem elenden Tode zu verurtheilen?"

Ruhig erwiderte Placidus: „Mein Leib ist in deiner Gewalt, aber meine Seele gehört Dem, der sie erschaffen hat. Niemals werde ich der Gnade vergessen, die Er mir erzeigt hat, da Er mich zu Seiner Erkenntniß berief, und ich freue mich, für Ihn leiden zu können. Du kannst mir befehlen, deine Legionen gegen die Feinde des Reiches zu führen, aber nie werde ich einem anderen Gotte Opfer darbringen, als dem Einen großen und mächtigen Gotte, welcher alle Dinge erschaffen, die Himmel in ihrer Herrlichkeit ausgespannt, die Erde

in ihrer Schönheit bekleidet und den Menschen aus Lehm gebildet hat, Ihm zu dienen; Er allein verdient ein Opfer, alle anderen Götter sind nur böse Geister, welche die Menschen betrügen."

Ebenso antworteten sein Weib und seine beiden Söhne. Sie spotteten noch über den Kaiser selbst, daß er so thöricht sei, unvernünftige Stücke von Marmor und Holz als Götter zu verehren. Vergebens wandte Hadrian Versprechungen und Drohungen an, vergebens brachte er all' die haltlosen Beweismittel zur Vertheidigung des Heidenthums vor: Die glaubenstreue Familie blieb unbeugsam; Placidus vertheidigte sich mit ebenso einfacher als eindringlicher Beredtsamkeit; Hadrian konnte gegen die schlagenden Gründe, mit denen er seine Sache vor dem irdischen Gerichte vertrat, nicht Stand halten; aber das Gefühl der Niederlage reizte nur seinen Stolz, seine Grausamkeit und den Durst nach Rache. Nur wenige Schritte vor ihnen stand das Coliseum; die Spiele fingen eben an. Die Verbrecher und Sclaven des Reiches waren die alltäglichen Opfer der Volksbelustigung; die Verurtheilung des Placidus dagegen war ein politischer Zug, der das Glück seiner Regierung erhöhen konnte; es war zugleich die vollste Befriedigung seiner leidenschaftlichen Eifer- und Rachesucht, die der böse Feind in seinem Herzen aufstachelte; er befahl daher, den christlichen Feldherrn mit seiner Familie den wilden Thieren im Amphitheater vorzuwerfen.

Heutzutage ist an der Stelle, wo die letzte Unterredung zwischen Placidus und Hadrian stattfand, ein Kloster der Schwestern von der Heimsuchung errichtet;

dort singen sie in ihrem Officium den schönen prophetischen Psalm Davids: Quare fremuerunt gentes etc. Warum wüthen die Heiden und sinnt das Volk eitle Dinge? Die Könige der Erde standen auf und die Fürsten thaten sich zusammen gegen den Herrn und gegen Seinen Gesalbten: Laßt uns ihre Fesseln entzwei brechen und ihr Joch abschütteln. Er, der im Himmel wohnt, wird ihrer lachen, und der Herr wird ihrer spotten. (Psalm II.) Welch' erhabene Gedanken drückt der Morgengesang der armen Schwestern aus, der über die stillen, epheuumrankten Ruinen des zerfallenen Kaiserpalastes hinübertönt, von wo die entsetzliche Verfolgung der Kirche und überhaupt Alles in Scene gesetzt wurde, was die Mächte der Finsterniß, verkörpert in den gottlosen römischen Kaisern, thun konnten, um das Christenthum in seiner Kindheit zu vernichten.

Wahrscheinlich verbrachte Placidus mit seiner Familie jene Nacht in dem dunkeln, verpesteten mamertinischen Gefängnisse. Dasselbe war am Fuße des Capitols in den Felsen gehauen. Es bestand aus zwei Zellen, die übereinander lagen; nur durch Oeffnungen an der Decke konnte man hineingelangen; kürzlich ist eine bequeme Treppe dort errichtet worden. Die untere und dunkelste Zelle war für die zum Tode Verurtheilten bestimmt. Diese Gefängnisse haben nahezu dritthalbtausend Jahre existirt und sind mit den Kloaken oder den großen Canälen der Stadt die vollendetsten Denkmäler der Königszeit. In der classischen Literatur werden dieselben als das Gemonium oder der tullianische Kerker erwähnt. Der Geschichtschreiber Sallust, etwa fünfzig Jahre vor Christi Geburt, beschreibt sie in der

Verschwörung Catilina's folgendermaßen: „In dem sogenannten tullianischen Gefängnisse ist ein ungefähr zehn Fuß tiefer Raum, wenn man links ein wenig hinabgestiegen ist. Er ist auf den Seiten von Mauern umgeben und oben von einer gewölbten Steindecke geschlossen. Sein Ansehen ist in Folge des Unflaths, der Finsterniß und des Geruches schrecklich.“ Man kann sich nicht leicht etwas Fürchterlicheres oder Traurigeres vorstellen, als dieses Gefängniß zu jener Schreckenszeit. Das Licht des Tages war niemals in seine finstere Abgeschiedenheit gedrungen und der Pesthauch und Unrath erzeugte daselbst ein für den menschlichen Körper gefährliches Gift. Hier wurde Jugurtha zu Tode gehungert, hier der gallische Häuptling Vercingetorix auf Befehl Julius Cäsar's ermordet und Catilina mit seinen Genossen auf Befehl Cicero's erdrosselt. Hier fand Sejan, der Günstling des Tiberius, den verdienten Tod; desgleichen wurde hier ein jüdischer Führer Namens Joreas auf Befehl Vespasian's hingerichtet. Aber der Ort ist weit bemerkenswerther in der Geschichte der Kirche wegen der Martyrer und christlichen Helden, als wegen seines Alterthums oder der politischen Geschichte. In diesem traurigen Verließe brachte der hl. Apostel Petrus neun Monate zu und bekehrte seine Gefängnißwärter Processus und Martinianus und siebenundvierzig Andere. Bis auf den heutigen Tag wird die Säule gezeigt, an welche der Apostel gefesselt war, und die Wasserquelle, die nach einer frommen Ueberlieferung wunderbarer Weise aus dem Felsen entsprungen sein soll, damit der Apostel seine Neubekehrten taufen könne. Es verdient erwähnt zu werden, daß der Stuhl oder

Thron Pius' IX. bei dem vaticanischen Concil über dem Altare der Martyrer Processus und Martinianus aufgestellt wurde, welche achtzehnhundert und drei Jahre vorher den ersten Herrscher aus der unvergänglichen Dynastie der Päpste nach dem dunkeln mamertinischen Kerker geführt hatten. Viele hl. Bekenner und Martyrer haben dieses Gefängniß durch ihre Gebete, Thränen und Wunder geheiligt, und wenige Plätze in Rom besitzen einen solchen Reichthum an altchristlichen Schätzen, wenige stimmen mehr zur Andacht und Betrachtung. Derselbe war besonders für Staatsgefangene und distinguirte Persönlichkeiten, und deshalb haben wir, wenn auch die Acten der Heiligen es nicht erwähnen, doch allen Grund anzunehmen, daß Placidus und seine Familie die Nacht vor ihrem Martertode in jenem schrecklichen Gefängnisse zubrachten. Aber der Glaube und die Tröstungen der Religion können in das finsterste Gefängniß Licht bringen; keine äußerliche Finsterniß, kein materielles Mißgeschick vermag die Freude der gläubigen Seele zu trüben.

Am nächsten Morgen, dem 20. September des Jahres 120 nach Chr., eilte das Volk zu Zehntausenden nach dem Coliseum. Alles wußte, was vorgegangen war. Man hatte es gehört, wie der Kaiser das Todesurtheil gesprochen; Ueberraschung und Entrüstung über die Entdeckung, daß der Feldherr der verhaßten Christensecte angehörte, schien schon in den mürrischen Blicken der finstern Gesichter sich auszudrücken. Wäre er ein Mörder oder ein Straßenräuber oder ein politischer Gefangener gewesen, der den Sturz des Reiches geplant hätte, so hätte Jedermann ein Murmeln des

Mitleids gehabt, man hätte Begnadigung verlangt und der Pöbel ihn gerettet; aber tief und verbissen muß der Haß der Dämonen sein, die den Geist des Irrthums aufwiegeln und gegen die Wahrheit ankämpfen. Ein unerklärlicher, grimmiger Haß gegen die katholische Kirche ist jederzeit das charakteristische Merkmal des Unglaubens gewesen vom Heidenthum herab bis zu den vielerlei Schattirungen des neueren Protestantismus, und die größere oder geringere Heftigkeit jener Feindschaft läßt sich am besten danach ermessen, ob die Offenbarung völlig oder theilweise über Bord geworfen ist.

Keine Nation konnte tiefer in Götzendienst, Sinnenlust und Lasterhaftigkeit versunken sein, als das große Kaiserreich, dessen Hauptstadt als das Babylon der Gottlosigkeit galt, von dem die Apokalypse spricht. „Unser Ringen," sagt der hl. Paulus, „geht nicht gegen Fleisch und Blut, sondern gegen die Fürsten und Gewaltigen, gegen die Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, gegen die bösen Geister unter dem Himmel." (Eph. VI, 12.) In einem Amphitheater, welches das Blut wilder Thiere und Gladiatoren befleckte und eine aufgeregte, gefühllose Menge füllte, war kein Raum für die Stimme des Mitleids oder der Vernunft; das ungeduldige Rufen der Menge denuncirte die Christen als die Feinde der Götter und Menschen, und die öffentliche Hinrichtung des christlichen Feldherrn war schon laut zu wiederholten Malen auf den Bänken des Coliseums verlangt worden. Man meldete die Ankunft des Kaisers: mit einem Male verstummte das Summen der Unterhaltung und Aller Augen wandten sich nach dem Eingange vom Esquilin

her, der eigens für das kaiserliche Gefolge bestimmt war. Sobald der Kaiser das Amphitheater betrat, erhob sich Alles von den Sitzen; die Lictoren senkten ihre Beile, und tief verneigten sich die Senatoren und Vestalinnen. Von allen Ecken und Enden tönten die Rufe: „Großer, Unsterblicher, Göttlicher!" Die große Menge der Zuschauer war rein eine Versammlung entarteter Sclaven, die auf den Wink ihrer Gebieter zitterten. Obwohl die Besucher des Coliseums den Kaiser häufig als einen Unterdrücker und Tyrannen haßten, so schrieen sie doch in dem wilden Wahnsinn der Furcht mit lügnerischer Zunge, daß er allein groß und mächtig sei. Er trug ein elfenbeinernes Scepter, über dem sich ein goldner Adler erhob; ihm folgte ein Sclave, der über seinem Haupte eine Krone von gediegenem Golde und kostbaren Steinen trug. Sobald er sich gesetzt hatte, forderte der helle Ton der Trompete zum Stillschweigen auf und kündigte den Beginn der Spiele an. Hatte die Schaar der Elenden und Unglücklichen, die an den Aufführungen des Tages und dem Scheingefechte der Gladiatoren Theil nehmen sollten, ihren Umzug im Circus gehalten, so begann man gewöhnlich mit solchen Stücken, worin sich die körperliche Gewandtheit und Fertigkeit am Vortheilhaftesten zeigen konnte; aber heute war die Reihenfolge geändert. Die Menge verlangte nach der Verurtheilung der Christen und der Kaiser gab den Befehl, Placidus mit seiner Familie den wilden Thieren vorzuwerfen.

Man führte sie gefesselt in die Arena. Sie waren schweigend und in Gebet versunken. Der Veranstalter der Spiele forderte sie wiederum auf, den Göttern zu

opfern. Aber sie weigerten sich. Nun mußten die Wärter einige wilde Thiere vorlassen, um sie zu zerreißen. Todesgleiche Stille herrschte ringsum. Jedermann staunte über ihre feste Haltung; kein Schrei des Entsetzens, kein Zittern, kein Flehen um Gnade, kein herzbrechendes, verzweifeltes Lebewohl — Alles war ruhig und still; auf den Knieen liegend, erwarteten sie mit majestätischer Fassung die schreckliche Hinrichtung. Die eisernen Thüren der unterirdischen Zwinger knarrten in ihren Angeln und es stürzten zwei Löwen und vier Bären in die Arena.

Die Thiere wollten die Martyrer nicht berühren, sondern sprangen um sie herum; ein Löwe versuchte seinen Kopf unter den Fuß des Placidus zu stecken; der Heilige ließ es zu; sicherlich war dies in der Arena des Coliseums ein ebenso ungewohnter als erhebender Anblick. Der König der Thierwelt legte sich freiwillig unter den Fuß des unbewaffneten armen Mannes, und kauerte sich nieder, als wolle er seine Furcht und Scheu anzeigen. „Stachelt die Thiere!“ donnerte der Kaiser wüthend den Wärtern zu. „Reizt sie! Sie müssen sie zerreißen!“ So drang es aus allen Reihen, von den Bänken der Senatoren und Vestalinnen, wie der tobenden Pöbelschaaren in den oberen Gallerien; aber die Thiere wandten sich gegen ihre Wärter und vertrieben sie aus der Arena. Man ließ andere Thiere los; aber sie dienten nur dazu, den Glanz des Triumphes zu erhöhen, und leckten ehrfurchtsvoll die Füße derer, welche man zu ihrem Opfer ausersehen. Er, der sich eines Thieres bediente, um Placidus zum Lichte des Glaubens zu führen, und späterhin Thiere zu den

Werkzeugen seiner Prüfungen und Sorgen machte, Er ließ sie jetzt den Beweis geben, welche Liebe und Fürsorge Er für Seine Diener hegt.

Die Entrüstung und Scham des heidnischen Kaisers hatte sich bis zum Aeußersten gesteigert; seine ohnmächtige Wuth und natürliche Grausamkeit brach hervor, und um seiner rohen Leidenschaft zu fröhnen, befahl er, die Martyrer in den ehernen Ochsen zu legen und durch ein langsames Feuer zu braten. Dies war ein entsetzliches Marter- und Mordwerkzeug zur Verfolgung der Christen; es hatte die Gestalt eines Ochsen und konnte zu gleicher Zeit mehrere Personen in seinem hohlen Leibe fassen; wenn man darunter Feuer anlegte, bildete es einen förmlichen Ofen; man kann sich leicht die verzehrende Qual ausmalen, welche ein langsames Feuer den darin befindlichen lebenden Wesen zugefügt haben muß. In verschiedenen Schriftstellern finden wir, daß dieses furchtbare Werkzeug lange vor und nach der Zeit Hadrian's zu Hinrichtungen benutzt wurde und auf diese Art viele Martyrer ihren Tod fanden.

Auf diesem Wege empfingen Placidus und seine Familie ihre Krone. Der Allmächtige wollte aber zeigen, daß es Sein Wille und nicht der Befehl des Kaisers oder das Folterwerkzeug waren, die Seinen Dienern das Leben raubten, und vollbrachte deßhalb ein großes Wunder. Drei Tage später wurden die Leiber der Heiligen in Gegenwart des Kaisers herausgenommen; keine Spur von Feuer war an ihnen zu sehen; sie schienen in einem sanften Schlafe zu liegen und strömten einen herrlichen Wohlgeruch aus. Ihre Ueberreste wurden mehrere Tage auf der bloßen Erde ausgestellt, und die

ganze Stadt kam herbei, um das Wunder zu sehen. Da der Allmächtige nichts ohne Grund thut, so wurden denn auch Viele durch dieses Wunder bekehrt und eifrige Christen. Die Leiber der glorreichen Martyrer schafften die Christen heimlich bei Seite und begruben sie später an ihrer Todesstelle zugleich mit dem ehernen Ochsen, in welchem sie gelitten hatten. In den frühesten Zeiten des Christenthums erhob sich über dem Grabe des Eustachius und seiner Familie eine schöne Kirche. Jene göttliche Stiftung, welche ihre mütterlichen Schwingen über Alles ausbreitet, was sich Heiliges ihrem Schooße anvertraut, hat mit ängstlicher Sorgfalt die Begräbnißstätten und Reliquien ihrer ehemaligen Helden aufbewahrt. Mitten im Herzen des neuen Rom steht eine allgemein besuchte Kirche, die im Laufe der letzten fünfzehnhundert Jahre mehrmals umgebaut und ausgebessert wurde, und noch jetzt an den standhaften, tugendreichen Placidus erinnert und seine Reliquien aufbewahrt. In derselben Urne ruhen die geheiligten Ueberreste seiner glaubenstreuen Gattin und Kinder und harren auf den Posaunenruf des Engels am jüngsten Tage.

Die Bollandisten lassen sich in eine lange, gelehrte Erörterung über die Echtheit der Acten des hl. Eustachius ein und geben dieselben im griechischen Original. Obgleich ich in obiger Erzählung versucht habe, die Eintönigkeit, welche leicht die Aufzählung der nackten Thatsachen mit sich bringt, zu vermeiden, und um die romantische Geschichte dieses großen Heiligen ein phantastisches Gewand gewoben habe, so bin ich doch im Wesentlichen dem Gang der Quellenschriften gefolgt. Die

Dunkelheit und die Zweifel, welche der Verlauf von siebenzehn Jahrhunderten und der außerordentliche Charakter der Thatsachen zur naturgemäßen Folge hat, müssen uns nothwendig ein Bedenken einflößen, diese merkwürdige Geschichte als ein unbestreitbares Factum anzusehen. Und doch scheint sie die Probe der genausten Forschung zu bestehen. Einige der ältesten und bedeutendsten Martyrologien erwähnen die außerordentliche Bekehrung des Placidus durch einen Hirsch und seinen Martertod in dem ehernen Ochsen. Der hl. Johannes Damascenus führt die Geschichte des Eustachius in einer Predigt vom Jahre 734 an. Die Ueberlieferung verlegt den Ort, wo er die wunderbare Erscheinung hatte, in die Apenninen. Dortselbst wurde im vierten Jahrhundert eine kleine Capelle erbaut, wie man annimmt, auf Befehl Constantin's, der nach seiner Bekehrung und seinem Triumphe vor Allem Sorge trug, die Heiligthümer der alten Kirche in Stand zu setzen und zu erhalten. Ein rohes Mosaik aus dem vierten Jahrhundert, einen Hirsch mit einem Bilde zwischen dem Geweih und andere Begebenheiten aus dem Leben des hl. Eustachius darstellend, wurde aus diesem Kirchlein entfernt und ist jetzt noch in der Kircherischen Sammlung aufbewahrt. Der gelehrte, glaubwürdige Baronius kommt nach einer sorgfältigen Prüfung der Acten nur zu dem Schlusse: „Wir glauben jedoch, daß Mancherlei dazu gefügt worden sei" (putamus tamen eis multa superaddita esse, ann. 120). Die Gewährsmänner der Bollandisten scheinen indeß für deren Wahrscheinlichkeit zu sprechen.

Es ist zwecklos und verkehrt zu fragen, warum der

allmächtige Gott diese ungewöhnlichen Mittel anwandte, um Placidus zu bekehren. In der Vertheilung der göttlichen Gnaden zeigen sich Räthsel, die nur durch die erleuchtete Einsicht einer hochbegnadigten Anschauung sich lösen lassen. Gerade so gut könnte man fragen, warum der hl. Paulus auf dem Wege nach Damascus und nicht in der Hauptstadt bekehrt, warum er vor so vielen Anderen, Verdienteren zu einem Gefäße der Auserwählung gemacht wurde? Warum vollbrachte unser Herr und Heiland eines seiner größten Wunder mit speichelbefeuchtetem Lehm? Warum machte Er einen armen, einfachen Fischer zum Haupte Seiner Kirche? In den hl. Büchern der Offenbarung sind wunderbarere Dinge aufgeschrieben, als nur eines in der obigen Erzählung vorkommt. Rings um uns, in jedem Augenblicke unseres Bestehens, in jedem Theile der Kirche Gottes, gibt es übernatürliche Einwirkungen der Gnade und Liebe — Wunder, wenn man sie so nennen will — welche kein menschlicher Verstand begreifen kann. Es zeugt von großem Stolz und den ersten Spuren des Unglaubens, über Gottes Werke zu spötteln, weil sie unerklärlich scheinen.

Wer wird der Macht oder Liebe Gottes Schranken setzen? Wer nicht die Demuth und Einfalt des Glaubens besitzt! Obgleich wir nicht unter Strafe der Ausschließung verpflichtet sind, alle Berichte aus dem Leben der Heiligen anzunehmen, so haben wir doch ebenso wenig das Recht, sie für Dichtungen und Phantasiegebilde zu halten. Aber einige sind es doch, wirst du beifügen. Mag sein, aber die Schwierigkeit liegt darin, sie zu benennen. Sobald man einmal die kritische

Scheere an eines jener wunderbaren Heiligenleben legen will, welche die Kirche mit dem Siegel ihrer Empfehlung versehen hat, so wird man von einer solchen Wucht der Beweise und Autorität zurückgeschlagen, daß man sich seiner Zweifel schämt. Wir haben es auch versucht, und sprechen aus Erfahrung; es gibt keinen tüchtigen, ehrlichen Geschichtsfreund, der nicht das Gleiche anerkännte. Aber viele unwissende, eingebildete Menschen in der Welt sehen Alles durch die gefärbten Gläser des Vorurtheils an; Alles, was Wunderbares, Tröstliches und Abschreckendes in den alten Heiligenschriften vorkommt, das ist für sie nur ein Luftgebilde aus dem Reich der Phantasie, und wird mit dem Lächeln des Spottes verworfen; ihr Glaube, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft ist leeres Flitterwerk, Schatten, keine Wirklichkeit [1]).

1) Wir können dem Leser schwerlich einen besseren Beweis für die Echtheit dieser Acten geben, als wenn wir anführen, daß die Kirche denselben ihre Sanction gegeben hat; denn in den ältesten Ausgaben des römischen Breviers geben die Lectionen auf das Fest am 20. Sept. diese merkwürdige Erzählung in abgekürzter Form. Wir wollen den lateinischen Text hersetzen, damit sich der Leser überzeuge, daß die Hauptbegebenheiten vollständig historisch sind:

„Eustachius, qui et Placidus, genere, opibus et militari gloria inter Romanos insignis, sub Traiano imperatore magistri militum titulum meruit; cum vero sese aliquando in venatione exerceret ac fugientem mirae magnitudinis cervum insequeretur, vidit repente inter consistentis ferae cornua excelsam atque fulgentem Christi Domini e cruce pendentis imaginem, cuius voce ad immortalis vitae praedam invitatus, una cum uxore Theopista ac duobus parvulis filiis Agapito et Theopisto Christianae militiae nomen dedit.

Achtes Kapitel.

Der junge Bischof.

I.

Etwa zwanzig Jahre nach dem Martertode des Placidus, unter der Regierung desselben Hadrian, begegnet uns im Coliseum ein gleich wunderbarer Vorfall. Wir haben gegenwärtige Erzählung: Der junge Bischof betitelt; denn unser Held zählte erst zwanzig Jahre, als er die Mitra trug. Er war ein edler, rö-

---

Mox ad visionis pristinae locum, sicut ei Dominus praeceperat, regressus illum praenuntiantem audivit quanta sibi deinceps pro Eius gloria perferenda essent. Quocirca incredibiles calamitates mira patientia perpessus brevi in summam egestatem redactus est. Cumque clam se subducere cogeretur, in itinere coniugem primum, deinde etiam liberos sibi miserabiliter ereptos ingemuit. Tantis obvolutus aerumnis in regione longinqua villicum agens longo tempore delituit, donec caelesti voce recreatus ac nova occasione a Traiano conquisitus iterum bello praeficitur.

Illa in expeditione liberis simul cum uxore insperato receptis victor Urbem ingenti omnium gratulatione ingreditur. Sed paullo post inanibus diis pro parta victoria sacrificare iussus constantissime renuit. Cumque variis artibus ad Christi fidem eiurandam frustra tentaretur, una cum uxore et liberis leonibus obicitur. Horum mansuetudine concitatus imperator aëneum in taurum subiectis flammis candentem eos inmitti iubet ubi divinis in laudibus consummato martyrio duodecimo Kalendas Octobris ad sempiternam felicitatem convolarunt. Quorum illaesa corpora religiose a fidelibus sepulta postmodum ad ecclesiam eorum nomine erectam honorifice translata sunt.“

mischer Jüngling von consularischer Familie; seine heiligmäßige Mutter war von dem großen Apostel Paulus bekehrt worden und starb später mit ihrem Sohne als Martyrin. Er hieß Eleutherius. Unter der Fürsorge seiner frommen Mutter und des hl. Papstes Anaclet erzogen, machte er schnelle Fortschritte in der Wissenschaft der Heiligen. So groß war seine Frömmigkeit und die Reinheit seines Wandels, daß er im sechszehnten Jahre zum Diakon geweiht wurde; mit achtzehn Jahren wurde er zum Priester ordinirt und mit zwanzig Jahren von dem Papste selbst als Bischof von Aquileja (Venedig) inthronisirt.

Der junge Bischof erndtete durch seine zündenden Predigten und Wunder in seiner Diöcese die reichsten Früchte, und sein Name drang auf den Flügeln des Gerüchtes bis zu den Ohren Hadrian's. Die heuchlerische Politik des Kaisers hielt namentlich darauf, eine innige Verehrung gegen die Götter zur Schau zu tragen, indem er die bekanntesten Christen verfolgte. Da er auf seinem letzten Rückmarsche aus dem Orient von Eleutherius gehört hatte, schickte er seinen Befehlshaber Felix mit zweihundert Mann ab, um den Bischof gefangen zu nehmen und nach Rom zu bringen. Felix mit seinen Soldaten traf den Eleutherius in seiner Kirche, als er gerade vor einer großen Volksmenge predigte. Er stellte seine Soldaten rings um die Kirche als Wachen auf, während er selbst mit einigen der zuverlässigsten hineintrat, um den Heiligen zu ergreifen. Aber kaum war Felix in die Kirche getreten, als auch die Gnade Gottes ihren Einzug in sein Herz hielt. Der feierliche Gottesdienst überwältigte ihn. Die schweigende

Andacht der im Tempel des Höchsten versammelten Christen, das himmlische Licht, das den Bischof umstrahlte, die Salbung und Beredtsamkeit seines Vortrages nöthigten dem heidnischen Krieger solch eine achtungsvolle Scheu ab, daß er wie festgebannt zu Boden schaute. Er wartete bis zum Schlusse der Predigt; anstatt jedoch auf den wehrlosen Diener Christi zu stürzen und ihn zum Martyrium mitzuschleppen, warf er sich in der Mitte der Kirche auf die Kniee und betete den wahren Gott an. Die Gläubigen waren überrascht und die Soldaten blickten einander erstaunt an. Der Bischof weckte ihn zuerst aus seinen Gedanken; er berührte ihn an der Schulter und sagte: „Felix, stehe auf, ich weiß, warum du hierher gekommen bist; es ist Gottes Wille, daß ich mit dir gehen soll, um Seinen Namen zu verherrlichen.“ Der Befehlshaber erwachte wie aus einem schönen Traume und bekannte öffentlich seinen Glauben an den Gott der Christen.

Als sie auf der Reise nach Rom an einen breiten Fluß (wahrscheinlich der Po) kamen, machten sie an einer schattigen Stelle des Ufers Halt. Eleutherius, dessen Herz vor Eifer und Liebe brannte, ergriff jede Gelegenheit, um das Evangelium zu predigen und Seelen zu retten. So versammelte er denn auch die kleine Schaar um sich und redete ihnen lange vom christlichen Glauben. Seine glühende Beredtsamkeit wußte sie nicht nur zu überzeugen, sondern entlockte sogar manchem der rauhen, in der Nacht des Heidenthums aufgewachsenen Soldaten Thränen, und als er geendigt hatte, rief Felix laut aus: „Ich will nicht essen, bis ich getauft bin.“ Nachdem ihn dann der hl. Bischof noch genauer

unterrichtet hatte, taufte er ihn und mehrere Soldaten, ehe sie das Ufer des Flusses verließen.

Nach ihrer Ankunft in Rom befahl der Kaiser, Eleutherius vor ihn zu bringen. Er wurde in eine Halle des palatinischen Palastes geführt, wo der Kaiser Hadrian seinen Thron aufgeschlagen hatte. Als der Martyrer vor ihm stand, fühlte sich Hadrian betroffen von seiner Schönheit und Bescheidenheit; der unbeschreiblich sanfte Ausdruck seines Gesichtes, gepaart mit Adel und Hoheit, zwang die heidnischen Verfolger den Diener Christi fast mit Ehrfurcht anzuschauen. Der Kaiser wußte wohl, daß sein Vater unter seiner eigenen Regierung dreimal die consularische Würde bekleidet hatte, und wenn Reichthum, Rang und Talent zu Gnade und Mitgefühl Anlaß geben, so war es nach jeder Richtung hin bei Eleutherius der Fall. Der Kaiser redete ihn zuerst freundlich an und suchte ihn mit dem Versprechen seiner Freundschaft und einer Stelle im kaiserlichen Palaste zu bereden und zu gewinnen; da aber der edle Jüngling unerschütterlich bei dem Bekenntniß seines christlichen Glaubens beharrte, so gab er endlich der Wuth nach, die der Stolz und der Teufel in seiner Seele angefacht hatten. Die Acten des Martyrers theilen ein Stück aus der Unterhaltung mit, die der Heilige mit Hadrian hatte; es ist so schön und rührend, daß wir es übersetzen wollen.

Der Kaiser sprach: „Wie kommt es denn, daß du, ein Mann von so berühmter Familie, dich solch' thörichtem Aberglauben hingeben konntest und an einen Gott glaubst, der von den Menschen gekreuzigt wurde?"

Eleutherius schwieg. Wiederum wandte sich der

Kaiser an ihn. „Beantworte mir," sagte er, „die Frage, die ich an dich stelle; warum wirfst du dich der Sclaverei des Aberglaubens in die Arme und dienst einem Manne, der todt ist und den schimpflichen Tod des Verbrechers starb?"

Eleutherius schaute gegen Himmel, machte das Zeichen des hl. Kreuzes und erwiderte: „Die wahre Freiheit läßt sich nur im Dienste des Schöpfers des Himmels und der Erde finden."

Hadrian sagte nun in einem milderen Tone: „Gehorche meinen Befehlen und ich will dir in meinem eigenen Palaste einen Ehrenposten geben."

„Deine Worte," sagte Eleutherius, „sind mit Trug und Bitterkeit vergiftet." (Bollandisten, 18. April.)

Ob dieser Antwort gerieth Hadrian in Wuth und befahl für den Diener Gottes das kupferne Bett herzurichten. Es war dies ein Marterinstrument, welches zu jener Zeit der Verfolgung stark im Gebrauche stand. Zum besseren Verständniß wollen wir es einen großen Rost nennen. Derselbe bestand aus verschiedenen Querstäben von Erz oder Kupfer und ruhte etwa 9 Zoll über dem Boden auf Füßen; darunter wurde Feuer angelegt, um die Martyrer zu verbrennen. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß der allmächtige Gott es nur bei sehr wenigen Martyrern zuließ, auf diesem entsetzlichen Folterwerkzeug zu sterben[1]. Eleutherius sollte seinen Tod hier nicht finden.

---

1) Der berühmteste Martyrer, der auf diese Art seine Krone errang, war der hl. Laurentius; er litt im Jahre 261 unter Valerian. Der Rost, auf welchem er gebraten wurde, war von Eisen

Die Gesetze des Augustus verordneten, daß die Hinrichtung von Verbrechern und Uebelthätern öffentlich stattfinden und ein Ausrufer dem Volke die Verbrechen verkündigen sollte, welche dem Schuldigen sein schimpfliches Ende brachten. Dieses Gesetz, in der weisen Absicht erlassen, von der Verübung ähnlicher Verbrechen abzuschrecken, war zu Hadrian's Zeiten in Uebung. Obgleich unter der Regierung mancher Tyrannen, welche den Thron des Augustus entehren durften, in seiner Anwendung allerlei Willkürlichkeiten einrissen, so wurde es jedoch gegen die Christen noch schärfer durchgeführt, als es eigentlich lautete. Das christliche Bekenntniß war das schwerste Verbrechen gegen den Staat; ein Mensch konnte des Mordes, des Hochverraths oder Raubes angeklagt sein und mit einer leichten Strafe davon kommen, oder verurtheilt werden, mit den Gladiatoren im Coliseum um sein Leben zu kämpfen; aber gegen die Christen allein waren, wie es scheint, alle Schrecken heidnischer Grausamkeit gerichtet.

Diesem Gesetze gemäß wurde ein Herold durch die Stadt geschickt, um das vom Kaiser gegen den Bischof Eleutherius gefällte Urtheil zu verkündigen. Eine ungeheuere Menge strömte zusammen. Nach dem Berichte der Acten eilte die ganze Bevölkerung hinaus, um der Hinrichtung beizuwohnen[1]). Der große Gott, den sie nicht kannten, lud sie ein, Seine Macht anzuerkennen

---

und nicht von Kupfer und wird noch jetzt in der Kirche San Lorenzo in Lucina zu Rom aufbewahrt.

1) Omnis populus Romanus cucurrit ad hoc spectaculum certaminis, Bolland. 18 apr.

und Ihm, anstatt ihren Götzen zu dienen. Als das Feuer angezündet war und heftig um das kupferne Bett herumschlug, ward der Martyrer von den rohen Händen der Soldaten entkleidet und auf sein Folterbett gehoben. Der Wanderer, den der Fuß schmerzt, streckt schwerlich die ermüdeten Glieder zur Ruhe auf der bemoosten Bank mit mehr Behagen und Wohlgefühl aus, als es Eleutherius auf seinem brennenden Lager that: die Elemente der Natur sind die Schöpfungen Gottes — sie gehorchen, wann Er befiehlt. So lag Eleutherius eine Stunde lang an den Rost gefesselt, ohne daß er verbrannte, ohne daß ein Haar seines Hauptes gesengt wurde. Da sich das Feuer wirkungslos erwies, wurde er von dem Rost herabgenommen; jetzt benutzte er den günstigen Augenblick, erhob seine Stimme und predigte in beredten Worten zu den Römern, welche die Neugierde um ihn versammelt hatte. „Römer," rief er aus, „hört auf mich. Groß und wahr ist der allmächtige Gott. Es gibt keinen andern Gott außer Ihm, der euch von den Aposteln Petrus und Paulus gepredigt wurde, durch den so viele Heilungen und Wunder unter euch gewirkt wurden, der den gottlosen Zauberer Simon zu Schanden machte und der die stummen und tauben Götzenbilder, wie sie euer Kaiser anbetet, in Stücke brach."

Hadrian, der zuhörte, schäumte vor Wuth und befahl, ein anderes, noch schrecklicheres Marterwerkzeug für Eleutherius herbei zu bringen. Dies war eine ungeheure Bratpfanne voll Oel und Pech, welche man über ein mächtiges Feuer stellte. Als nun die Mischung in dem Kessel sprudelte und sott, forderte der Kaiser den

Jüngling nochmals auf: „Habe jetzt wenigstens mit deiner Jugend und edeln Abkunft Mitleiden und beschwöre nicht länger den Zorn der Götter auf dich herab, sonst wirst du bald diesem brennenden Oele gleich sein."

Eleutherius lachte über die Drohung des Kaisers. „Es wundert mich wirklich," sprach er zu ihm, „daß du, der so viel weiß, niemals von den drei Jünglingen gehört hast, die man zu Babylon in den Feuerofen warf. Die Flammen des Feuers schlugen neunundvierzig Ellen hoch und inmitten dieses Feuers sangen und jubelten sie, denn in ihrer Mitte ging der Sohn des Gottes, den ich anbete, dessen unwürdiger Priester ich bin, der mich seit meiner Kindheit nie im Stiche gelassen hat [1]). Nach diesen Worten machte er das Zeichen des hl. Kreuzes und sprang an die kochende Pfanne. In dem Augenblicke, wo er seine Hände daran hielt, war das Feuer erloschen und die schäumende Masse von Oel und Pech wurde kalt und fest; der hl. Martyrer aber fragte, zum Kaiser gewandt: „Wo bleiben jetzt deine Drohungen? Dein Feuer, dein Rost und deine Bratpfanne sind für mich wie ein Bett von Rosen geworden und haben keine Gewalt, mir wehe zu thun. O Hadrian, deine Augen sind verdunkelt von dem Unglauben, so daß du die Dinge Gottes nicht siehst; erkenne deine Thorheit, thue Buße für deine Missethaten und weine über dein Mißgeschick, daß du bis jetzt den

1) Cum sis curiosus omnium, miror quomodo non potuisti ad haec pertingere, quod tres pueri Hebraei missi in caminum flammae ardentis, cuius altitudo cubitis quadraginta novem elata etc. Act. Bolland. 18. apr.

einzigen, großen und wahren Herrn des Himmels und der Erde nicht gekannt hast."

Hadrian wurde durch dieses außerordentliche Wunder nicht bekehrt, obgleich es gewiß ist, daß er nach dem Tode des Eleutherius in seiner Verfolgungswuth gegen die Christen nachließ. Er muß erstaunt gewesen sein über das, was sich vor seinen Augen zutrug; die unerhörten Wunder, die fast alle Christen wirkten, welche man vor ihn brachte, die Wirkungslosigkeit der grauenvollsten Martern, die er nur ersinnen konnte, die anziehende Lieblichkeit der Unschuld und Tugend, die sich schon in dem Aeußeren des wahren Christen zu erkennen gibt, müssen seine Augen geöffnet und zuweilen in seinem Geiste einen Zweifel an der Wahrheit des Heidenthums geweckt haben. So erzählen denn einige Geschichtschreiber, daß er kurz vor seinem Tode beschlossen habe, dem Gott der Christen einen Tempel zu errichten.

Als Eleutherius das eben erwähnte große Wunder vollbracht und den Kaiser in erhabener, furchtloser Sprache wegen seiner Thorheit getadelt hatte, vermochte Hadrian vor Verwirrung nicht zu sprechen und biß sich im Zorne auf die Lippen. Nebenan stand einer der Sykophanten des Palastes, der damalige Stadtpräfect; als dieser die Verlegenheit und Niederlage des Kaisers sah, sagte er: „Großer Kaiser, die ganze Welt von Osten bis Westen steht unter deiner Oberhoheit und männiglich zittert bei deinem Worte, ausgenommen dieser unverschämte Junge. Gib doch den Befehl, ihn in's Gefängniß zu bringen, ich will ein Werkzeug bereiten, worin er, das sollst du sehen, dich nicht länger belei-

digen wird. Morgen wirst du deinen Triumph in meinem Amphitheater vor dem ganzen römischen Volke schauen[1]). Diese Worte waren dem beschämten Kaiser eine Erleichterung und er ertheilte sogleich den Befehl, den Eleutherius dem Präfecten Corribonus zu überliefern, damit ihn dieser nach seinem Wunsche behandele; aber der Diener Gottes hörte, was man sagte, und von göttlicher Eingebung erleuchtet, rief er, als die Soldaten ihn wegführten: „Ja, Corribonus, morgen wirst du meinem Triumph beiwohnen, welcher der Triumph meines Herrn Jesus Christus sein wird."

Corribonus unterfing sich, die Gewalt des Allerhöchsten zu bekämpfen. Er wußte nichts von dem großen Wesen, gegen das er stritt. Wenige Stunden sollten ihm zeigen, daß die Gnade fast noch größer ist, als die Gewalt, die der Gott der Christen besitzt; denn jene Gnade umkleidete ihn mit ihrem Gewande, und durch die Gebete seines Schlachtopfers ward er aus einem Verfolger ein Gefäß der Auserwählung. Er dachte wenig daran, daß die letzten Worte des hl. Bischofs eine Prophezeiung waren, zu deren Erfüllung er selbst beitragen sollte, und daß er, bevor die Sonne wiederum in's Meer stieg, das ewige Lob des großen gnadenreichen Christengottes in dem strahlenden Reiche des wahren Triumphes und der Herrlichkeit singen würde.

Die nachfolgenden Vorgänge erregen das lebhafteste Interesse; wir sind zu einem der merkwürdigsten

1) Der Stadtpräfect hatte speciell für das Coliseum und die Spiele zu sorgen.

Auftritte gekommen, auf welche die alten Mauern des Coliseums herniedersahen.

II.

Corribonus ließ nichts unversucht, um den Erfolg seines Unternehmens zu sichern. Da die öffentlichen Spiele um diese Zeit geschlossen waren, schickte er Ausrufer durch die ganze Stadt, um für den nächsten Tag eine besondere Unterhaltung anzukündigen. Der Ruf des unverwundbaren Christen war weit und breit hingedrungen; die Verstimmung des Kaisers und das Versprechen des Corribonus, eine neue Mordmaschine anzufertigen, welche die Christen sicherlich vernichten sollte, steigerte das Interesse des Volkes; und so strömten sie denn am folgenden Morgen zu Tausenden nach dem Coliseum. So hatte es die göttliche Vorsehung angeordnet, daß nicht nur die Römer, sondern die Welt und zukünftige Geschlechter ihre Gewalt anerkennen und ihren Namen verherrlichen sollten. Corribonus brauchte geraume Zeit, um über ein Marterwerkzeug nachzusinnen. Der Kaiser und das Volk erwarteten etwas Fürchterliches — eine Maschine, die ihre Opfer in tausend Stücke schnitt und sie dann in die Luft schleuderte, oder ein Feuer, das keine Kunst löschen konnte — kurz, einen Tod, so schrecklich, wie man ihn in der Arena noch nie gesehen hatte. Aber das Ergebniß seiner Bemühungen war ein Werkzeug, das in der That die Rohheit und Unwissenheit, aber keine neue Erfindung versinnlichte. Wir fühlen uns zum Lächeln versucht, wenn wir von der Maschine lesen, die er erfand,

um die Gewalt des Höchsten zu Schanden zu machen. Es war nichts weiter, als ein colossaler Kochkessel mit einem Deckel, in den Oel, Pech, Harz und verschiedene eckelhafte, giftige Ingredienzien kommen sollten; wenn dann ein heftiges Feuer die Mischung zum Sieden gebracht hatte, sollte der Martyrer hineingeworfen und auf diese Art seines Ermessens in einem Augenblicke verzehrt werden.

Schon steht die Sonne hoch am Himmel und das betäubende Stimmengewirre von dem Coliseum her besagt uns, daß sämmtliche Bänke von der ungeduldigen Menge angefüllt sind. Der ungeheuere Kessel ist inmitten der Arena aufgestellt und ringsum prasselt brennendes Reisig; die Luft ist von dem Dunste des fremdartigen Gemisches geschwängert, und der dicke, schwarze Rauch der übelriechenden Mischung steigt langsam gegen den wolkenlosen Himmel auf. Zwei bis drei halbnackte Männer mit finsteren, boshaften Blicken schüren das Feuer mit frischem Reisig und rühren von Zeit zu Zeit den siedenden, schäumenden Inhalt des Kessels auf. Es war ein Anblick, wie er den Heiligen oft in Bezug auf die Schrecken der Hölle gewährt wurde. Ringsum schrieen die Dämonen laut nach dem Tode der Christen; es war Feuer, Qual und Gotteshaß vorhanden; was gibt es noch Aergeres in der Hölle, abgesehen davon, daß sie ewig dauert?

Der Kaiser und der Präfect langten an; zuerst wurden mit den gewöhnlichen beifälligen Zurufen einige Gladiatoren- und Thierkämpfe aufgeführt. Aber der Hauptanziehungspunkt der heutigen Belustigung war der rauchende Kessel in der Arena. Nach jedem Gefecht

zwischen den Gladiatoren und Thieren tönten laute, schrille Stimmen von den oberen Sitzreihen und verlangten nach den Christen. Der Kaiser und der Präfect gaben in entgegenkommender Manier dem zudringlichen Rufen des Volkes nach, und „um die dritte Stunde,“ erzählen die Acten, „wurde Eleutherius in die Arena gebracht. Er sah jung, schön und liebreich darein, als er mit schweren Ketten an Händen und Füßen auf das Tribunal des Kaisers und Präfecten zuschritt. Da er unter dem Throne des Kaisers stand, winkte Corribonus mit der Hand zum Stillschweigen und sprach laut folgendermaßen:

„Alle Nationen gehorchen der Gewalt unseres großen Kaisers — du allein, junger Mann, bietest seinem Willen Trotz; gehorche nun entweder seinen Befehlen und verehre die Götter und Göttinnen, die er anbetet, oder beim Juppiter wirst du in den siedenden Kessel geworfen.“ Diese letzteren Worte sprach er mit starkem Nachdrucke aus und deutete dabei auf den schauerlichen Kessel. Er hatte gerechnet, auf den Martyrer einen bestimmten Eindruck hervorzubringen, und dachte, er brauche bloß die Drohungen anzuwenden, mit denen er seine feigen Sclaven einzuschüchtern pflegte. Ohne ein Zeichen von Furcht oder Schrecken merken zu lassen, antwortete Eleutherius ruhig dem Präfecten: „Corribonus, höre auf mich; du hast deinen König, der dich zum Präfecten gemacht hat; ich habe meinen König, der mich zum Bischof gemacht hat. Einer von diesen beiden muß jetzt siegen, und derjenige, welcher siegt, soll von dir und mir angebetet werden. Wenn dein Kessel meinen Glauben zum Falle bringt, dann muß ich

deinem Könige dienen; aber wenn dein Kessel gegen meinen König keine Gewalt hat, so mußt du den Herrn Jesus Christus anbeten."

Dann ergriffen ihn die Lictoren und zogen ihm seine Kleider aus. Während sie ihn an den Kessel führten, betete er laut: „O Herr Jesus Christus, Du bist die Freude und das Licht aller Seelen, die an Dich glauben. Du weißt, daß alle Leiden um Deines Namens willen für mich eine Freude sind; aber zeige einmal, daß die Elemente denen widerstehen, die gegen Dich ankämpfen, und gestatte nicht, daß ich, Dein Diener, in diesem Kessel verzehrt werde."

Er ward nun in die brennende Masse geschleudert und der große Deckel darüber geworfen.

Alles war in dem Amphitheater stille, wie der Tod. Das Volk beugte sich in athemloser Spannung vorwärts; sie erwarteten etwas Ungewöhnliches. Noch eine Minute verstrich in Stillschweigen — das Feuer raste noch und der Kessel war nicht in Stücke gesprungen; der Martyrer muß todt sein. Der Kaiser lächelte und Corribonus rieb sich in selbstgefälliger Freude über seinen eingebildeten Triumph die Hände. Nachdem einige Minuten verstrichen, ließ der Kaiser den Deckel abheben, um zu sehen, ob etwas von dem Martyrer übrig geblieben sei. Doch alle Ehre und Herrlichkeit dem ewigen Gotte! Er lacht über Seine Feinde und macht ihre Nachstellungen zu Schanden. Eleutherius war unverletzt, nicht ein Haar war gekrümmt, nicht eine Fiber an seinem Körper verzogen; keine Bewegung seines Gesichtes zeigte eine schmerzhafte Empfindung; sondern ruhig, schön und gesammelt, schien es eher, als liege

er seiner täglichen Andacht in der bischöflichen Hauskapelle ob, denn als schwimme er in dem tödtlichen Kessel voll brennenden Oeles vor Zehntausenden der römischen Bevölkerung. Als er aufrecht in der Arena stand, ging ein Murmeln der Ueberraschung durch das Amphitheater. Hadrian mußte vor dem Wunder den Blick zu Boden senken; mit zornglühendem Auge schaute er auf Corribonus. Aber in jenem Augenblicke ergriff die göttliche Gnade das Herz des Corribonus; er eilte auf den Kaiser zu und bat ihn inständig: „O großer Kaiser, laß uns an diesen Gott glauben, der Seine Diener auf solche Weise schützt. Dieser Jüngling ist wirklich ein Priester des wahren Gottes. Wenn wir einen unserer Priester des Juppiter, der Juno oder des Hercules in diesen Kessel würfen, glaubst du, daß sie da ihre Götter so retten würden?"

Die Worte des Präfecten trafen das Ohr Hadrian's, wie ein Donnerschlag. Nicht bekehrt in seinem Aberglauben und in seiner Gottlosigkeit verhärtet, ließ er sich von dem plötzlichen Wechsel, den die Gnade in dem Herzen des Corribonus hervorgebracht hatte, zum äußersten Grimme hinreißen.

„Was!" rief er nach einer kurzen Pause, „das wagst du, Corribonus, zu mir zu sprechen? Hat dich die Mutter dieses Elenden bestochen, daß du mich verräthst? Ich habe dich zum Präfecten gemacht; ich habe dir Gold und Silber gegeben und jetzt wendest du dich gegen mich, um mit diesem verhaßten Christen gemeinsame Sache zu machen! Ergreift ihn, Lictoren, und laßt das Blut des Schurken sich mit dem brennenden Oele des Kessels vermischen!"

„Höre mich für einen Augenblick, großer Kaiser,“ rief Corribonus aus. „Die Ehren und Gunstbezeugungen, welche du mir übertragen hast, sind von kurzem Bestand und vergänglich gewesen. Weil ich im Irrthum war, konnte ich die Wahrheit nicht sehen, die jetzt glänzend vor mir erstrahlt. Wenn du des großen Gottes der Christen spotten und ein Opfer deines bethörten Unglaubens bleiben willst, so magst du es thun. Ich glaube von diesem Augenblicke an, daß Christus der wahre Gott ist. Ich leugne, daß deine Götzenbilder Götter sind, und ich glaube an Ihn, der allein groß und mächtig ist, den Eleutherius predigt.“

Hadrian stampfte zornig auf die Erde und gab den Lictoren ein Zeichen, ihn sofort in die Arena zu führen und dort hinzurichten.

Als die Lictoren ihn in die Arena geschleppt hatten, warf er sich vor Eleutherius zu Füßen und bat ihn: „Mann Gottes, bete für mich, ich bitte dich, zu jenem Gotte, den ich heute als den allein großen bekannt habe; gib mir jenes Segenszeichen, das du dem Feldherrn Felix gegeben hast, damit ich den Qualen des Kaisers zu trotzen vermöge.“

Eleutherius vergoß Freudenthränen. Er dankte im Herzen Gott für die Bekehrung des Corribonus und betete zu Ihm, daß Er denselben stärke, um die bevorstehenden Martern zu ertragen. Der Präfect ward in dasselbe Werkzeug geworfen, das er zur Vernichtung des Eleutherius hergerichtet hatte; man schloß den Deckel über ihm und ließ ihn mehrere Minuten lang in dem fürchterlichen Kessel. Als man letzteren aufdeckte, war er noch am Leben, unversehrt und ohne Schmerzen; er

sang das Lob des wahren Gottes, an dessen Macht und Gottheit er nicht mehr zweifelte; und obwohl kaum zehn Minuten verflossen waren, daß er noch ein Heide gewesen, so war sein Glaube doch so unerschütterlich, wie ein Berg. Da der Kaiser sah, daß auch er der zerstörenden Gewalt des Feuerkessels entronnen war, so befahl er den Gladiatoren, ihn Angesichts des ganzen Volkes zu enthaupten [1]). Der edle Präfect starb unter den Augen und dem Segen des Eleutherius in der Arena des Coliseums. Der Muth und Eifer, mit dem er dem Rufe der Gnade gefolgt war, erwarb ihm die unvergleichliche Krone des Martyriums. Sein Opfer war allerdings in einem Augenblicke vollbracht; aber trotzdem wiegt es eine tausendjährige Buße auf. Reichthum, Freunde und Familie verließ er ohne Murren und ohne Lebewohl, und ging freudig den Martern und dem Tode entgegen. Welch' ein Glaube, welche Zuversicht und Liebe gibt sich in jenem Bekenntnisse des Christenthums kund, das der Neugetaufte ablegte! Gepriesen sei der Tausch, den er gemacht! Möchten auch wir, die wir in dem Glauben geboren und alt geworden sind, zu ihm gelangen in die glänzenden Wohnungen unvergänglicher Freuden!

III.

Wenn wir die wunderbaren Werke Gottes betrachten, wie muß sich da nicht unser Geist erweitern und

---

1) Videns autem imperator quod etiam Corribonus vinceret, iussit eum in conspectu omnium decollari. Act.

unser Herz erwärmen und erheben! Es haben zwar manche behauptet, unsere Vernunft könne jedes Ding innerhalb der Grenzen der weiten Schöpfung erfassen und für Alles, was diesseits des Himmels liegt, den Grund finden; aber thöricht und irre ist der Mensch, welcher nicht den allgegenwärtigen Einfluß des großen Gottes erkennt. In jedem Augenblicke gehen rings um uns im Reiche der Natur und Gnade Geheimnisse und Wunder vor, die kein menschlicher Verstand begreifen oder erklären kann. Es ist auffallend, wie Leute bereitwillig die Macht und Wunder Gottes in der materiellen Schöpfung anerkennen und Ihm dabei die Glorie verweigern können, welche Er für ähnliche Werke in der geistigen Welt beansprucht. Es gibt viele in jeder Lebensstellung, unter Christen und Ungläubigen, unter den Gebildeten, Reichen und Armen, welche unbewußt gegen Gott das Vorurtheil hegen, daß Er Seine Macht nicht durch Menschen kund gebe. Sie lassen Ihn Wunder vollbringen in dem rollenden Kreislauf des Himmels; das rohe Thier, ja selbst die Steine der leblosen Natur können zu Werkzeugen der wunderbarsten Wirkungen werden; aber in dem Augenblicke, wo die gewöhnlichen Gesetze der Natur zu Gunsten unserer Mitgeschöpfe, zu Gunsten des vernünftigen Wesens, des höchsten Werkes der Gottheit, unterbrochen werden, da beginnt der Zweifel und Argwohn, ein unergründliches Widerstreben, zu glauben. Die augenscheinlichen Einwirkungen der göttlichen Macht werden als Zufall, Hallucination und Kunstfertigkeit wegerklärt, und wo nicht Augenzeugen die Thatsache erhärten, ohne Weiteres verworfen. Dies ist der Fall mit allen Wunder=

erscheinungen, welche die Geschichte der Vergangenheit verzeichnet. Wenn wir in den Leben der Heiligen von einem Wunder lesen, so sind wir auf der Stelle zum Zweifel bereit; gleich drängt sich der Gedanke auf: am Ende sind die Berichte, die uns so überraschen, nur zum Zwecke unserer Belustigung erfunden. So hat man vielfach die erbaulichsten und schönsten Züge der göttlichen Vorsehung zum Besten ihrer bedrängten Geschöpfe als ebenso unglaublich, wie die heidnischen Mythen verworfen. Wirkt nicht die Ansteckung des verderbten Weltgeistes und der Teufel in dem stolzen Gefühle der Geringschätzung und Ungläubigkeit, mit welchem wir die Werke Gottes behandeln? Nicht Alles, was in der Geschichte erzählt wird, ist wahr, darum ist aber noch lange nicht Alles falsch. In den Archiven der Kirche sind geheiligte und rührende Berichte über die Prüfungen der Martyrer aufbewahrt und uns mit ihrem Siegel und ihrer Autorität überliefert; sie erzählen in der That Wunder, aber nichts Unmögliches und Auffallendes, wenn wir die Anforderungen der schrecklichen Tage der Verfolgung in Anschlag bringen. Es wäre übereilt, störrisch und unehrerbietig für die Kinder der Kirche die Acten ihrer Martyrer als leere Märchen zu verwerfen, bloß weil sie auffallend sind. Warum der Macht oder Güte Gottes Grenzen setzen?

Wir kehren jetzt voll Liebe und Achtung zu der wunderthätigen Geschichte des Eleutherius zurück. Wir haben noch merkwürdigere und eindringlichere Vorfälle zu schildern. Das Coliseum soll wieder der Schauplatz und Zeuge staunenswerther Ereignisse in dem außerordentlichen Lebenslaufe dieses hl. Martyrers sein. Wir

können kaum sagen, ob uns mehr die hartnäckige Grausamkeit des verblendeten Kaisers oder die unermüdliche Geduld Gottes ergreift, Wunder über Wunder durch den jungen, heiligmäßigen Bischof zu vollbringen.

Nach dem Tode des Corribonus wurde Eleutherius in's Gefängniß zurückgeschickt. Hadrian zerriß vor Zorn sein Purpurgewand und kehrte in seine kaiserlichen Gemächer zurück, um seiner ohnmächtigen Wuth freien Lauf zu lassen. Er berief seine Höflinge und bot demjenigen eine große Belohnung, der ihm angeben würde, wie er den lästigen Christen loswerden könne. Der Pläne waren viele und grausame, aber Hadrian wählte einen aus, der weniger Aufregung unter dem Volke zu bewirken und den Tod unvermeidlich zu machen schien. Dieser war, ihn in einem eckelhaften Gefängnisse einzuschließen, der Nahrung und des Lichtes beraubt, bis der erschöpfte Körper seine gewöhnlichen Functionen nicht mehr verrichten konnte. Er befahl, die Gefängnißthüren fest zu verschließen und die Schlüssel in seinen eigenen Palast zu bringen, damit er ganz sicher sei, daß nicht Bestechung oder Verrath ihm sein Opfer entrisse. Aber steinerne Mauern und Gefängnißriegel können den Geist Gottes nicht ausschließen.

Sein Gefängniß war eine dunkle, unterirdische Zelle. Das einzige Licht, die einzige Luft, die eindringen konnten, hatten durch eine kleine Oeffnung von der Größe eines Ziegelsteines in einem Winkel der Decke Zutritt. Die Anhäufung des Schmutzes, die verpestete Luft und die greulige Dunkelheit lassen die Phantasie zurückschaudern vor der Betrachtung des schrecklichen Looses, Tage und Nächte und Wochen zwischen diesen

Wänden zubringen zu müssen, wie sie für die grausame Rechtspflege des heidnischen Rom's dienten. Die Geschichte strotzt von Jammerscenen des Wahnsinnes, der Verzweiflung und des Todes, die den Lebenslauf der Opfer dieser entsetzlichen Gefängnisse beschlossen. Einige aßen vor Hunger das Fleisch ihrer eigenen Arme, andere rannten ihr Gehirn im Wahnsinn an den felsigen Kerkermauern ein, oder erdrosselten sich in der Verzweiflung, während ihre unbeerdigten und verwesenden Leichname dablieben um die Schrecken des Kerkers für das nächste Opfer kaiserlicher Mißgunst zu verstärken. Für die Diener Gottes indeß waren diese düsteren Zellen Heimstätten des Friedens und Lichtes. Die Einsamkeit, Dunkelheit und Gefangenschaft bildeten Quellen übernatürlicher Freuden, die ihre Seele zu jener reinen Wonne, dem Vorgeschmacke der himmlischen Seligkeit, hinrissen.

Als sich die schweren eisernen Thüren des Gefängnisses vor Eleutherius schlossen, ward seine Seele mit himmlischer Freude erfüllt. Der Geist Gottes senkte sich nicht allein über ihn in seine Verlassenheit, sondern schickte ihm auch jeden Tag Nahrung. An jedem Morgen seiner Gefangenschaft kam eine schöne, kleine Taube durch die enge Spalte, die ihm Licht und Luft ließ, und legte stärkende Speise zu Füßen des Martyrers [1]). Nach vierzehn Tagen — Tagen des Glücks und der Seligkeit für den Diener Christi — schickte der Kaiser

1) Cumque esset beatus Eleutherius in custodia multis diebus cibum non accipiens, columba ei cibum portabat ad satietatem etc. Act. §. 13.

die Gefängnißschlüssel hinunter, um nachzusehen, ob noch etwas von Eleutherius übrig sei. Als man Hadrian berichtete, er lebe noch und scheine glücklich und zufrieden mit seinem Gefängnisse, da ergriff den Kaiser neue Wuth und Leidenschaft. Er ließ Eleutherius vor sich bringen. Er erwartete, den hl. Jüngling zu einem Skelette abgemagert, so heruntergekommen und schreckhaft zu finden, wie die unglücklichen heidnischen Sträflinge, die man nur für einige Stunden in jenes Gefängniß geschleudert hatte. Wie groß muß seine Ueberraschung gewesen sein, als er Eleutherius frischer und schöner, denn je fand — in flore primae iuventutis sicut angelus fulgens — (wie ein Engel strahlend in der ersten Blüthe der Jugend) immer noch unerschütterlich in seinem Entschlusse, Christum allein zu verehren, furchtlos vor den Tyrannen tretend und ihm seine Gottlosigkeit verweisend.

Nunmehr befahl der Kaiser, den Martyrer an ein wildes Pferd zu binden, um ihn über das feste Pflaster der Straßen Rom's zu schleifen und so zu verstümmeln und zu zerschmettern. Das Urtheil wurde vollstreckt; aber sobald man das Pferd frei ließ, löste ein Engel die Bande des Eleutherius, hob ihn in die Höhe und setzte ihn auf den Rücken des Pferdes [1]). Vorwärts flog das Thier durch die Campagna, seine kostbare Bürde auf dem Rücken tragend und nirgends anhaltend, bis es einen der höchsten Gipfel in den Sabiner-

---

1) Eadem autem hora angelus Domini suscipiens beatum Eleutherium solvit eum et fecit eum sedere super equum. Act. §. 13.

bergen erreicht hatte. Die freie Lage des Berges, die herrliche frische Luft, welche die Wohlgerüche von tausend Blumen zu ihm trug, und der prächtige Anblick der grünen Thäler bildeten einen starken Gegensatz zu den Schrecken des Gefängnisses, das er soeben verlassen hatte.

Während er die Ergüsse seines dankbaren Herzens zu dem wahren Gotte emporsandte, sammelten sich die wilden Thiere um ihn, als wollten sie dem hl. Manne, der unter ihnen leben sollte, ihren Willkomm ausdrücken. Eleutherius verbrachte mehrere Wochen in jener glücklichen Bergeseinsamkeit; er lebte von Wurzeln und Früchten und sang das Lob Gottes. Sein höchstes Verlangen war, zu den ewigen Gärten des Himmels zu kommen, von welchen ihm die schöne Welt ringsum nur einen schwachen Abglanz bot; doch der Allmächtige hatte noch größere Prüfungen und Triumphe für Seinen glaubenstreuen Diener vorbehalten.

Eines Tages kamen einige Jäger aus Rom auf der Jagd nach Wild über die Sabinerberge. Sie sahen in einiger Entfernung einen Mann inmitten wilder Thiere knieen; sie eilten in die Stadt zurück, um die seltsame Erscheinung zu erzählen, und aus ihrer Beschreibung erkannte das Volk, daß es der unsterbliche Eleutherius war, welcher zum zweiten Male dem furchtbaren Loose entronnen war, das der grausame Kaiser über ihn verhängt hatte. Hätte ein Donnerschlag die Erde in zwei Theile gespalten und Hadrian an den Rand eines gähnenden Abgrundes gestellt, er hätte keinen größeren Schrecken empfinden können, als da er hörte, daß sich sein Schlachtopfer noch am Leben befinde.

Er beorderte einen Befehlshaber des Heeres, mit tausend Mann unverzüglich in's Gebirge zu rücken und Eleutherius aufzugreifen.

Als die Soldaten an dem von den Jägern bezeichneten Platze ankamen, fanden sie den Heiligen von einer großen Schaar wilder Thiere umgeben, welche eine Leibwache um ihn zu bilden schienen und die Soldaten herausforderten, heranzukommen. Die römischen Soldaten waren tapfer, sie kämpften in der Schlacht mit verzweifeltem Muthe gegen ihre Nebenmenschen, aber in dem Anblicke vor ihnen lag etwas Uebernatürliches, das sie entwaffnete und muthlos machte. Nach vielfacher Ermahnung und Einschüchterung seitens ihres Befehlshabers wagten sich einige vor, um den Heiligen zu ergreifen; aber die Wölfe hätten sie augenblicklich in Stücke gerissen, wenn nicht Eleutherius ihnen mit lauter Stimme befohlen hätte, ruhig zu sein. Die Thiere gehorchten ihm auf der Stelle und schmiegten sich zu seinen Füßen, als bangte ihnen vor Strafe. Dann befahl er ihnen, sich in ihre Höhlen im Gebirge zurückzuziehen, und dankte ihnen im Namen ihres gemeinsamen Gottes für die Dienste, die sie ihm erwiesen hatten. Die Schaar der wilden Thiere lief weg und ließ Eleutherius bei den Soldaten allein [1]). Er versammelte diese um sich und redete sie mit schönen, kräftigen Worten an. Er ermahnte sie, die Macht des

---

1) Adiuro vos per nomen Christi Domini, ut nullum ex his contingatis, sed unaquaeque vestrum ascendat ad locum suum; ad cuius vocem omnes ferae cum omni mansuetudine abscesserunt, §. 14 etc.

wahren Gottes zu erkennen, dem selbst die Thiere der Wildniß gehorchen.

Er zeigte ihnen weiter ihre Thorheit, ein Stück behauenen Marmor oder bemaltes Holz anzubeten, und wie nur Er, der dort oben herrscht, ewiges Leben und Seligkeit geben kann. Ehe die Sonne sich an jenem glückverheißenden Tage zum Untergange neigte, waren von der römischen Besatzung sechshundert und acht reisige Krieger im Wasser der Taufe wiedergeboren. Unter den Bekehrten befanden sich auch einige Hauptleute aus edlen Familien und Günstlinge des Kaisers. Sie boten Eleutherius an, ihm seine Freiheit zu lassen und ohne ihn nach Rom zurückzukehren; aber der hl. Bischof wußte, daß sie nur den Unwillen Hadrian's auf sich selbst herabziehen und so ihre Familien einer Verfolgung aussetzen würden, die ihr junger Glaube auszuhalten nicht im Stande wäre; zudem sehnte er sich, seine Krone des Martyrthums zu erlangen; denn er wußte ja durch göttliche Eingebung, daß ihm diese beschieden sei; deßhalb begleitete er sie freudigen Herzens, um wiederum vor dem hartherzigen, grausamen Kaiser zu erscheinen. Die Aufregung in der Hauptstadt überstieg alle Grenzen, als Eleutherius wieder zurückgebracht wurde.

Keine jener merkwürdigen Scenen, die wir soeben beschrieben, spielte sich nämlich im Stillen ab; sie fanden statt vor Tausenden der Bevölkerung; sie wurden bei jedem Gelage erörtert und abgehandelt; die Pflastertreter des Forums hatten keine andere Unterhaltung, als den wunderthätigen Christen. Die Sache des Kaisers wurde ihre eigene. Unter der großen Menge waren viele verbissener und grausamer, als Hadrian; sie such=

ten den Kaiser im Hasse gegen das Christenthum zu überbieten. Nicht menschliches Mitgefühl, sondern Neugierde und Aerger, hatten sie um den Martyrer Jesu Christi zusammengedrängt. Hadrian kannte die Gesinnungen des Pöbels wohl und wünschte ihnen zu willfahren, deßhalb hielt er sich verpflichtet, über Eleutherius von Neuem das Todesurtheil auszusprechen; andererseits aber fühlte er sich auch selbst überwunden; seine Stimmung gegen die Christen nahm jetzt einen Umschlag; zwar mußte noch der heilige, jugendliche Bischof von Aquileja unter ihm den Martertod erleiden; aber er war doch sein letztes Opfer gewesen.

Der Befehl ist ergangen, das Volk versammelt sich wieder im Coliseum, um der Hinrichtung des Eleutherius beizuwohnen. Merkwürdig und folgenschwer waren die Vorgänge, die sich jetzt im Amphitheater ereigneten; sie bildeten den großen, tragischen Schlußact zu den Wundern dieser wechselvollen Geschichte.

IV.

Der Morgen des 18. April 138 muß allzeit denkwürdig bleiben in den Annalen der Weltstadt, nicht blos, weil an ihm einer der größten Martyrer hingerichtet wurde, sondern weil zu gleicher Zeit Tausende aus dem Volke innerhalb der Mauern des Coliseums eines unvorhergesehenen Todes starben. Die Dämonen waren wohl schon eine Stunde lang im Amphitheater losgelassen, um die unverwischbaren Flecken ihres Wüthens in die Verzeichnisse der Gotteslästerungen, der Grausamkeit und Blutschuld einzutragen. Sonder Zweifel

beunruhigte die Standhaftigkeit des Eleutherius die bösen Geister mehr, als den heidnischen Kaiser. Täglich mehrten seine Wunder und Gebete die Reihen der Christen und Tausende begannen den Namen des wahren Gottes zu fürchten. Die Martern und öffentlichen Hinrichtungen, mit welchen man das Volk einzuschüchtern beabsichtigte, wurden zur segensreichen Quelle der Bekehrung. Sie gaben den Leuten die unumstößliche Gewißheit von der Göttlichkeit des Christenthums, von der Macht und Erhabenheit seines Glaubens, der die Menschen emporhob über Leiden und Furcht, und sie befähigte, mit der Unabhängigkeit des Martyrers über die schrecklichste Katastrophe, die der Heide nur kannte, zu lächeln: nämlich die Trennung der Seele vom Leibe. Das Blut der Martyrer befruchtete den Boden der Kirche, und für Einen, der starb, wurden Tausende gewonnen.

An dem Tage, wo Eleutherius in der Arena des Coliseums unter dem Schwerte des Henkers fiel, bestürmten verschiedene Leidenschaften die Menge, welche der Schreckensscene beiwohnte. Die einen waren neugierig, die außerordentlichen Wunder zu schauen, welche sich um des hl. Jünglings willen vollzogen, während die andern wie die höllischen Furien nach dem Blute der Christen dürsteten. Auch Christen waren darunter, froh und stolz auf ihren Kämpen, welcher der Kirche so viel Ehre erwarb und Gott so kräftig verherrlichte. Ohne Zweifel fanden sich in dem bunten Gewühle auch einige von den armen Soldaten zerstreut, welche Eleutherius erst ein paar Tage vorher am Fuße der Sabinerberge getauft hatte. Wie mußten Thränen

dankbaren Mitgefühls von den sonnverbrannten Wangen des muthigen Kriegers herabrollen, wenn er sah, wie die kaiserlichen Schergen gefühllos den engelgleichen Jüngling herumstießen! Das Christenthum erweicht das Herz, sobald es nur in demselben einzieht. Es verwandelt die rohen Triebe der wildesten Natur in Milde, Einfalt und Liebe: der Heide, der gestern mit Entzücken sich an grausamem Blutvergießen weiden konnte, wendet heute mit Abscheu und Schrecken das Antlitz weg.

Jetzt steht die Sonne hoch am Himmel und breitet ihre Mittagsstrahlen in brennendem Glanze über die Stadt. Das Volk eilt schaarenweise von allen Seiten zu seinem lieben Amphitheater. Die meisten der Zuschauer waren unlängst zugegen gewesen, als man Eleutherius in den Kessel des Corribonus warf, und hofften auch dermalen wieder ähnliche aufregende und wunderbare Scenen zu erleben. Sie sollen sich nicht getäuscht haben.

Der Kaiser kommt mit seinem ganzen Hofstaate an. Er sieht verdrießlich und besorgt darein. Das Alter und die vielen Kriegszüge stehen auf dem entschlossenen Gesichte geschrieben und er geht gedrückt und schwerfällig nach dem purpurnen Polster unter dem königlichen Baldachin. Mit Recht fürchtete er, daß sich seine früheren Niederlagen, da er gegen den Engel Gottes stritt, wiederholen, und doch treibt ihn sein grausames Herz und die Stimme des Pöbels wiederum in die Arena.

Durch Hochmuth zu überschwänglichen Ideen von Macht aufgebläht und auch zu schwach, um einem Ungemach zu trotzen, hätte er gerne die Hälfte seines

Reichthums gegeben, um über Eleutherius Herr zu werden.

Horch, die Trompeten erklingen — die Spiele nehmen ihren Anfang. Einige Gladiatoren halten den Umzug in der Arena und begrüßen den Kaiser mit den üblichen Worten: „Heil dir, Cäsar, die jetzt sterben wollen, grüßen dich.“ Man führt einige Löwen und Tiger vor und läßt sie eine Weile sich herumtummeln. Die armen, eingesperrten Thiere bewillkommneten das Licht und die reine Luft des Himmels, wenn man sie einen Augenblick aus den dunkeln, dunstigen Behältern des Coliseums herausließ. Wiederum ertönte die Trompete und die Gladiatoren kämpften; es floß Blut, ein dacischer Gefangener ist gefallen.

> Und aus der Brust der letzte Tropfen dringt,
> Der schwer herab sich senkt aus rother Wunde,
> Gewitterregen gleich, und Alles in der Runde
> Schwimmt vor den Augen ihm — er hat verstöhnt,
> Eh' das Gejauchz verhallt, das seinen Sieger krönt.

Laut und durchdringend riefen jetzt die aufgeregten Zuschauer nach der Hinrichtung des Eleutherius. Der Befehl ist ertheilt, und siehe, man bringt den hl. Jüngling in Ketten herbei! Seine lieblichen, engelgleichen Züge scheinen schöner als je. Freundlich blickte er ringsum auf die dichtbesetzten Sitzreihen. Schreckliches Geschrei wechselte mit athemlosem Schweigen, als er festen Schrittes nach der Mitte ging; vor ihm her rief ein Herold mit lauter Stimme aus: „Dies ist der Christ Eleutherius.“ Der Kaiser schickte einen Boten, um zu erfahren, ob er dem Gotte Juppiter opfern wolle; aber seine kurzen, wegwerfenden Aeußerungen über die

bösen Geister, die Juppiter vertrete, bewies, daß der Martyrer furchtlos und unüberwindlich wie immer war. Hadrian befahl, einige wilde Thiere auf ihn zu hetzen, um ihn zu verschlingen.

Man öffnete einen der unterirdischen Gänge und ließ eine Hyäne in die Arena. Das Thier schien erschrocken und rannte schnell von einem Ende zum andern; als es langsam auf seinen Platz zukam, legte es sich nieder und zeigte eine gewisse Scheu, sich dem Diener Gottes zu nähern. Nun ließ der Wärter, welcher den Unwillen und die Verstimmung des Kaisers kannte, einen hungrigen Löwen heraus, der durch sein Brüllen das Volk in Schrecken setzte. Der König der Wildniß stürzte auf Eleutherius zu, jedoch nicht, um sein zartes Fleisch mit seinen starren Klauen zu zerreißen, sondern um ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen und ihn zu liebkosen. Das edle Thier kauerte sich vor dem Martyrer zusammen und weinte, wie ein menschliches Wesen. „Als der Löwe losgelassen ward,“ erzählen die Acten, „rannte er auf den hl. Eleutherius zu und weinte wie ein Vater, der seinen Sohn seit langer Trennung nicht gesehen, vor dem ganzen Volke und leckte seine Hände und Füße [1]).“

Es wäre unmöglich, die nachfolgenden Scenen in Worte zu fassen. Einige schrieen, er sei ein Zauberer; aber der Blitz des Himmels traf sie und erschlug sie

---

1) Dimissus autem leo cucurrit ad beatum Eleutherium et tamquam pater filium post multum tempus videns ita coram omnibus flebat in conspectu eius et manus eius et pedes eius lingebat etc. Nr. 16.

auf ihren Sitzen, andere verlangten seine Freilassung, während noch mehrere in der Begeisterung des Augenblicks ausriefen: „Groß ist der Gott der Christen!" Der böse Feind war plötzlich in die schlimmsten der Heiden gefahren und sie fielen mit wahnsinniger Wuth über jene her, welche riefen, daß der Gott der Christen groß sei, und ermordeten dieselben. Sie hinwiederum wurden von den Freunden ihrer Schlachtopfer angegriffen und es entwickelte sich nun ein entsetzliches Blutvergießen. Das ganze Amphitheater war in Bewegung, man hörte nur noch das Geschrei der wüthenden Volksmassen, die einander in Stücke rissen, untermischt mit dem Jammern geängstigter Weiber und dem Röcheln der Sterbenden. Die Trompete mochte auf des Kaisers Geheiß noch so schrill und laut das Zeichen geben, aufmerksam zu sein, Niemand gab darauf Acht. Das Gemetzel nahm seinen Fortgang und Blut floß schon von Sitzreihe zu Sitzreihe. Endlich befahl der Kaiser, durch Soldaten die oberen Bänke zu räumen, und mit vieler Schwierigkeit und sogar Verlust von Menschenleben gelang es ihnen, den bedenklichen Aufstand zu bewältigen.

Während dieser ganzen Zeit lag Eleutherius in der Arena auf den Knieen. Viele aus dem Volke hatten sich auf die Sicherheitswachen des Amphitheaters geworfen, und rings um ihn zu seinem Schutze sich aufgestellt. Selbst die wilden Thiere wagten sie nicht zu berühren. Aber der hl. Martyrer betete zu dem großen Gott, ihn von solch' aufrührerischen und furchtbaren Scenen weg zu nehmen. Sein Gebet ward erhört. Der Allmächtige offenbarte ihm durch eine innere Stimme, Er wolle ihm den Martertod durch das Schwert ge-

währen. In der Verzückung der Freude erzählte er einigen Umstehenden, wenn der Kaiser ihn durch das Schwert hinrichten ließe, werde er Erfolg haben. Dies ward sogleich Hadrian hinterbracht, und in seinem Zorne befahl er denn: „So laßt ihn durch das Schwert umkommen; Er ist allein an diesem ganzen Tumulte schuld!“ Wieder erklangen die Trompeten, inmitten des Schreckens und der Verwirrung wurde Alles still, wie das Grab; die Zuschauer beugten sich in athemloser Angst vor, um zu sehen, ob es dem Lictor gelingen werde. Er schwingt die schwere Axt, sie fällt, Eleutherius ist nicht mehr. Sein Blut röthet den Sand. Die Erde bebte und an dem wolkenlosen Himmel ließ sich Donner vernehmen. Eine laute Stimme erscholl von dem Himmelsgewölbe und berief Eleutherius zur ewigen Seligkeit.

Er war indeß nicht das letzte Opfer an jenem blutigen Tage. Unter der Menge der Zuschauer stand eine zweite Mutter der Makkabäer — es war die Mutter des Eleutherius. Sie hatte mit der Freude einer wahren, christlichen Mutter allen den Vorgängen zugeschaut, die sich mit ihrem muthigen Sohne zutrugen, und als sie ihn endlich triumphirend zu seiner Krone eingehen sah, schwoll ihr Herz in dem natürlichen Gefühle mütterlicher Theilnahme und religiöser Freude; sie vergaß es, daß sie im Coliseum und inmitten einer heidnischen Menge war, eilte ganz außer sich in die Arena und warf sich über den blutenden Leichnam ihres Sohnes. Das darob entstandene Gemurmel der Ueberraschung und des Mitleids erregte auch die Aufmerksamkeit des Kaisers, der das Coliseum noch nicht verlassen hatte. Er ver=

langte Auskunft, wer sie sei und warum sie den Leichnam des Martyrers umarme. Als man ihm berichtete, sie sei seine Mutter und gleichfalls eine Christin, und wünsche mit ihrem Sohne zu sterben, befahl der Heide, sie hinzurichten. Dasselbe Beil, das dem Sohne die Krone des Martyriums gebracht hatte, trank jetzt das Blut der Mutter. Sie wurde hingerichtet, während sie den todten Leib des Eleutherius umschlungen hielt, und so ihre tugendhafte Seele mit ihm wieder vereinigt in der Welt der Seligkeit, wo keine Trennung mehr besteht.

Während der Nacht wurden ihre Leichen heimlich von einigen Christen geholt und in dem Weinberge eines Privatmannes außerhalb der Porta Salara begraben; dort blieben sie mehrere Tage, bis man dieselben nach der Stadt Rieti verbrachte, wo unter der Regierung Constantin's zu ihren Ehren eine herrliche Kirche erbaut wurde. Durch diese heiligen Reliquien wurden unzählige Wunder vollbracht, so daß der hl. Eleutherius den höllischen Geistern nach dem Tode gefährlicher war, als vorher; siebenzehn Jahrhunderte hindurch hat das arme Volk, dem zuerst die Ehre ward, seine Ueberbleibsel zu beherbergen, in seiner Verehrung nie nachgelassen, noch ihn vergeblich angerufen. Die Reliquien des hl. Bischofs wurden in der Folge nach Rom übertragen, um in verschiedenen Kirchen vertheilt zu werden, die beständig um Reliquien nachsuchten. Der hauptsächliche Theil des Körpers der hl. Anthsia, seiner Mutter, ist in dem schönen Kirchlein St. Andrea am Quirinal aufbewahrt.

Die merkwürdige Geschichte unseres Heiligen haben

zwei Brüder niedergeschrieben, die bei den meisten seiner Wunder als Augenzeugen zugegen waren. Sie schließen ihren Bericht mit folgenden Worten: „Wir beiden Brüder, Eulogius und Theodulus, die er zu Priestern geweiht, haben dieses geschrieben und sind immer bei ihm geblieben, durch seine heiligen Ermahnungen aufgerichtet, und was unsere Augen gesehen und unsere Ohren gehört haben, das haben wir aufgezeichnet [1]."

Diese Acten, welche wir den Bollandisten entlehnt haben, sind in den Archiven der Kirche zu Rieti aufbewahrt. Sie wurden auch von einem andern Augenzeugen mit geringen Aenderungen in griechischer Sprache geschrieben; auch Surius gibt unterm 18. April eine griechische Uebersetzung; Baronius erwähnt im Martyrologium des Eleutherius die Hauptvorfälle seines Lebens und bezieht sich in seinen Noten auf zahlreiche Schriftsteller, die für die Geschichte der ältesten Kirche unsere besten Gewährsmänner bilden.

Wir können nicht schließen, ohne ein Wort von dem Kaiser Hadrian zu reden. An jenem schrecklichen Morgen verließ er das Coliseum schweigend und unpäßlich. Sogar seine verhärtete Seele war erweicht, aber nicht bekehrt; er hatte eine Lehre erhalten, die ihn abschreckte, wieder mit den Christen anzubinden. Aber wie allen Verfolgern, schlug auch ihm zuletzt die Stunde der Vergeltung. Als er gerade im Amphitheater auf die Ver-

---

1) Haec nos duo fratres, Eulogius et Theodulus, scripsimus, qui ab eo ordinati sumus, et hortationibus eius adiuti semper cum ipso perseveravimus; et ea quae viderunt oculi nostri et audierunt aures nostrae nota facimus etc.

nichtung der Diener Christi ausging, wurde sein aufgedunsener Leib von einer eckelhaften Krankheit befallen, von der er nicht mehr genaß, und er wurde so elend und herabgekommen, daß er schließlich freiwillig des Hungertodes starb. Ein Jahr lang lag er an den qualvollsten Schmerzen darnieder; in Folge seiner Krankheit ergab er sich dem Aberglauben noch stärker, als vorher, in der verblendeten Hoffnung, daß seine Götzen ihn wieder herstellen könnten. Die Harpyien des Betrugs sammelten sich um ihn und erpreßten unter dem Vorwande der Kunst und Zauberei unermeßliche Geldsummen; aber seine Krankheit verschlimmerte sich und seinen gottlosen Geist quälten die Schreckbilder der Verzweiflung und des bösen Gewissens. Die Hand, welche in der Halle Belsazar's das furchtbare Urtheil schrieb, hatte schon den Verfolger der Kirche gewogen, und der strafende Urtheilsspruch stand vor ihm geschrieben, so entsetzlich schon in der Vorahnung, daß er ihm durch den Tod zu entgehen trachtete. Er versuchte, einen Höfling zu bewegen, daß er ihn tödte; aber Niemand wollte sich dazu hergeben. Zuletzt von Gewissensbissen und Verzweiflung überwältigt, weigerte er sich, Nahrung zu nehmen, und starb am 10. Juli 140 nach Christus (nach Baronius) zu Bajä. Sein Leichnam wurde später von Antoninus Pius nach dem ungeheuren Mausoleum verbracht, das er an den Ufern des Tiber errichtet hatte. Jenes Mausoleum steht noch in seiner festen Pracht, wie eine unvergängliche Ruine und erinnert den christlichen Pilger zu der ewigen Stadt an den Triumph vieler Martyrer und die Blindheit der Kirchenverfolger. Man kann nicht umhin, das glückliche

Loos eines Placidus, Eleutherius und der edlen Seelen, die mit diesen Helden gekrönt wurden, mit dem unglücklichen Untergang und ewigen Tod ihrer Verfolger zu vergleichen. O möchten jene Seelen, die jetzt gekrönt sind und in der Seligkeit für uns beten, uns allzeit zum Widerstande gegen die tyrannischen Leidenschaften befähigen, die uns bedrängen, so daß wir, wenn wir auch nicht so glücklich sind, unser Blut für Christus zu vergießen, wenigstens zu dem Martyrthum der Selbstaufopferung gelangen und dereinst mit ihnen einstimmen in den Preis desselben Gottes, den wir mit ihnen verehren und lieben.

Neuntes Kapitel.

Der sardinische Jüngling.

I.

Hadrian ist zum Gotte erklärt worden. Ungeachtet der Leidenschaften, die ihn verächtlich machten, und der Grausamkeit, die ihm nur Haß eintrug, wurde er vergöttert. Die Soldaten, das Volk und die Provinzen, welchen seine Expeditionen und seine Freigebigkeit große Vortheile gebracht hatten, verlangten, daß man ihn zu göttlichen Ehren erhebe. Der Senat, noch die einsichtsvollste Körperschaft im Reiche, hatte sich bei seinen Lebzeiten unter seiner Tyrannei gekrümmt. Noch auf dem Sterbebette hatte er vier Senatoren zum Tode verurtheilt. Und doch gab diese schwache, herabgekommene

Versammlung jetzt ihre Zustimmung, daß man zu seinen Ehren einen Tempel erbaute und Opfer darbrachte. Solch abgeschmackte Thatsachen könnten ein Lächeln hervorrufen, wenn sie nicht eine so entsetzliche Lästerung gegen den wahren Gott enthielten, und uns die Schamröthe in's Gesicht trieben, daß das menschliche Geschlecht so gar tief sinken kann. In jenen Tagen gehörte es zum guten Tone, aus den Kaisern Götter zu machen; während der verbrennende Leichnam auf dem Scheiterhaufen verzehrt ward, zahlte die überlebende Familie irgend einem feilen Subjekte Geld, um zu schwören, daß es den göttlichen Geist zu den Wolken habe aufsteigen sehen. „Warum," ruft der große heilige Justinus in seiner Vertheidigungsschrift für das Christenthum aus, „laßt ihr euch herab, die Kaiser, welche unter euch sterben, zur Unsterblichkeit zu erhöhen, indem ihr irgend ein Individuum schwören laßt, daß es den brennenden Cäsar von dem Leichengerüste zum Himmel emporschweben sah [1])?"

Einige Jahre nach dem Tode Hadrian's wurde eine Buhlerin des Antoninus zur Göttin erklärt, und Antoninus selbst wurde nach seinem Tode im Bilde zum Gott erhoben und seine Broncestatue in einem prächtigen Tempel zunächst dem Forum verehrt. Eine der imposantesten Ruinen auf dem alten Forum ist die glänzende Säulenhalle dieses Tempels, die bis auf un-

---

1) Porro cur morientes apud vos imperatores semper immortalitati consecrare dignamini, producentes quempiam qui iureiurando confirmet vidisse se de rogo ascendere in caelum ardentem Caesarem?

sere Tage in ihrem zerfallenen Gebälke die Spuren der vergoldeten Buchstaben trägt: »Divo Antonino et Divae Faustinae« (dem göttlichen Antonin und der göttlichen Faustina). Wie ist es da zu verwundern, daß einige Jahre später der Kaiser Commodus nicht auf die Ehren warten konnte, die seiner nach dem Tode harrten, und sich schon bei Lebzeiten zum Gott erklärte, und ihm in der vollen Versammlung des Senates, als dem Sohne Juppiters, geopfert wurde? Wie die Sturmwolke, die über dem Berge hängt, so hing Jahrhunderte lang über dem heidnischen Rom die entsetzliche Sünde der Götzendienerei und schien die unglückliche Stadt in einen dunklen Mantel undurchdringlicher Finsterniß zu hüllen: es war das in Scharlach gekleidete Weib, das auf den sieben Hügeln sitzt, das Babylon der Apokalypse [1]).

Heidnische Geschichtsschreiber und sogar einige Christen berichten, daß zu den besten Regierungshandlungen Hadrian's die Wahl des Antoninus zu seinem Nachfolger auf dem Kaiserstuhle gehört. Für einen Heiden besaß er beachtenswerthe Tugenden, und sein blindes Eifern für die Verehrung der Götter erwarb ihm den Beinamen der Fromme (Pius). Sein Adoptivsohn und Nachfolger Marcus Aurelius ertheilt ihm das denkbar höchste Lob, das sich in Worte fassen läßt [2]).

1) „C'est une tradition constante de tous les siècles que le Babylone de Saint Jean c'est l'ancienne Rome.“ *Bossuet*, Préf. sur l'Apocal. VII. (Nach einer ständigen Tradition aller Jahrhunderte ist das Babylon des hl. Johannes das alte Rom.)

2) Die Betrachtungen Marc Aurels zählen zu den philosophi-

Aber trotz des eckelhaften Lobes, das an Antoninus verschwendet wird, steht er für uns als Verfolger der Kirche Gottes da. An seinem Charakter haften Flecken der Grausamkeit und Ungerechtigkeit, welche seine natürlichen Vorzüge nicht auslöschen können. Wenn wir von den Leiden der Christen sprechen, die er mit unmenschlicher Härte marterte, und deren Blut im Coliseum und an der Petra Scelerata floß, so können wir die Schrecken einer gewaltsamen Verfolgung nicht mit der sanften und gerechten Sinnesart in Einklang bringen, die ihm sein heidnischer Nachfolger beilegt. Auf den Marmorplatten finden sich Aufzeichnungen, die mit den ihm gezollten Lobsprüchen in scharfem Widerspruche stehen. Man lese nur die nachfolgende rührende Inschrift, die roh auf dem Grabmale eines gemarterten Kindes ausgehauen ist: „Alexander ist nicht todt, sondern lebt über den Sternen! Sein Körper ruht in diesem Grabe. Er litt unter dem Kaiser Antoninus, welcher seine Gnade in Haß wandelte; denn während er (Alexander) kniete, um das Opfer (des Gebetes) dem wahren Gotte darzubringen, wurde er zum Tode geschleppt. O trostlose Zeiten, in denen wir sogar bei unseren Gebeten und der hl. Messe nicht sicher sind. Was ist elender, als das Leben, aber was noch elender, ist, daß wir im Tode nicht von unsern Eltern und Freunden begraben werden können. Gottloser Antoninus! dein Opfer strahlt im Himmel. Er lebte nur kurze Zeit und starb vier Jahre und zehn Monate alt."

---

schen Hauptwerken des Alterthums. Sie sind schön geschrieben und sehr verdienstlich.

»ALEXANDER MORTUS NON EST SED VIVIT SUPER ASSTRA ET CORPUS IN HOC TUMULO QUIESCIT VITAM EXPLEVIT CUM ANTONINO IMP. QUI MULTUM BENEFITII ANTEVENIRE PREVIDERET PRO GRATIA ODIUM REDDIT GENUA ENIM FLETENS VERE DEO SACRIFICIA TURUS AD SUPPLICIA DUCITUR O TEMPORA IN FAUSTA QUIBUS INTER SACRA ET VOTA NE IN CAVERNIS QUIDEM SALVARI POSSIMUS QUID MISERIUS VITA SED QUID MISERIUS IN MORTE CUM AB AMICIS ET PARENTIBUS SEPILIRI NEQUEANT. TANDEM IN COELO CORUSCAT PARUM VIXIT QUI VIXIT IV. X TEMP.[1]).«

Wenn Antoninus die strenge Verfolgung in den späteren Jahren seiner Regierung milderte, so war dies der Beredtsamkeit des hl. Justinus zu verdanken. Mit apostolischem Freimuth und Eifer stellte er den Kaiser, den Senat und das Volk wegen ihrer Ungerechtigkeit zur Rede, daß sie das Blut harmloser Christen vergossen. Er verglich die Unschuld, Tugend und Heiligkeit des christlichen Lebens mit den Ausschweifungen des Heidenthums, der Thorheit und Abgeschmacktheit des Götzendienstes und der Vielgötterei; er verkündigte die augenscheinlichen Beweise der Göttlichkeit des christ-

1) *Arringhi,* Roma Subt., tom I. l. III. c. 22. Das Original dieser Inschrift wäre für das ungeübte Auge ein vollständiges Räthsel. Wir haben einige Ungenauigkeiten des rohen Originals beibehalten, um dem einsichtigen Leser zu zeigen, wie schwierig es ist, Inschriften aus den Katakomben zu entziffern.

lichen Glaubens klarer als die Sonne, welche über ihnen schien, und warnte sie vor der schrecklichen Rechenschaft, die sie dereinst ablegen müßten, ob sie wollten oder nicht, vor dem einen, großen und nothwendigerweise höchsten Wesen, welches sie nicht zu kennen behaupteten oder in der Verfolgung seiner Diener offen verachteten. Antoninus war edelen Gefühlen nicht unzugänglich und die Beredtsamkeit und geschickte Beweisführung Justin's übten auf sein Gemüth eine günstige Wirkung aus; er steckte das Schwert der Verfolgung wieder in die Scheide; dort sollte es den nächsten Tyrannen erwarten, der das Scepter der Cäsaren führte.

Viele gefeierte Christen fielen der Verfolgung Antonin's zum Opfer. Die Acten der hl. Felicitas liefern ein erschütterndes Bild des grausamen Verfahrens, und zeigen so recht, mit welcher Bosheit die Verfolger vorgingen. In den Acten der Martyrer werden außerdem zwei Martyrien umständlich beschrieben, einmal das eines jungen Menschen aus Sardinien, Namens Potitus, und dann eines gewissen Bischofs Alexander, dessen Diöcese nicht bekannt ist. Die Geschichte des Potitus ist voller Wunder; sie trägt das ganze romantische Gepräge jener merkwürdigen Lebensabrisse, die wir bereits mitgetheilt haben; sie ist gleich diesen auf die Gewißheit der historischen Wahrheit gegründet, so daß ihre Aufzeichnungen keinem Zweifel unterworfen sind. Hier sind Schönheit, Einfachheit und Natürlichkeit allenthalben mit dem Wunderbaren verwebt, und bieten so eine der interessantesten Ueberlieferungen, welche sich an die ehrwürdigen Mauern des Coliseums knüpfen.

II.

Die Acten erwähnen nichts von dem Alter des Potitus, als er vor Gericht geschleppt wurde, um Gott in dem Bekenntnisse seines Glaubens zu verherrlichen. Nach den verschiedenen Wendungen der Acten zu schließen, müssen wir annehmen, daß er sehr jung war. An einer Stelle heißt er ein Kind, an einer andern ein kleiner Knabe, und am häufigsten ein Knabe. Nach dem damaligen Sprachgebrauche konnte indeß Jemand ganz gut bis zu seinem zwanzigsten Jahre ein Knabe und bis zum zehnten oder zwölften Kind genannt werden. Deßhalb dürfen wir sagen, daß Potitus zur Zeit, als jene wunderbaren Erlebnisse begannen, zwölf bis dreizehn Jahre zählte [1]). Sein Vater war ein Heide, Namens Hylas. Er war ein Feind des Christenthums und verfolgte seinen Sohn wegen seiner religiösen Grundsätze. Wie der Sohn zur Erkenntniß des christlichen Glaubens kam, ist nicht erwähnt; aber die Acten, so wie wir sie bei den Bollandisten finden, beginnen diesen interessanten Lebensabriß mit einem rührenden Vorfall zwischen dem heidnischen Vater und dem christlichen Kinde.

Hylas suchte den jungen Potitus in seinem festen Glauben durch Einschüchterungen und Drohungen wankend zu machen, doch vergebens. Der Geist des Knaben war von einem himmlischen Lichte erleuchtet, und die Erkenntniß und das Verständniß der heiligen Wahrheit hob ihn weit über die Thorheiten des Heidenthums

---

1) Wir haben später in den Handschriften zu Neapel gefunden, daß er dreizehn Jahre alt war.

empor. Da sein Vater ihn nicht zu erschüttern vermochte, gerieth er in Wuth, sperrte ihn in einem Zimmer seines Hauses ein und drohte ihm nicht eher etwas zu essen und zu trinken zu geben, bis er einwillige, vom Christenthume abzufallen. „Laß uns sehen, ob dein Gott dir jetzt hilft," grollte der erzürnte Vater, als er den Schlüssel von der Thüre abzog. Potitus blieb die ganze Nacht eingeschlossen; am Morgen hatte sich jedoch die Aufregung des Vaters gelegt, und die Elternliebe, welche jede Leidenschaft überdauert, führte ihn wieder nach dem Zimmer, wo sein Sohn eingesperrt war. Potitus war heiter und guten Muthes; Liebe, Ueberraschung und Neugierde bestürmten das Herz des Vaters und drängten ihn zu tausend Fragen, und in zärtlichem, versöhnlichem Tone knüpfte er mit seinem Sohne folgende Unterhaltung an [1]):

„O mein Sohn, ich bitte dich, opfere den Göttern. Kaiser Antoninus hat den Befehl ertheilt, daß Jedermann, der den Göttern nicht opfern will, gemartert und den wilden Thieren vorgeworfen werde. Wie schmerzt es mich, daß du, mein einziges Kind, so thöricht bist!"

„Aber, Vater, welchen Göttern soll ich opfern? Wie heißen sie?"

„Du weißt nichts, mein Kind, von Juppiter, Arpha [2]) und Minerva?"

---

1) Wir geben die Unterhaltung mit unwesentlichen Abänderungen nach dem Originale.

2) Arpha kommt in der heidnischen Mythologie selten vor. Wir müssen daran erinnern, daß es ebenso gut Privat- als Staats-

„Fürwahr, ich hörte niemals, daß Gott Juppiter oder Arpha oder Minerva gerufen wurde. Wie könnte er alle diese Namen haben? O Vater, wenn du nur wüßtest, wie mächtig der Gott der Christen ist, der sich selbst für uns in den Tod gegeben und uns erlöst hat, so würdest auch du an Ihn glauben. Du weißt nicht, Vater, wie ein großer Prophet gesagt hat: „Alle Götter der Heiden sind böse Geister.“ Es war der Herr, der den Himmel geschaffen hat, nicht Juppiter, Arpha oder Minerva.“

„Wo lernst du dieses Alles?“ fragte Hylas eilig, indem er ihn unterbrach.

„Ach, Vater,“ entgegnete Politus sanft, „Er, dem ich diene, spricht durch mich; denn Er hat in Seinem heiligen Evangelium gesagt: Denkt nicht, wie oder was ihr reden wollt, denn in jener Stunde wird euch gegeben werden, was ihr sagen sollt.“

„Aber, mein Kind, fürchtest du denn nicht die Strafen, welche den Christen angedroht sind? Wenn man dich vor Antoninus bringt, was würde da aus dir werden? Mit deinen falschen Lehren kommst du noch so weit, daß dein Fleisch mit Haken in Stücke gerissen wird und die Löwen dich auffressen.“

Potitus lächelte. Ein Strahl himmlischer Freude glitt über sein schönes Gesicht und näher auf seinen

---

götter gab. Im Hause jedes Patriciers war ein Gemach, das lararium genannt, wo die Familiengottheiten, die sogenannten Penaten, aufgestellt waren. Sie bestanden aus Bildsäulen in allen Größen und Gestalten und zählten nach verschiedenen Hunderten. Wie groß muß die Verblendung der armen Geschöpfe gewesen sein.

Vater zugehend, legte er die Hand auf die Schulter des alten Mannes, blickte ihn zärtlich an und sprach warm und eindringlich:

„Vater, mit solchen Dingen jagst du mir niemals Angst ein. Du mußt wissen, wir können in Ihm, der uns stärkt, Alles thun. Hast du je gehört, wie David allein Goliath mit einem Steine tödtete, ihm mit seinem Schwerte das Haupt abschlug und es dem ganzen Volke Israel zeigte? Seine Waffe und seine Kraft war der Name des Herrn. Ja, Vater," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes bin ich bereit, für den Namen Jesu Christi Alles in der Welt zu leiden."

Potitus machte das Zeichen des Kreuzes, faltete die kleinen Hände zusammen und begann andächtig zu beten. Der Vater sah ihm in athemlosem Schweigen zu. Er hörte seinen Sohn mit einer so innigen Andacht sprechen, daß er es sich nicht erklären konnte. Der Muth, die Frömmigkeit und Beredtsamkeit des hl. Knaben hatte schon sein Herz gewonnen und der übernatürliche Einfluß der Gnade, welche Potitus vom Himmel herniederflehte, vollendete das Werk seiner Bekehrung. Der hl. Jüngling erhob sein Haupt und wandte sich nochmals an seinen Vater; seine Worte waren von der noch wirksameren Beredtsamkeit der Thränen begleitet, und mit der ganzen Inbrunst seines liebenden Herzens sagte er zu seinem Vater:

„O Vater, glaube an unsern Herrn Jesus Christus und du wirst gerettet werden. Jene Götter, denen du dienst, existiren überhaupt nicht — sie können dich nicht retten. Ich will dir sagen, was sie sind, Vater! Es

sind Geister, die in einem entsetzlichen Feuer brennen, das sie nicht auslöschen können. Wie kannst du so von Sinnen sein und ein Stück gemaltes Holz oder eine marmorne Bildsäule anbeten, die sich nicht bewegen können? Wenn eines fällt, ist es zerbrochen und kann sich nicht in die Höhe richten. Es ist so leblos, wie die Erde, auf die wir treten, so stille, wie die Steine auf dem Boden eines Flusses; die giftigen Schlangen, die auf der Oberfläche der Erde kriechen, haben mehr Gewalt, als deine Götzen, denn sie können dir das Leben wegnehmen. O Vater! wie können diese unvernünftigen Dinge Macht haben gegen den großen Gott, der Alles erschaffen, der die Himmel in ihrer Herrlichkeit ausgespannt und unsere Erde in all ihrer Schönheit gekleidet hat, der allein mächtig ist und Seinen Fuß auf den Kopf des Drachen und des Löwen setzt?"

Im nächsten Augenblicke lag Potitus fest umschlossen in den Armen seines Vaters. Ihre Thränen flossen gemeinsam zur Erde — die Thränen der Unschuld und Reue.

Nach der Bekehrung seines Vaters wurde Potitus durch eine innere Stimme gemahnt, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, um sich auf die Prüfungen vorzubereiten, die ihm der allmächtige Gott vorbehalten hatte. Er gehorchte ohne Verzug und verließ insgeheim sein väterliches Haus und zog sich in die Berge von Epirus zurück[1]). Hier wurde er mit zahlreichen Erscheinungen

---

1) Eine andere Darstellung seines Lebens berichtet, daß er in einer Wolke in das Gebirge von Epirus entführt wurde (statim enim nubes de caelo rapuit sanctum Potitum et deposuit

begnadet und auch von dem bösen Feinde versucht. Der Allmächtige sandte ihm einen Engel, um ihm zu verkünden, daß er den Martertod für den Glauben bestehen und wie und wo er leiden sollte. Der Engel belehrte ihn, wie er sich gegen die Befleckung des Lasters schützen, wie er gegen den Teufel ankämpfen und seine Schlingen und Täuschungen zu Schanden machen solle, und der arme Potitus fand gar bald Gelegenheit, diese Unterweisung im Leben zu verwerthen; denn bevor er das Gebirge verließ, hatte er schwere Versuchungen und Täuschungen von Seiten der bösen Geister zu überwinden.

Einstmals erschien ihm der Teufel in der Gestalt unseres Heilandes. Er schien so schön und ehrwürdig, daß der hl. Jüngling einen Augenblick glaubte, er sei es wirklich; doch seine Demuth kam ihm zu Hülfe, er fürchtete Alles, was nicht recht war, denn der große Gott könne nicht zu einem so unwürdigen Geschöpfe kommen, wie er sich selbst hielt. „Mein lieber Potitus," sagte der Lügengeist, „warum verwirrst du dir den Geist so sehr mit diesen Abtödtungen? Du kannst jetzt wieder in deines Vaters Haus zurückkehren und essen und trinken, du hast mich durch deine Thränen gerührt und ich bin gekommen, dich zu trösten." Verwundert, voll Zweifel und Ueberraschung konnte Potitus nur hervorbringen: „Ich bin ein Diener Jesu Christi." Da entgegnete der Teufel mit all jener Schamlosigkeit, die ihm eigen ist: „Aber ich bin ja Jesus Christus!"

---

eum in locum quae dicitur Epirus). Vergl. die Bollandisten unterm 13. Januar.

„Dann," sagte Potitus, „komm' und laß uns zusammen beten." In demselben Augenblicke bemerkte er, daß der eine Fuß desselben eine absonderliche Gestalt hatte und den Boden nicht berührte. Er erinnerte sich gleich, was ihm der Engel gesagt hatte. Und als er sah, daß in Wahrheit der Teufel vor ihm stehe, betete er erschreckt zu Gott um Stärke. Alsbald änderte der Teufel sein Aussehen und nahm eine riesige Gestalt mit einem greuligen Kopfe an[1]). Potitus faßte Muth, hauchte das Ungeheuer an und sagte: „Weiche von mir, Satan, denn es steht geschrieben, du sollst Gott deinen Herrn anbeten und Ihm allein dienen." Da wechselte der Teufel wieder seine Gestalt; er wurde wie ein mächtiger Ochse, brüllte wie der Donner und suchte den hl. Jüngling zu schrecken. Als er jedoch das Kreuzzeichen über den Dämon machte, krümmte dieser sich vor Angst und Schmerz und schrie: „O Potitus, laß mich gehen; warum quälst du mich mit jenem Zeichen? O wie ich brenne!"

„Schwöre mir bei dem Zeichen, mit dem ich dich bewältigt habe, daß du fürderhin keinen Christen mehr belästigen willst."

Der Teufel erklärte sich einverstanden; aber sobald er in Freiheit gesetzt war, rief er aus: „Ich will gehen und meine Kraft unter den Heiden zeigen. Ich habe Besitz von der Tochter des Antoninus genommen, und will jetzt auch in das Herz des Kaisers und in das des Präsidenten Gelasius eindringen, und ich will es fertig

1) „Magis crevit cubitis quindecim," er wuchs um mehr als fünfzehn Ellen, sagen die Acten.

bringen, daß sie dich unter den fürchterlichsten Qualen tödten; ich will dich bis auf den Tod verfolgen."

„Weg, elender Betrüger," rief Potitus, „du kannst nichts thun, außer was unser Herr Jesus zuläßt. Ich fürchte nicht deine Umtriebe, sondern will gehen und dich im Namen des Herrn überwinden." Der Teufel verließ ihn unter Gotteslästerungen.

Als Potitus einige Zeit in der Einsamkeit des Gebirges zugebracht hatte, um sich durch Gebet und Abtödtung für seine ihm von Gott bestimmte Mission vorzubereiten, verließ er seinen Zufluchtsort und kam nach der Stadt Valeria, der damaligen Hauptstadt von Sardinien. Er kannte Niemanden in der großen Stadt und setzte sich müde und hungrig auf dem Forum nieder. Die Leute gingen vorüber, ohne sich um ihn zu bekümmern. Sie waren alle von ihren Berufsgeschäften in Anspruch genommen. Sein Auge ruhte auf dem Glanze der schönen Bauwerke rings um ihn. Da standen Säulen, Tempel und Hallen von gediegenem, seltenem Marmor; aber der bunte Anblick weckte sinnige Betrachtungen in seiner Seele; jede neue Schönheit und Kunstleistung, die er schaute, lieferte ihm frischen Anlaß, um der Güte des großen Schöpfers zu danken, der dem Menschen solche Gewalt über die leblose Natur verliehen hat. Jedoch eine schreckliche Wolke sah Potitus über jenem Bild der Pracht und Kunst hängen. Vergebens suchte er nach dem Kreuze, das die Hoffnungen der Völker zu einer besseren Welt emporhob; aber nirgends erblickte er das geheiligte Zeichen der Erlösung auf einem der zahlreichen Tempel, deren Zinnen im Sonnenschein glänzten; der Rauch des un=

reinen Opfers, welches so recht die trostlose Verlassenheit kennzeichnete, ringelte sich in der trüben Atmosphäre, Dämonen gleich, die in wogenden Kreisen tanzten. Laster und Unsittlichkeiten aller Art tobten ringsum, und es schauderte dem gottseligen Jünglinge, als er gewahr wurde, daß er in jener weiten Stadt der einzige Diener des wahren Gottes sei. Wie der Diamant, der neben einem dunkleren Steine in hellerem Glanze strahlt, so war seine unvergleichliche Seele glänzender inmitten der Gottlosigkeit, die ihn umgab, und sein Gebet wirksamer vor Gott. Es kam den Massen, welche der Reihe nach vorbeigingen, schwerlich in den Sinn, daß der arme Knabe, wie er so auf der kalten Steinbank saß, in wenigen Stunden der Apostel des Höchsten sein würde, um ihnen die Kenntniß der ewigen Seligkeit zu bringen. Die Werkzeuge für die größten Pläne Gottes sind die unscheinbaren, geringfügigen Dinge des Lebens.

Während unser junger Heiliger in Gedanken vertieft war und überlegte, wie er wohl am besten die Gewalt der Finsterniß überwinden könnte, die wie ein Nebel über jenes umnachtete Volk ausgebreitet lag, näherten sich zwei alte Männer in ernster Unterhaltung und setzten sich auf dieselbe Bank, die er einnahm. Er hörte der Unterhaltung zu; jedenfalls lag dies im Plane Gottes.

„Eine traurige Geschichte für unsern Statthalter,“ sagte der größere und ehrwürdigere der Beiden, als er seine mit breitem Purpurstreifen verbrämte Tunica über die Schultern zog.

„Inwiefern,“ fragte der Andere, „sind die Götter unserm edlen Agathonis nicht günstig gewesen?“

„Du allein also hast nicht gehört, wie eine schlimme Seuche über dieses Haus gekommen ist, und seine Gattin Quiriaca an einer abscheulichen Krankheit darniederliegt? Sieh' dort den Rauch, der vom Tempel des unsterblichen Juppiter aufsteigt! Er kommt von dem Opfer der drei Ochsen, die Agathonis dargebracht hat, um die zürnenden Götter zu versöhnen, aber ihr verderbliches Leiden nimmt zu und spottet der Geschicklichkeit unserer besten Ärzte. Als ich gestern Nachmittag vorbeiging, vernahm ich laute Klagen in den weiten Marmorhallen des Palastes, und Sclaven trugen im Hofraume zu einem Scheiterhaufen Holz zusammen.“

„Laß uns zum Hause unseres niedergeschlagenen Statthalters gehen,“ sagte der Andere, sich erhebend, „und schauen, ob das Opfer, das die aufgehende Sonne begrüßte, nicht den blassen Tod um seine Beute betrogen hat.“

Mit diesen Worten gingen die beiden Senatoren auf das Haus des Agathonis zu.

In der Unterhaltung der Greise vernahm Potitus den Ruf Gottes, Seine Herrlichkeit zu verkündigen. Der mächtige Name Jesu mußte dieses kranke Weib heilen, und Viele glaubten dann. Er bedurfte kaum eines Augenblickes, um einen festen Entschluß zu fassen: sofort stand er auf und folgte den alten Männern in einiger Entfernung. Durch eine oder zwei Hauptstraßen kamen sie an ein Haus von fürstlicher Pracht; Marmorstufen, mit Bildsäulen von Gold und kostbaren Steinen geschmückt, führten zu einer stattlichen Säulenhalle von

weißem Marmor, und frische Blumen sandten ihren süßen Duft aus unschätzbaren etruskischen Vasen in die Lüfte. Die Senatoren hatten als Freunde freien Eintritt. Potitus, der dicht hinter ihnen folgte, wagte es nicht, den geglätteten Marmor mit seinem plebejischen Tritte zu besudeln — hat ja der Arme keinen Zutritt zu den Palästen der Großen. Er setzte sich auf die Stufen, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und betete zu Gott, daß Er Seinen Willen kundgebe und die Dämmerung der Gnade für dieses hoffnungslose Volk beschleunige.

Während er in Gebet und heilige Betrachtungen versunken war, weckte ihn eine scharfe, spitze Stimme von der obersten Treppe aus seiner Träumerei.

„Heda, junger Mensch, was thust du hier? Es dürfen keine Bettler auf jenen Stiegen sitzen."

Potitus blickte auf und sah einen Eunuchen in Livree, einen stolzen, eingebildeten Jungen von schmächtiger, weibischer Gestalt. Er entgegnete sanft: „Willst du mir nicht einen Trunk Wasser geben?"

Was ist werthloser, als ein paar Tropfen Wasser? Und doch können sie, wenn man sie im Namen Dessen gibt, der die Liebe über alle anderen Tugenden schätzt, den Himmel erkaufen.

„Sonderbar," meinte der Verschnittene, „daß du hierher kommst, um Wasser zu verlangen; nach allen Seiten hin hast du Brunnen aus den reinsten Gebirgsquellen; ich vermuthe, du führst etwas Anderes im Schilde; aber ich werde auf dich Acht geben."

„Ja," unterbrach ihn Potitus, „du hast Recht; ich verlangte Wasser, jedoch nicht Wasser allein, sondern ich

begehre bei euch auch den Glauben an unsern Herrn Jesus Christus, auf daß der Frieden und Segen Gottes in diesem Hause einziehe."

Verwundert über diese Worte des Potitus, fragte der Eunuche: „Wer bist du? Es gedenkt mir nicht, daß ich dich je in dieser Stadt sah; wie heißt du?"

„Ich bin ein Diener des Herrn Jesu Christi, welcher der Erlöser der Menschheit ist, welcher die Aussätzigen und Lahmen heilen, die Blinden sehend machen und die Todten zum Leben erwecken kann."

Der Eunuche hörte aufmerksam zu, da er wußte, daß seine Herrin tödtlich am Aussatze darniederlag, und fragte den fremden Jüngling gleich, ob er den Aussatz heilen könne.

„Ja," antwortete Potitus, „mein Herr kann es durch mich thun, denn Er hat es in Seinem Evangelium gesagt: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr Glauben habt, wie ein Senfkörnlein, und ihr sagt zu diesem Berge: Bewege dich von hier dorthin, so wird er sich bewegen und nichts wird euch unmöglich sein." (Matth. 17, 19.)

„Du kannst also wirklich meine Herrin heilen?" fragte der Eunuche ungeduldig.

„Ja, wenn sie glaubt, will ich sie heilen."

„Sie wird dich zum Herrn ihres ganzen Vermögens machen."

„O Freund, ich verlange nicht Silber oder Gold oder irgend welchen Reichthum. Ich suche nur ihre Seele mit Jesus in dem Licht und der Kenntniß des Glaubens zu vereinigen."

Diese letzten Worte hatte der Eunuche nicht mehr

gehört; er war in die Wohnung geeilt, stürzte mit jener Freiheit, welche die Eunuchen genossen, in das Zimmer seiner Herrin und erzählte der kranken Matrone in athemloser Hast, daß ein fremder Jüngling auf den Stufen des Hauses sitze, welcher den Aussatz heilen könne. Er erhielt sogleich den Befehl, vor ihr zu erscheinen. Man führte den Jüngling durch glänzende Hallen, geschmückt mit nackten Kunstgebilden, daß er in heiliger Scham seine Augen schloß. Als er in das Zimmer getreten war, wo Quiriaca in ihrer eckelhaften Krankheit lag, sagte er: „Der Friede unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch allen."

Die kranke Frau lag auf einem purpurnen Ruhebett; zwei bis drei Sclaven warteten ihrer, frische Blumen in den Händen haltend und mit prächtigen Fächern wedelnd, um Kühlung im Zimmer hervorzubringen. Das Gemach war mit reichen Teppichen behangen, welche Scenen aus der Mythologie vorstellten. In der Mitte stand eine schöne Lampe auf einem marmornen Fußgestelle von ausgesuchter Bildhauerarbeit; neben dem Ruhebett war ein Tisch von wohlriechendem Cedernholz und auf demselben ein Juwelenkästchen, ein Spiegel und ein Stilet, um die Sclaven zu züchtigen; kurz Alles, was die patricischen Damen der ersten Jahrhunderte in ihrem tagtäglichen Gebrauche hatten. Quiriaca schien vorgerückt an Jahren und war durch ihre Krankheit schauderhaft entstellt; die äußersten Theile ihrer Hände und Füße waren bereits abgefallen, und sie wurde für jeden, der sie bedienen mußte, ein Gegenstand des Abscheues. Der Kampf in ihrem Innern war noch schlimmer, als ihre körperlichen Leiden. Ihr Stolz und

Hochmuth sah sich auf das Empfindlichste gekränkt; sie ward gemieden von den andern Matronen der Stadt, von den Gastmählern verbannt und gezwungen, ihr elendes Dasein in unfreiwilliger Abgeschlossenheit und Scham dahinzuschleppen. Als sie hörte, daß ein fremder Knabe gekommen sei, der sie zu heilen vermöge, erhob sie sich voll heftiger Freude; die Hoffnung, die so lange ihrem brechenden Herzen entfremdet worden, war zurückgekehrt, um sie zu trösten, und in dem Augenblicke, wo sich die Thüre öffnete, um Potitus hereinzulassen, rief sie lebhaft: „O junger Mensch, heile mich, und ich will glauben!"

Sie war betroffen von der Bescheidenheit und Schönheit des Jünglings; himmlische Anmuth glänzte auf seinem Gesichte, und die Augen hielt er zu Boden gesenkt. Indem er freundlich den Kopf erhob, und die Matrone anblickte, sagte er: „Du mußt zuerst glauben, und dann sollst du und dein ganzes Haus das gute Werk sehen."

„O ich glaube, ich glaube," rief sie ganz außer sich; „es gibt keinen andern Gott, als deinen; heile mich."

Potitus kniete sich. Alle waren still. Eine Anzahl Sclaven und Aufwärter hatten sich jetzt im Zimmer versammelt, denn der Eunuche hatte ihnen eiligst erzählt, daß seine Herrin geheilt werden solle. Nach einer Pause von wenigen Augenblicken streckte Potitus seine Arme aus, wandte die Augen gen Himmel und betete laut: „O Herr Jesus Christus, König der Engel und Erlöser der Seelen! Du hast Deinen Jüngern gesagt: „Machet die Aussätzigen rein und die Todten lebendig." Ver=

leihe mir, Deinem Diener, daß Deine Gnade auf dieses Weib herabsteige, damit diese Leute sehen, daß Du Gott bist, und kein anderer Gott ist, außer Dir."

Er hatte kaum sein Gebet beendigt, als ein Licht an dem Körper Quiriaca's aufleuchtete — sie war geheilt. Alle Häßlichkeit verschwand, sie sprang von ihrem Lager auf und griff nach dem Spiegel; ihre Haut wurde glätter als der reinste carrarische Marmor, und das Roth kehrte sofort wieder auf ihre Wangen zurück. Erstaunt lief die Dienerschaft zusammen und jubelte laut vor Freude und Ueberraschung. Quiriaca konnte sich gar nicht fassen; Boten wurden durch die Stadt entsandt, um ihren Gemahl zu suchen, Freunde einzuladen und in den Straßen die Freudenbotschaft zu verkünden. In wenigen Minuten waren das Haus, die Säulenhalle und die Straßen mit Menschen angefüllt, und wurde das Wunder von tausend Zungen erzählt und wieder erzählt. Die Acten berichten, daß auf dieses Wunder hin die halbe Stadt (media civitatis) sich bekehrte.

Potitus blieb noch eine Zeitlang, um das große Werk zu vollenden, das Gott begonnen hatte. Doch da er fand, daß man zu viel Ehre und Lob an ihn verschwendete, zog er sich heimlich wieder an seinen Lieblingsaufenthalt in den Bergen zurück. Der allmächtige Gott wollte ihn für weitere und größere Wunder vorbereiten. Bevor er die Stadt verließ, schickte er einen der zuverlässigsten Neubekehrten nach Rom, um dem hl. Papst Anicetus zu berichten, welche Segnungen Gott der Stadt Valeria bescheert hatte. Ein Bischof und mehrere eifrige Priester wurden hingeschickt, um die Heerde zu weiden; durch ihre Bemühungen nahm die

ganze Umgegend den Glauben an, von dem sie nie mehr abfiel. Die Stadt Valeria ist längst von der Erde verschwunden; nahe bei ihren Ruinen steht die schöne, aber ungesunde Stadt Cagliari.

III.

Während die eben erwähnten Ereignisse sich in Sardinien zutrugen, entstand in dem Kaiserpalaste zu Rom eine ungewöhnliche Verwirrung und Bekümmerniß. Die einzige Tochter des Kaisers Antoninus, ein junges Mädchen in der Blüthe der Kindheit, Namens Agnes, war von dem Teufel besessen. Wir wagen nicht den Gesetzen nachzuforschen, nach welchen sich diese harten Gerichte Gottes vollziehen; sie sind in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt. Die kleine Agnes mag zu jung gewesen sein, als daß eine sittliche Schuld auf ihr gelastet hätte. Ihr größtes Vergehen war vielleicht etwas Putzsucht oder gelegentlich ein Act des Ungehorsams. Ihre ständige Umgebung bildeten Verwandtenmörder, Todtschläger, Ehebrecher und Subjecte von der tiefsten Verworfenheit, zu der das menschliche Gewissen sinken kann. Der Blitz des Ungewitters, der die zarte Lilie niederwirft, kann den Gotteslästerer verschonen. Sage nicht, es ist Zufall, es gibt keinen Zufall bei Gott, es ist die geheimnißvolle Aeußerung der Gnade, der Gerechtigkeit und des Gerichtes! Der göttliche Geist schlägt mit der einen und segnet mit der andern Hand. Die göttlichen Heimsuchungen, mögen sie an sich noch so schwer sein, sind unveränderlich der Anfang der

reichsten geistlichen Segnungen. So war es auch mit der Tochter Antonin's der Fall.

Der böse Geist quälte sie so heftig, daß sie für alle Angehörigen des Hauses ein Gegenstand des Grauens wurde. Die marmornen Hallen tönten wider von ihrem wahrhaft erschrecklichen Gestöhne. Bei Tische ward sie von einer unsichtbaren Hand an den Haaren in die Höhe gehoben und mit solcher Gewalt fallen gelassen, daß Alle sich wunderten, daß die Knochen ihres zarten Körpers nicht zerbrochen waren. Einen Augenblick war sie stille und ruhig wie ehedem, dann plötzlich rasend, stürzte sie sich wie eine Furie mit tödtlicher Gewalt auf ihre Aufseher und schlug alle Schmuck- und Nippsachen, die in ihren Bereich kamen, in Stücke. Im kaiserlichen Palaste waltete tiefer Kummer; die Leibärzte standen beschämt, sie kannten weder das Uebel, noch die Heilmittel. Vergebens brachte der fromme Kaiser das tägliche Opfer im Tempel dar, vergeblich legte er Schlachtopfer auf Schlachtopfer am Altare Juppiters nieder, Ochsen mit vergoldeten Hörnern und mit Blumengewinden geschmückt: der Teufel lachte durch die Lippen der Agnes, und brüstete sich mit den Opfern, die er erhielt. Endlich nöthigte ihn der Allmächtige, dem Kaiser zu sagen, er werde den Körper seiner Tochter erst verlassen, wann der hl. Jüngling Potitus käme, und ihm Weisungen zu geben, wo dieser zu finden sei, und was er gerade thue. Antonin betrachtete dies als eine Antwort von seinen Göttern; sogleich befahl er dem Stadtpräfecten Gelasius, mit fünfzig Mann auszurücken und den Potitus zu ergreifen und nach Rom zu bringen.

Nach Verlauf weniger Wochen steht Potitus vor dem Kaiser. Die Neugierde ließ es jenen kaum erwarten, den Mann zu sehen, der allein den bösen Geist aus seiner Tochter austreiben konnte. Er gedachte, irgend einen verwitterten Magier aus der Sandwüste Aegyptens, oder einen herumziehenden Schwarzkünstler von den Ufern des Nils, oder einen Oberpriester aus der Provinz, den die Götter besonders begünstigten, vor sich zu sehen. Deßhalb war er überrascht, als er einen armen, schlechtgekleideten Jungen von dreizehn bis vierzehn Jahren vor sich sah; jedoch prägte sich in seinem Gesichte eine Schönheit und Anmuth aus, daß der Kaiser und sein Hof ihn mit bewunderndem Entzücken anschauten. Nachdem er eine Weile geschwiegen, fragte er ihn: „Wer und was bist du?“

Potitus entgegnete bescheiden: „Ich bin ein Christ.“

„Was, ein Christ?“ rief der Kaiser aus, als wenn er etwas ganz Furchtbares gehört hätte. „Hast du nicht von den Edicten des Kaisers gehört, daß alle Anhänger dieser verhaßten Secte sterben müssen?“

„Ich wünsche zu sterben,“ war die sanfte Antwort des Potitus.

Antoninus hätte gerne seinem Hasse gegen die Christen Ausdruck gegeben; aber der Gedanke an sein leidendes Kind bestimmte ihn, den Entschluß vorläufig zu verheimlichen und aufzuschieben, den er schon gegen den unschuldigen Jüngling gefaßt hatte, nämlich ihn zum Opfer zu zwingen oder hinrichten zu lassen. Er änderte deßhalb den Ton seiner Anrede und dachte, durch schmeichelhafte Versprechungen von dem jungen Christen

erst die Heilung seiner Tochter zu erlangen; dann war es noch Zeit genug, jenen Drang der Grausamkeit und des Fanatismus zu befriedigen, welchen man, wie zum Hohne, Frömmigkeit gegen die Götter genannt hat.

„Ich habe von deinem großen Rufe gehört," sagte der heuchlerische Kaiser. „Kannst du mein Kind heilen? Wenn du es kannst, so will ich dich mit unbegrenztem Reichthum belohnen."

„Warum heilen deine Götter sie nicht?" fragte Potitus.

„Wie kannst du es wagen, in so verächtlichem Tone zu mir zu sprechen?"

Hier muß man daran erinnern, daß eine solche Frage an den römischen Kaiser, die ihn an seine Schwäche, seinen Aberglauben und Stolz erinnerte, geradezu als Majestätsbeleidigung galt.

„Nun wohl," sagte Potitus, „wenn ich deine Tochter heile, willst du da an den Gott glauben, an den ich auch glaube?"

Der Kaiser zögerte einen Augenblick, dann sagte er: „Das will ich."

Es war ein falsches Versprechen, das er nimmer zu halten im Sinne hatte; aber Gott, der die Geheimnisse des Herzens liest, sandte ein Licht in die Seele des Potitus und ließ ihn die Heuchelei des gottlosen Kaisers und die Pläne erkennen, die man gegen ihn, als Verächter der Götter, im Schilde führte. Ernst blickte der edle Jüngling Antoninus an und sprach zu ihm mit Würde und Entschiedenheit: „Falscher Kaiser, du bist auf der Waage gewogen und zu leicht befunden, dein Herz ist verhärtet und nicht bekehrt, doch damit

deine Umgebung an den Herrn Jesus Christus glaube, will ich deine Tochter von dem Geiste befreien, welcher sie peinigt — laß sie hereinbringen."

Das junge Mädchen wurde hereingeführt, auf einige Aufseher gestützt. Sie war zu einem Gerippe abgemagert; ihre Augen stierten wild und von Blut unterlaufen; der frische Schmelz der Jugend war von ihren Wangen gewichen, und sie fühlte sich so schwach, daß sie nur mit Mühe stehen konnte, und doch konnten die Aufseher sie kaum mit Gewalt in die Nähe des hl. Jünglings führen. Sie zitterte am ganzen Körper, und sobald sie nur seiner ansichtig wurde, schrie sie erschrocken auf: „Es ist Potitus!" Er gebot ihr, still zu sein. Dann betete er eine Zeitlang und sprach laut: „Unreiner Geist, ich befehle dir im Namen unseres Herrn Jesu Christi, verlasse dieses Mädchen, sie ist ein Geschöpf Gottes." Der Teufel erwiderte: „Wenn du mich von hier vertreibst, will ich dich bis zum Tode verfolgen." Aber Potitus schien seiner nicht zu achten, sondern ging auf das Mädchen zu und hauchte es an; da ward sie augenblicklich mit einem schweren Schlage zu Boden geschleudert; der Palast erzitterte in seinen Grundvesten, und der Kaiser und alle Umstehenden sahen eine greulige Gestalt, wie ein Drache, durch das Fenster hinauseilen, in dem Gemache blieb jedoch ein unerträglicher Geruch von Feuer und Schwefel zurück. Agnes lag auf der Erde, als wäre sie todt; Potitus aber kam zu ihr, nahm ihre kalte, magere Hand in die seine und hob sie an den Füßen in die Höhe. Sofort hatte sie ihre Besinnung wieder erhalten, ihr ganzes Aeußere war umgewandelt, wie wenn sie nur eine Maske getragen

hätte; ihre eingefallenen Wangen wurden wieder voll und rosig, die schönen, blauen Augen glänzten von Neuem in Unschuld und Schönheit, selbst ihr Haar, das in nachlässigen Knoten verwirrt um sie herumgeflattert, wurde glänzend und glatt und fiel in zierlichen Locken auf ihre weiche Brust. Die Berührung des christlichen Jünglings verwandelte die abgemagerte, so völlig entstellte kleine Agnes wieder in ein schönes, anmuthiges Kind, wie Eva, als sie zuerst auf den Blumen Edens lustwandelte. Die bösen Geister sollten künftig keine Macht mehr über dieses schöne Kind gewinnen. Sie ist jetzt für den Himmel erkoren. Potitus selbst besprengte sie vor Zehntausenden des römischen Volkes in der Arena des Coliseums mit dem Taufwasser; doch bis dahin sollten noch merkwürdige Dinge vorgehen.

Antoninus bekehrte sich nicht. Nachdem er seine Agnes umarmt und sich überzeugt hatte, daß das blühende Mädchen vor ihm wirklich sein Kind sei, rief er aus: „Dieser Junge ist ein Zauberer; ich danke den Göttern, daß sie meine Tochter geheilt haben.“ Potitus, der ob der Gotteslästerung des Kaisers zitterte, rief sogleich dagegen: „Wehe dir, falscher Fürst, du hast die Wunder Gottes gesehen, und willst doch nicht glauben. Nicht deine Götter haben deine Tochter gesund gemacht, sondern mein Herr Jesus Christus.“

„Bestehst du noch weiter auf dieser albernen, stolzen Sprache? Weißt du nicht, daß ich der Kaiser bin und dich zwingen kann, zu opfern, oder dich durch langsame Martern in Stücke reißen oder von den wilden Thieren im Amphitheater zerfleischen lassen kann?“

„Ich fürchte nicht dich, noch deine grausamen Drohungen. Mein Herr kann mich davor schützen."

„Du dauerst mich, wenn ich deinen Wahnsinn sehe, denn du reizest mich förmlich, dich zu strafen."

„O Antoninus, bedauere lieber dich selbst, denn du bereitest dir eine entsetzliche Hölle, wo du mit deinem Vater, dem Teufel, brennen wirst, der dein Herz verhärtet hat."

Dies genügte, um den mühsam verhüllten Zorn des Kaisers zu entflammen; er erhob sich von seinem Sitze und befahl in einem Anfall der Leidenschaft zwei Lictoren, den Jüngling zu ergreifen und zu geißeln. Ungeachtet des mitleidigen Gemurmels, das sich allerwärts in dem Gemache vernehmbar machte, und der flehenden Thränen der schönen Agnes, wurde Potitus entkleidet und mit schweren Stöcken beinahe todt geschlagen. Der einzige Ausruf, der sich seinen Lippen entrang, war: „Gott sei Dank." Obgleich sein zartes Fleisch zerrissen und verschunden war, benahm ihm doch Gott jeglichen Schmerz, und die schweren Knüttel fielen gleich Strohhalmen auf Rücken und Schulter[1]). Nachdem sie ihn so eine Zeitlang mißhandelt hatten, befahl ihnen der Kaiser, einzuhalten, damit er den hl. Jüngling auffordern könne, den Göttern zu opfern.

„Welchen Göttern?" fragte Potitus.

„Kennst du denn nicht Juppiter, Minerva, Apollo?"

„Laß uns sehen, was das für Götter sind, daß wir ihnen opfern," sagte Potitus.

---

1) Et nullum dolorem caedentium sentio (und ich spüre keinen Schmerz von den Streichen). Act.

Der Kaiser ward über diese Antwort hoch erfreut. Sofort befahl er, den Jüngling anzukleiden und nach dem Tempel des Apollo zu führen, in der Meinung, er habe den Glauben des Potitus überwunden und ihn zum Abfalle bewogen. Eine große Menschenmenge folgte ihnen nach dem Tempel, denn das Gerücht von der Heilung der Tochter des Kaisers durch den fremden Jüngling hatte sich schon durch die ganze Stadt verbreitet. Die Einen waren neugierig, das geheilte Mädchen, die Anderen wieder, Potitus zu sehen. Unter der Menge, die nach dem Berichte der Acten auf etwa zehntausend stieg [1]), waren viele Christen, welche kamen, um Gott zu bitten, daß Er Seinem Diener Kraft geben möge, Seinen Namen zu verherrlichen. Als sie zu dem prächtigen Tempel des Apollo auf dem Palatin hinaufgekommen waren, machte man in dem Gedränge Platz für den Kaiser und sein Gefolge, und dann kam Potitus zwischen zwei Lictoren. Sein Blick war zu Boden gerichtet — er schaute überhaupt Niemanden an, sondern schien ganz in Gedanken versunken. Diese Gedanken waren ein Gebet. Am Fuße der Bildsäule angekommen, kniete er nieder und faltete seine Hände über der Brust. Während unter der Zuschauermenge ein unheimliches Schweigen herrschte, sahen sie plötzlich die Statue sich gegen sie bewegen und dann unter schrecklichem Krachen zur Erde stürzen. Sie war in tausend Stücke zerbrochen, so klein, daß sie mehr wie Staub, als wie Bruchstücke des colossalen Götterbildes aussahen. Potitus, der den Götzen zerstört hatte, ohne

1) Erat enim turba hominum quasi decem milia.

Hand oder Fuß zu rühren, einzig und allein durch sein stilles Gebet, sprang erfreut in die Höhe und fragte den Kaiser vor allem Volke: „Sind das deine Götter, Antoninus?"

„Knabe, du hast mich betrogen," schrie der Kaiser im Zorne, „durch deine Zauberkunst hast du den Gott umgestürzt."

„Aber wenn er ein Gott war," wandte Potitus spöttisch ein, „konnte er sich da nicht vertheidigen?"

Verwirrt, geschlagen und immer noch verhärtet, befahl der Kaiser, ihn in's Gefängniß zu werfen, bis man ein tödtliches Marterwerkzeug für ihn in Bereitschaft habe. Er trug den Wärtern auf, obendrein um seinen Hals hundertundzwanzig Pfund Eisen zu legen, damit er ja nicht entwischen könne. Aber der allmächtige Gott sandte einen Engel, um ihn in seinem Gefängnisse zu trösten; dieser berührte das schwere Eisengewicht, das um seinen Nacken hing, und es wurde weich wie Wachs. Die Wächter sahen seine Zelle von dem schönsten Lichte erleuchtet und hörten bis zum Anbruch des Tages die anmuthigste Musik.

Antoninus hatte beschlossen, sein Opfer den wilden Thieren im Coliseum vorzuwerfen, vorerst aber seine Rache an ihm durch Folterung zu sättigen. Er schickte Herolde durch die ganze Stadt und ließ das Volk auffordern, sich am nächsten Tage im Amphitheater einzufinden. Es schien, als hätte die göttliche Vorsehung die Stimme der Herolde mit besonderer Kraft begabt, damit das gesammte Volk und nicht bloß einige wenige Zeugen Seiner Macht seien und die Göttlichkeit Seiner Kirche in dem unansehnlichen Jünglinge erkännten, wel-

chen Er zu Seinem Vertreter erkoren hatte. Am folgenden Tage war das Amphitheater mit allen Volksclassen angefüllt, von den Senatoren an bis herab zu den Soldaten und dem gewöhnlichen Volke[1]). Der Kaiser war mit seinem ganzen Hofe zugegen. Zu seiner Seite saß ein schönes Mädchen in weißen Kleidern — Aller Augen waren auf sie gerichtet. Ein lautes, betäubendes Rufen bewillkommte und beglückwünschte sie bei ihrem Eintritte. Sie dankte dem Volke und winkte mit den kleinen Händen, um sich für die öffentliche Theilnahme erkenntlich zu zeigen; das Mädchen war Agnes. Sie hat keine Ahnung davon, welche Rolle ihr in dem bevorstehenden Schauspiele zugedacht ist. Seit dem Augenblicke, da sie von ihrem Peiniger befreit war, verlangte sie eine Christin zu werden. Sie empfand gegen den Jüngling, der sie frei gemacht hatte, eine so innige Dankbarkeit, daß sie Alles gethan hätte, was er wünschte. Das Wasser der Taufe hatte ihre Seele noch nicht rein gewaschen, doch jeder Schlag ihres Herzens pochte in glühender Liebe zu ihm; ihr Reichthum, ihre Neigung, sie selbst — Alles gehörte ihm, wenn er sich nur dazu herbeiließ, es anzunehmen. Zudem war sie von der Wahrheit des Christenthums überzeugt. Außer dem zu ihrer Heilung vollbrachten Wunder war sie Augenzeuge, wie die Bildsäule Apollo's bei dem Gebete des Potitus in Stücke zerfiel, und sofort bat sie ihren bestürzten Vater, ihr zu erlauben, daß sie den Gott der Christen verehre. Er wies sie strenge zurecht und drohte, sie lebendig zu verbrennen, wenn sie es wagte,

---

1) „Et impletum est amphitheatrum populo." Act.

den Namen des wahren Gottes anzurufen. Das muthige Kind hatte schon beschlossen, den Palast ihres Vaters zu verlassen und mit den Christen in den unterirdischen Höhlen zu leben; aber das wird von ihr nicht verlangt werden. Gott hält sie in Seiner Hand; in wenigen Minuten wird sie eine Christin sein.

Wiederum sollte sich in dem Coliseum eines der merkwürdigsten Ereignisse zutragen, das die Geschichte der ersten Christenzeit zu berichten hat. Alle Plätze waren dicht besetzt. Nicht Alle billigten die grausame Politik des Kaisers, Tausende waren zugegen, welche den herzlosen Fanatismus mißbilligten, der den unschuldigen Jüngling den wilden Thieren zum Zerreißen vorwarf. Das Geschrei, das Toben und Zischen [1]), das aus allen Sitzreihen dem heuchlerischen Kaiser entgegentönte, bewies ihm, daß seine falsche Frömmigkeit gegen die Götter ihn zu weit fortgerissen habe.

Das Signal ertönt und Potitus wird in die Arena geführt. Halb entkleidet, gefesselt und von den Lictoren umringt, kommt er vor den Kaiser. Seine Arme sind in Form eines Kreuzes über der Brust gefaltet; er ist in Gebet versunken und schaut schöner darein, als je. Was bedeutet das dumpfe Gemurmel, das wie die Brandung der Meereswogen durch das weite Amphitheater rollt? Was bedeuten jene Aeußerungen des Mitgefühles und Mitleids — so ungewohnt in jenem Tempel der Furien, dem Schauplatze des Blutvergießens

---

1) Jenes Zischen war im Coliseum als Zeichen der Mißbilligung üblich. Gegenwärtig ist es auf den italienischen Theatern in der Regel nicht so.

und der Massenmorde? Antoninus versteht es wohl; aber die „Frömmigkeit" gegen seine Götter stachelt ihn an und stählt sein Herz gegen die Regungen der Gnade. Potitus muß sterben.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, sagte Antoninus: „Nun, junger Mann, siehst du, wo du bist?"

„Ja," antwortete Potitus, „ich bin auf Gottes Erde."

„Ha, du bist jetzt in meinen Händen; ich möchte den Gott sehen, der dich daraus erretten wird."

Potitus lächelte spöttisch und sagte ruhig: „Thor, der du bist, Antoninus, ein Hund ist besser als du, denn er weiß mehr[1]).

Der Kaiser ließ ihn jetzt auf die Folter spannen und brennende Fackeln an seine Seite halten.

Der hl. Jüngling wurde seiner ganzen Länge nach auf ein hölzernes Gestell ausgestreckt. Man band seine Hände und Füße mit Stricken und preßte sie unten radförmig zusammen. Durch jede Drehung dieses Rades wird der Körper des Unglücklichen mehrere Zoll über seine natürliche Länge auseinander gezogen, und wenn der Druck zu stark ist, müssen sich die Beine aus ihren Gelenken lösen, das Fleisch zerfetzt werden und die martervolle Qual hat schließlich den Tod im Gefolge. Um dann den schauerlichen Schmerz zu erhöhen, werden brennende Fackeln an die Seiten gehalten, so daß die zarte Haut, welche die Rippen bedeckt, nach wenigen Augenblicken verzehrt ist.

Als Potitus diese Marter zu bestehen hatte, schien

1) Melior est canis quam tu, eo quia plus sapit. Act.

er hocherfreut. Das Volk konnte es nicht begreifen. Längs des ganzen Amphitheaters hörte man die Ausrufe: „Wie schön er es aushält! Was für ein Muth, welche Ausdauer! Er klagt nicht einmal. Wahrhaftig, der Gott des Petrus ist mit jenem Jüngling.“

Der Kaiser dachte, jetzt endlich habe er Potitus gefügig gemacht. Er ließ ihn von der Folterbank nehmen und fragte ihn, was er wählen wolle, zu opfern oder zu sterben? Potitus sah aus, als läge er auf einem Bette von Rosen. Der allmächtige Gott hatte alle Qualen zu Nichte gemacht und durch ein Wunder seine Glieder vor der geringsten Entstellung bewahrt. Von Neuem spottete er der Drohung des Kaisers und bot seinen Anstrengungen, ihn zu martern oder ihm das Leben zu nehmen, Trotz. Antonin ließ nun die wilden Thiere hetzen, um ihn zu verschlingen. Sie kamen in die Arena gejagt, aber sie wollten den Heiligen nicht berühren; sie sammelten sich in ehrfurchtsvoller Scheu um ihn und streckten sich in verschiedenen Stellungen auf den Sand der Arena, so daß sie einen Kreis um ihn bildeten. Der Anblick war wunderbar und prächtig. Potitus lag mitten unter ihnen auf den Knieen, Hände und Augen zum Himmel erhoben, betete er; die Thiere schienen sich zu fürchten, daß sie das geringste Geräusch machten, damit sie ihn in seinem Verkehre mit ihrem gemeinsamen Herrn und Schöpfer nicht stören möchten. Der Kaiser war über die Maßen überrascht, und die kleine Agnes vergoß Thränen der Freude. Mit athemlosem Stillschweigen schaute das Volk einige Minuten lang auf das seltsame Schauspiel, dann brach es plötzlich, wie auf gemeinsamen Antrieb, in einen Sturm des Beifalles aus,

der wie das Echo des Donners durch die Bogen des mächtigen Amphitheaters brauste. Als die Ruhe wieder hergestellt war, erhob sich Potitus aus seiner knieenden Stellung und näherte sich dem Kaiser; die Thiere folgten ihm, sie gingen so dicht hinter ihm, als wenn sie es liebten, in seiner Gesellschaft zu sein. Indem er einen riesigen Löwen am Kopfe streichelte, sagte er lächelnd zu dem Kaiser: „Wo bleiben denn deine Drohungen? Siehst du nicht, daß ein Gott lebt, der mich aus deiner Hand befreien kann? Jener Gott ist Jesus, dem ich diene."

Antoninus sah sich gedemüthigt und beschämt und gerieth von Sinnen. Er beachtete nicht die Fragen des hl. Jünglings, sondern befahl einigen Gladiatoren, in die Arena zu treten und ihn zu erschlagen. Nun trat ein noch ungewöhnlicheres Schauspiel ein, als wie soeben beschrieben. Die Gladiatoren kamen herbei, den Befehl auszuführen. Vier rohe Schergen umringten ihn. Sie schwingen ihre Schwerter, doch vergebens; sie sind nicht im Stande, ihn zu berühren. Ein Engel wachte, um ihre Streiche abzuwenden, so daß sie unschädlich in die Luft fielen. Sie strengten alle Kraft an, um ihn zu treffen, aber wirkungslos. Er stand lächelnd in ihrer Mitte, eher einer schönen Erscheinung, denn einem menschlichen Wesen gleichend. Als die Gladiatoren so erschöpft waren, daß sie ihre Schwerter nicht länger schwingen konnten, gaben sie ihr fruchtloses Bemühen auf, und verließen unter dem Zischen und Johlen des Volkes die Arena.

Allein die Reihe der Wunder ist noch nicht vorüber. Das verhärtete Herz des Kaisers will von sei-

nem Wahne nicht weichen; anstatt ihn zu überzeugen, hatten ihn die Wunder nur zu größerer Wuth aufgestachelt, und wie wenn ein Dämon an seiner Statt säße, beschloß er einen neuen Angriff auf das Leben des hl. Jünglings zu machen. Das von Neuem wiederholte Rufen um Gnade konnte die Schuld und Blindheit des verstockten Sünders nur erhöhen. Jedes neue Wunder, das Potitus wirkte, ließ ihn lauter und lauter ausrufen, daß er diese wunderbaren Erfolge nur durch Zauberei und Blendwerke erziele. Der gleiche Geist kennzeichnet den Unglauben unserer Zeit; Wunder, so klar, wie das Licht des Himmels, so unbestreitbar, wie unser eigenes Dasein, werden dem Pfaffentrug, Hallucinationen oder offener Fälschung zugeschrieben.

Unter dem Volke herrschte die größte Aufregung. Von allen Seiten rief man dem Kaiser zu. Jedermann schien erstaunt ob seiner Niederlage, und die Vorwürfe, die zu seinen Ohren drangen, trieben ihn zur Verzweiflung. Er hatte noch ein weiteres Marterwerkzeug herbeigeschafft, um Potitus zu Falle zu bringen; aber diesmal wandte sich das Blatt vollständig gegen ihn; wir haben jetzt eine Reihe von ganz neuen Wundern zu berichten.

Das Werkzeug, welches er nunmehr anwandte, bestand aus ein paar Zangen, mit zwei breiten Nägeln, welche ihm durch den Kopf in das Gehirn eindringen sollten, so daß nach Anwendung dieser schrecklichen Marter keine Möglichkeit vorhanden war, noch zu leben. Als die Zuschauer wiederum die Henker in die Arena kommen sahen, das furchtbare Werkzeug in den Händen tragend, wurden sie ruhig und lehnten sich in der hef-

tigsten Angst vorwärts, um den Ausgang zu sehen. Potitus bot sein Haupt ohne Widerstreben den Henkern dar. Als man die Haken gegen ihn anwenden wollte, betete gerade der hl. Jüngling laut zu Gott, Er möge das Marterinstrument von ihm entfernen und in den Kopf Antonin's treiben. Kaum hatte er noch sein Gebet beendigt, als das Instrument vor allem Volke sich von seinem Haupte weghob und von unsichtbarer Hand auf das Haupt des Kaisers getragen wurde[1]). Da entstand gewaltiges Lachen und Staunen in der Menge, und eine beträchtliche Zeit hindurch hielt die Unordnung an. Als sie wieder ruhig waren, hörten sie den Kaiser vor rasendem Schmerze jammern. Alle seine Aufseher hatten sich um ihn geschaart und suchten vergeblich die Nägel loszureißen. Er wand und krümmte sich wie im Todeskampfe, und die Senatoren und seine Höflinge standen rathlos vor Bestürzung. Endlich schrie er außer sich vor Schmerz: „O rette mich, Diener Gottes! Rette mich! Ich weiß, dein Gott ist mächtig, — o befreie mich von dieser entsetzlichen Qual." Potitus entgegnete: „Warum befreien dich deine Götter nicht, wie mich mein Herr Jesus Christus befreit hat?" Aber Antoninus schrie noch lauter: „Gnade, Jüngling, Gnade! Ich sterbe sonst." Die Senatoren und Hofleute beschworen erschreckt den jungen Mann, den Kaiser zu retten; auch die kleine Agnes hob im Drange der kindlichen Liebe ihre weißen Hände hülfeflehend für ihren Vater empor. Todesgleiche Stille herrschte unter dem Volke, als es schaute, was sich zutrug. Endlich ließ sich Potitus von

1) Et fixit eum in caput Antonini imperatoris. Act.

Mitgefühl für den unwürdigen Kaiser erweichen und rief mit lauter Stimme: „Gut, ich will ihm helfen, wenn er erlauben will, daß Agnes eine Christin wird.“ Er stimmte zu. Bevor seine Einwilligung gegeben, flog schon die kleine Agnes wie ein Vogel über die Bänke weg, eilte in die Arena und warf sich zu den Füßen des hl. Jünglings, athemlos und nicht fähig, vor Freude zu sprechen. Sie kniete vor ihm nieder, blickte mit ausgestreckten Armen zu ihm auf, während Thränen über ihr schönes Gesicht flossen, und rief heftig aus: „O taufe mich, taufe mich!“

Potitus trug einem Wärter auf, ihm Wasser zu bringen. Er richtete an das liebliche Kind, als es so vor ihm kniete, einige Worte, und da er überzeugt war, daß sie vom Glauben Kenntniß hatte, taufte er sie vor der ganzen Menge des Volkes. In dem Augenblicke, wo er das Wasser der Erlösung auf die Stirne des heidnischen Kindes sprengte, zog dieselbe unsichtbare Hand, durch welche die Nägel sich in das Gehirn Antonin's eingebohrt hatten, dieselben wieder heraus, daß sie mit Wucht in die Arena schwirrten, noch mit den Spuren seines Blutes befleckt. Man konnte nur noch die Rufe hören: „Groß ist der Gott des Potitus!“ Der Kaiser war betroffen über den Vorgang; er sah aus wie einer, der aus einem schrecklichen Traume erwacht; das Amphitheater schwamm rings vor seinen Blicken, und sein Herz schlug in Furcht und Zorn. Er hatte sich kaum von dem schrecklichen Schmerze erholt, den er eben erlitten, als er sah, wie Potitus Agnes zu ihm hinführte. Der Dämon, der seinen bethörten Geist regierte, drang in ihn, seine ohnmächtige Wuth gegen

den hl. Jüngling von Neuem loszulassen; aber eine unsichtbare Macht hielt ihn zurück und zwang ihn, auf Potitus zu hören. Es waren seine letzten Worte zu dem gottlosen Antoninus; sie waren kurz, eindringlich und prophetisch.

„Antoninus, Kaiser des großen römischen Volkes, höre auf mich, den Diener Jesu Christi. Ich habe dich in Allem überwunden, was du gegen mich bereitet hast; das Schauspiel ist jetzt zu Ende. Wenn du in deiner Gottlosigkeit beharrst, so will ich deßhalb meine Krone nicht verlieren; jene Krone kann ich nur durch das Schwert erlangen, und zwar an der Stelle, die ich bezeichnen werde. Die Gnade Gottes hat heute dieses Kind zu der Erkenntniß und dem Lichte der Wahrheit berufen. Wehe dir, wenn du uneins wirst mit ihr — im selben Augenblicke wird sie von dir genommen werden. Rufe deine Lictoren und lasse sie nicht zaudern. Ich sehne mich, mit meinem Herrn Jesus Christus vereinigt zu werden.“ Dann wandte er sich an Agnes mit den Worten: „Lebe wohl, mein Kind, und vertraue stets auf die Gnade, die du heute empfangen hast.“

Der Kaiser, den die Scham über seine Niederlage noch nicht zu Worte kommen ließ, fing freudig die Hoffnung auf, des unbequemen Jünglings ledig zu werden, und gab dem Vorsteher Gelasius den Befehl, nachzusehen, ob das Urtheil nach dem Wunsche des Potitus vollstreckt würde. Letzterer wurde darauf unter Murren des ganzen Volkes aus dem Amphitheater weggeführt.

Die Acten erzählen, daß sich bei dieser Gelegenheit an die zweitausend Personen bekehrten. Alle gingen von dem Amphitheater voll Bewunderung über das, was

sie gesehen, nach Hause, erfüllt von der lebhaftesten Theilnahme für die mächtigen und doch verfolgten Christen; Tage und Wochen lang bildeten die Wunder in dem Coliseum den Unterhaltungsgegenstand in den Badestuben und auf den Bänken des Forums. Die Heiden suchten alle diese Wunder durch die Allgewalt der Zauberei zu erklären, während die Christen ihre Dankeslieder zu dem wahren Gott sangen, daß Er Seine Herrlichkeit geoffenbart hatte.

Einige Tage später kehrte Gelasius mit seiner Mannschaft zurück und brachte die Nachricht von dem Tode des hl. Jünglings. Sie erzählten, als sie sein Haupt abgeschlagen, da sei seine Seele in der Gestalt einer Taube zum Himmel aufgeflogen. Die genaue Stelle seines Martertodes ist unbekannt; die Acten erwähnen einen Ort Milianus in Apulien, doch alle Spuren dieses Namens sind seit Langem verwischt; auch der Fluß Banus, an dessen Ufer er enthauptet worden sein soll, ist nicht bekannt[1]).

Obwohl man einige Zweifel über den Ort seines Todes hegen kann, so steht jedoch die Echtheit der Acten außer Zweifel. Alle Martyrologien fast theilen sie im Auszuge mit, ebenso Ferrarius, Michael Monachus, Cäsar Eugenius Carraciolus und de Vipera S. J. u. A.

---

1) Dás römische Martyrologium sagt: in Sardinien, ebenso Baronius, unterm Jahre 154. Wir sind geneigt, dieser Meinung als der wahrscheinlichsten zu folgen, zumal man seine Reliquien unter einer Kirche bei Cagliari gefunden hat, die seinen Namen trägt.

Die Bollandisten geben zwei verschiedene Lebensbeschreibungen nach den Manuscripten aus dem Kloster des hl. Martin von Tours und nach einer Handschrift, welche das zu Neapel ihm von dem hl. Bischof Severus errichtete Kloster aufbewahrt. In der letzteren Handschrift finden sich wunderschöne lateinische Verse von sehr altem Datum auf den hl. Potitus bezüglich. Hier sollen einige folgen:

O stella Christi fulgida,
Potite, martyr inclyte,
Obscura culpae nubila
A mente nostra discute.

Tu clarus inter martyres
Fulges ut inter sidera
Sol ac ut inter candida
Ligustra candent lilia.

Luces ut ardent lampada,
Humana lustrans pectora,
Ut sol per orbem spargens
Humana siccans vulnera.

Non sic, Potite, cynnama
Attrita spirant oribus,
Ut tu modestus florida
Aetate fragras saeculo.

Post clara mortis funera
Illustris inter angelos,
Tanto refulges lumine,
Quanto per orbem nomine[1].

---

1) Der Kirche strahlendes Gestirn,
Petitus, starker Glaubensheld,

Im elften Jahrhundert wurden die Ueberreste des hl. Martyrers, sowie anderer unter einer alten Kirche in Sardinien entdeckt. Obgleich auf dem Sarg kein Name stand, so waltete doch kein Irrthum wegen seiner Identität; denn neben Potitus lag das Werkzeug, welches man in dem Coliseum in seinen Kopf eintreiben wollte, und das dann wunderbarer Weise sich an dem Kopfe des Antoninus bethätigte. Auf diese Weise wurde in Sardinien kein einziger Martyrer gemartert; daneben ging denn auch die ständige Ueberlieferung, daß Potitus unter jener Kirche begraben liege. Man machte diese Entdeckungen gelegentlich der Nachforschungen nach

---

O scheuche von uns jederzeit
Der Sünde finsteres Gewölk.

Strahlst unter der Blutzeugen Schaar
Der Sonne gleich am Himmelszelt,
Erglänzend wie der Lilie Kelch,
Der sich von dunklem Strauchwerk hebt.

So wie das Licht der Fackel flammt,
Erleuchtest du des Menschen Herz,
Und wie ihr Licht die Sonn' ergießt,
Stillst du der Wunden herbe Qual.

Nicht haucht der Zimmt so würz'gen Duft,
Wann auf der Zunge er zergeht,
Als deine Tugend Wohlgeruch
Im Lebensfrühling ausgeströmt.

Jetzt nach des Martertodes Sieg
Verherrlichst du der Engel Chor,
Und auch auf Erden nie erbleicht
Das Vorbild deiner Heiligkeit.

seinem Körper. Jacobus Pintus, der in seinem fünften Buche »de Christo crucifixo« über diese Entdeckung berichtet, sagt: „An andern Plätzen wurden andere heilige Leiber entdeckt, nicht ohne ähnliche Zeichen der Heiligkeit und des Martertodes, die einen starken Wohlgeruch von sich gaben. Unter den Beweisstücken oder Werkzeugen des Martertodes war besonders jenes bemerkenswerth und interessant, welches man in einem größeren und kostbarern Sarge fand; denn bei einer großen Menge von Gebeinen befanden sich die Nägel, die vom Kopfe in den Nacken gedrungen waren, und wenngleich keine Grabschrift den Namen des Martyrers erwähnte, so ist es doch wohlbekannt, daß kein sardinischer Martyrer, der auf diese Art litt, außer Potitus existirte, dessen Reliquien, wie aus allen Martyrologien zu ersehen, aus Italien nach Sardinien verbracht wurden.“ (Bollandisten 13. Januar.)

Der Leser möchte ohne Zweifel auch etwas von der späteren Geschichte der jugendlichen Agnes hören. Sie war nicht dazu bestimmt, die Krone der Blutzeugen zu empfangen, sondern verbrachte die wenigen Jahre ihres Lebens friedlich in dem kaiserlichen Palaste.

Antoninus fürchtete sich, ihr etwas in den Weg zu legen, er erblickte in seiner Tochter ein übernatürliches Wesen, weßhalb er mit achtungsvoller Scheu zu ihr aufsah. So oft sie, wie ein Engel, ihm auf seinem Wege begegnete, gedachte er der letzten drohenden Warnung, die ihm Potitus gegeben. Sie durfte in dem kaiserlichen Palaste wohnen, und bewies durch ihre Tugenden und ihr werkthätiges Beispiel die Göttlichkeit ihres Glaubens ebenso vollkommen, als wenn sie mit den Lö=

wen in der Arena des Coliseums gekämpft hätte. Sie verbrachte ihre Tage unbefleckt von der Schwelgerei und Eitelkeit des heidnischen Hofes. Wie eine frischgepflückte Lilie, die in all ihrer Schönheit und ihrem Wohlgeruche auf dem schlammigen Wasser des Tiber schwimmt, so ward sie in den großen Ocean der Ewigkeit getragen, ohne daß sie die englische Reinheit, die der sardinische Jüngling in ihr wiederhergestellt hatte, durch Blut oder Laster befleckt hätte.

Zehntes Kapitel.

Alexander, Bischof und Martyrer.

I.

Alexander ist der dritte Bischof, welchen wir im Coliseum den wilden Thieren vorwerfen sehen. Ihn scheint der Eifer und die Liebe eines Ignatius angefeuert und zu jenem wunderthätigen und übernatürlichen Wirken eines Eleutherius emporgetragen zu haben. Seine Acten verzeichnen einen neuen Triumph der Gnade über die geschlagene Tyrannei; und obwohl wir die gleiche Erscheinung des Wunders und der Gnade wiederholt finden, so erfreut uns doch (wie bei der jährlichen Wiederkehr des Frühlings die Blüthen immer neue Reize und die Natur neue Schönheiten schmücken) jede wohlerworbene Palme, der wir auf unserem Pfade begegnen, mit ihrem wunderbaren Dufte und ihrer unvergänglichen Schönheit. Dieses Martyrium gleicht

einem Garten, den alle möglichen Blumen bedecken und der alle Wohlgerüche der Heiligkeit und Tugend ausströmt. Meist dürre Thatsachen sind im Laufe der Jahrhunderte bis zu uns überliefert worden; aber die Phantasie hat sie aufgefangen, gleich den schroffen Klippen einer Luftspiegelung, und mit allen Reizen der Romantik und Dichtkunst ausgeschmückt. Fast möchte es uns bedünken, als ob dieselbe Feder, welche die biblischen Lebensbilder in ihrer ungekünstelten Einfachheit schilderte, auch für die Acten der Martyrer entlehnt worden sei. Bei den großen Helden jener entlegenen Zeit findet sich ein langes Leben von acht bis neunhundert Jahren in den einfachen Worten zusammengefaßt: er lebte und starb. So treffen wir in den Acten der Martyrer häufig wahrhaft fliegende Schilderungen, dazu in einer möglichst knappen Ausdrucksweise: Monate und zuweilen sogar Jahre verfließen zwischen Ereignissen, die in derselben Linie erzählt sind, und manchem Leser den Eindruck machen könnten, als wenn sie gleichzeitig vorgefallen wären.

(Die Acten Alexander's tragen ein sehr altes Datum und sind ebenso einfach als schön. Sie erwähnen nicht, in welcher Regierungsperiode Antonin's der hl. Bischof litt. Der Kaiser regierte dreiundzwanzig Jahre und wahrscheinlich liegen zwanzig von diesen zwischen dem Martertode des Potitus und Alexander. Wir sind geneigt zu glauben, daß Alexander früher litt, obgleich wir die Acten des Potitus zuerst gestellt haben. Die Echtheit beider steht sicher fest, beide Bischöfe litten unter Antoninus; die chronologische Folge wird mit diesen interessanten Schilderungen nicht in Widerspruch gerathen.)

Unsere gegenwärtige Skizze beginnt sich in einer kleinen Stadt Italiens abzuspielen. Die Acten führen Alexander ein, wie er als Bischof inmitten seines Volkes des Amtes waltet, die Mächte der Finsterniß bekämpft und die frohe Botschaft des Evangeliums verkündigt. Seine Heiligkeit und sein Eifer durchbrachen, von einer übernatürlichen Wundergabe gefördert, unwiderstehlich die Schranken der Sünde und des Unglaubens und richteten das Kreuz des Erlösers über den Tempeln der falschen Götter auf.

Alexander gehört zu jenen heiligen Männern, die der Allmächtige zur Begründung Seiner Kirche ausgesandt hat. Seine Predigten wurden durch die erstaunlichsten Wunder bekräftigt; in ihm erfüllte sich die Verheißung unseres Heilandes, daß Seine Jünger noch größere Wunder vollbringen sollten, als Er selbst. Als Alexander eines Morgens dem Gebete oblag, störte ihn ein heidnisches Weib, die jammernd und wehklagend zu ihm kam, denn ihr einziger Sohn war gestorben. Die arme Mutter hatte von den Wunderwerken des Bischofs gehört. Sie war eine Heidin und nicht bekehrt; aber in dem tiefen Kummer ihres trostlosen Herzens hatte sie gierig nach der letzten Hoffnung gegriffen, die ihr mit dem Namen des mächtigen Christen aufgeleuchtet, und bat ihn, zu seinen Füßen liegend, ihren Sohn wiederum in's Leben zurückzurufen. Alexander vernahm in ihrem Flehen die Stimme Gottes, welcher ihn berief, Seinen größeren Ruhm zu fördern und zahllose Seelen zu erretten. Nach kurzem Gebete stand er auf und folgte ihr nach ihrer Wohnung.

Der Knabe war seit mehreren Stunden todt. Es

war ein schönes Kind, welches ein Fall in der Blüthe der Jugend weggerafft hatte. An jenem Morgen hatte es gesund und munter seiner Mutter Haus verlassen, um mit seinen Cameraden zu spielen, aber nach wenigen Stunden war es todt nach Hause gebracht worden. Eine große Anzahl Freunde und Leidtragender hatten sich schon um das Lager versammelt, worauf man es gebettet; die Einen blickten traurig auf die stillen Züge des schönen Knaben, Andere wiederholten, nach der Sitte der Alten, langsam und feierlich seinen Namen, während wieder Andere frische Blumen auf die Bahre warfen. Seine kleinen Cameraden weinten laut, denn sie liebten ihn sehr. Besonders einer, der an seinem Bette stand, wußte sich vor Kummer nicht zu fassen, unter krampfhaftem Schluchzen rief er von Zeit zu Zeit aus: „Armer Lucius, du sagtest doch, du wolltest ein Christ werden, wenn du groß wärest.“ Dies war ein christlicher Knabe, welcher jeden Morgen beim Bischofe Messe zu dienen pflegte und später zum Priester geweiht wurde.

Bei der Ankunft Alexander's wurden Alle stille und traten bei Seite, um den Bischof vorüber zu lassen. Die anwesenden Christen betrachteten denselben als den Vertreter Dessen, der die weinende Wittwe vor den Thoren von Naim tröstete. Er näherte sich dem Bette, blieb eine Zeitlang in Gebet versunken, dann nahm er des Knaben Hand und gebot ihm mit lauter Stimme: „Lucius, stehe auf im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes.“ Alsbald bewegten sich die Augen und zuckten die Hände und Glieder, das Leben, welches in das Herz zurückgekehrt, sendete seinen kräftigen Strom durch alle Fibern und Adern; im nächsten Augenblicke

saß der Knabe aufrecht vor dem Bischofe. Auf seinem Gesichte wandelte sich die marmorne Ruhe des Todes in den Ausdruck des Schreckens und Entsetzens — er schien von einem furchtbaren Traume erwacht zu sein. Dann glitt ein Lächeln der Freude über sein Gesicht, da er sich wieder im Kreise der Lebenden sah und die heißen Küsse seiner Mutter fühlte. Als er seine Gefährten begrüßte und die Glückwünsche der verwunderten Freunde empfing, verfiel er plötzlich wieder in jenes Gefühl des Schreckens. Er legte die Hand an die Stirne, stieß unzusammenhängende Angstrufe aus und fragte, mit sich selbst sprechend: „Ist es wahr? Träume ich? Wo bin ich?" Einige meinten, er leide noch an den betäubenden Folgen des Falles, der seinen Kopf zerschmettert und ihm das Leben geraubt hatte; aber der hl. Bischof näherte sich nochmals dem Lager, auf dem er saß, und bat ihn leise, doch zu sagen, was er gesehen habe. Augenblicklich rief der Knabe in einem heftigen, aufgeregten Tone: „Hört mich, Eltern und Freunde! Zwei Aegyptier mit entsetzlichen zornigen Blicken hatten mich durch eine öde Gegend an den Rand eines schauerlichen Abgrundes geführt, als plötzlich ein schöner junger Mann mit einem glänzenden Gesichte erschien, vor dem der ganze Platz bebte, wie wenn ein Erdbeben ihn erschütterte. Der Jüngling rief mit lauter Stimme: „Laßt den Knaben gehen, denn er ist von dem Diener Gottes Alexander berufen!" Und siehe, ich bin wieder in meinen Körper zurückgekehrt." Dann fiel er vor Alexander auf die Kniee, faltete die Hände und bat ihn inbrünstig: „O Bischof Gottes, taufe mich im Namen deines Herrn, damit ich nimmermehr sehe,

was ich heute Morgen sah.“ Nach Verlauf einiger Tage wurden Lucius und vierzehntausend Seelen in dem Wasser der Taufe wiedergeboren.

Das Gerücht des Wunders war auch nach Rom gedrungen. Antoninus, eigentlich mehr ein Fanatiker als ein Tyrann, schickte einen Offizier Namens Cornelianus mit hundertundfünfzig Mann aus, um den Bischof zu ergreifen und nach Rom zu bringen. Sie fanden Alexander vor einer ungeheuren Volksmenge predigend. Man hatte in einer offenen Ebene eigens einen Altar errichtet, und die gläubige Heerde schaarte sich um ihren Hirten. Als Cornelianus sah, welch' eine große Volksmenge den Bischof umgab, trug er Bedenken, ihn gefangen zu nehmen; er blieb deßhalb mit seinen Soldaten außerhalb der Versammlung stehen, bis der Bischof das hl. Opfer dargebracht hatte. Nach der Feier der göttlichen Geheimnisse wandte sich der Hirte an seine Heerde und kündigte ihr an, es sei Gottes Wille, daß er nach Rom gehe, um für den Glauben und die Kirche ihres göttlichen Meisters zu leiden. Traurigere oder überraschendere Nachrichten hätte er ihnen schwerlich geben können; jedes Auge war feucht von Thränen, viele schrieen laut auf, während der Bischof noch sprach. Erhaben und beredt waren die letzten Ermahnungen, die er ihnen gab; er goß die ganze Salbung seines liebeglühenden Herzens aus und sprach zuletzt von den Freuden des Himmels und der Glorie des Leidens für Jesus Christus. Als er ihnen seinen letzten Segen ertheilt hatte, schwieg er einen Augenblick, dann änderte er den Ton seiner Stimme und sprach langsam und würdevoll: „Die Diener des Kaisers sind schon da, um

mich zu einem Gefangenen Jesu Christi zu machen; ich befehle euch, daß ihr mich ohne Widerstand gehen laßt. Wer einen von diesen Männern antastet, der ist ein Feind des großen Meisters, der uns geboten hat, für unsere Feinde zu beten.“ Und dabei wies er nach dem Bilde des Gekreuzigten auf dem Altare und sprach: „Bleibet ihr hier und betet vor dem großen Vorbilde der Geduld, während ich meiner Krone entgegen gehe.“ Dann stieg er gemessenen Schrittes die Stufen des Altares hinunter, durch die Reihen seiner Heerde, die in Thränen schwamm. Hunderte von kräftigen Jünglingen befanden sich in jener Versammlung, welche den Soldaten des Cornelianus wirksamen Widerstand hätten leisten können, aber der Glaube und der Gehorsam gegen ihren Bischof fesselten ihre Hände und lehrten sie die erhabene Moral des Duldens. Die Geschichte mag wenige gleich rührende Züge verzeichnen. Kummer, Entrüstung, alle Leidenschaften der Seele schwiegen vor der edlen Gewalt der Geduld. Ihr Herz wollte brechen, als sie sehen mußten, wie ihr Hirte und Vater gleich einem öffentlichen Missethäter, einem ehrlosen Verschwörer gegen den kaiserlichen Thron unbarmherzig von jenen fortgeschleppt wurde. Die Selbstbeherrschung und Unerschrockenheit des Hirten spiegelte sich in der würdigen Zurückhaltung des Volkes wider. Die Engel Gottes müssen mit Freuden auf eine Scene niedergeschaut haben, welche der himmlischen Vollkommenheit so nahe kam. Alexander, im Geiste schon ein Martyrer, so fest wie ein Fels und so eifrig wie ein Apostel, dachte mehr an sein verwaistes Volk, als an die Foltern, die Kessel mit siedendem Oele und die brüllenden Löwen, die ihn,

wie er wohl wußte, zu Rom erwarteten; als er den letzten langen, liebevollen Blick auf seine weinenden Kinder geworfen, erhob er die Augen, in denen Thränen der Rührung glänzten, gegen Himmel und sprach über die knieende Menge das kurze, aber innige Gebet: „O Herr, ich verlasse sie um Deinetwillen.“

Ein Priester Namens Crescentianus begleitete ihn nach Rom. Er folgte ihm während seines ganzen Martyriums auf Schritt und Tritt; deßhalb verdanken wir ihm auch die schönen Acten, aus welchen wir hier schöpfen. Auffallender Weise gibt Crescentianus nicht an, in welcher Stadt Alexander Bischof war, noch haben wir irgend welche Belege, um sein Bisthum näher zu bestimmen. Gewöhnlich nimmt man an, daß dasselbe nicht weit von Rom war, aber nach einigen Ausdrücken in den Acten bin ich geneigt, seinen Sitz an die Ostküste Italiens zu verlegen.

Zu Rom angelangt, wurde Alexander alsbald dem Kaiser vorgestellt. Er war von Soldaten umringt und hatte die Hände auf dem Rücken gefesselt. Antoninus saß schweigend und in Gedanken versunken auf seinem Thron; man sah ihm deutlich an, daß er sich lieber weit weggewünscht hätte. Vielleicht schreckte ihn die Erinnerung an die früheren Niederlagen davon ab, von Neuem seine Schwächen bloszustellen. Ihm war nur zu gut jener unbesiegliche Geist der Christen und jene ungewöhnliche Kraft im Gedächtniß geblieben, welche sie unüberwindlich machte. Es beschlich ihn eine übernatürliche Furcht, als der Bischof erschien; die Furcht dämpfte den Fanatismus seiner blinden Verehrung zu den Göttern. Er hielt dem festen Blicke seines gefesselten Opfers

nicht Stand und hätte gerne die Hälfte seines Reiches gegeben, wenn es gelungen wäre, ihn zum Abfalle von seinem Glauben zu verleiten und sich selbst vor der im vornhinein sicheren Schande einer neuen Demüthigung und Niederlage zu schützen. Seine Lebensbeschreiber und auch gleichzeitige Schriftsteller schildern ihn als einen Mann, der an Grausamkeiten und Blutvergießen kein Gefallen hatte. Er schauderte ob der Greulthaten eines Nero und Domitian; aber dennoch fühlte er in sich eine unsichtbare Gewalt, die ihn anstachelte, die Christen zu verfolgen. Ihr Blut war das einzige, welches seine Hand befleckte; sie waren die Schreckgestalten seiner nächtlichen Träume, sie verursachten ihm den Tag über Gewissensbisse, kurz, sie bildeten ein Räthsel seines Lebens. Sein Verhör des hl. Bischofs ist ein Gemisch von Stolz, Heuchelei und Feigheit.

„Bist du Alexander," begann er in hochmüthigem Tone, „der den Osten unterwühlt, die Menschen betrügt und sie überredet, an einen verzweifelten Menschen zu glauben, der von seinen Genossen erschlagen wurde? Wenn er Gott wäre, hätte er dann wie ein Mensch leiden können?"

„Ja, Er würde wie ein Mensch gelitten haben," sagte Alexander, indem er den Schluß der kaiserlichen Anrede als einen Angriff auf das große Geheimniß der Menschwerdung aufnahm. „Gerade zu dem Zweck kam Er ja vom Himmel herab und nahm selbst die menschliche Natur an, um für die Geschöpfe, die Er geschaffen, zu leiden und sie zu erlösen."

Antoninus schwieg für einen Augenblick; er versuchte vergebens das große in den Worten des Bischofs

enthaltene Geheimniß zu ergründen; doch der schärfste heidnische Verstand konnte niemals die Erhabenheit der katholischen Wahrheit erfassen; der Glaube allein gibt den Schlüssel, welcher dem Geiste der gefallenen Menschheit die Schätze der Kirche erschließt. Der Kaiser war ein Philosoph und glaubte viel zu wissen; als er aber den christlichen Gefangenen mit Dingen vertraut fand, von denen er nie zuvor gehört hatte, da versuchte er die Schamröthe zu verbergen, welche sein Gesicht überzog, und wiederholte seine Frage in eiliger, verwirrter Weise.

„Ich wünsche nicht, viel Worte mit dir zu machen, junger Mann; drum sage ich dir, komme, verleugne deinen Gott und opfere unseren Gottheiten, dann will ich dir zum Lohne eine Ehrenstelle in meinem eigenen Palaste geben; wenn du dich aber weigerst, werde ich dich auf die Folter spannen, und dein Gott wird nicht im Stande sein, dich aus meinen Händen zu befreien."

„Habt ihr mich am Ende hierher gebracht, damit ich diese leblosen Steine anbete?" fragte der Martyrer entrüstet. „Antoninus, wenn du entschlossen bist, mich zu martern, so thue es nur gleich; denn ich setze allzeit mein Vertrauen auf Ihn, der dort oben regiert; ich werde niemals einem unvernünftigen Götzen Weihrauch opfern."

„Peitscht diesen unverschämten Menschen mit Ruthen," gebot Antoninus zornig, „er weiß nicht, mit wem er spricht. Du hast mich beschimpft, mich, den Herrscher der Welt!"

Alexander lächelte und entgegnete voll Würde: „Brüste dich nicht mit deiner Macht. In ein paar Ta-

gen wirst du dahin gehen, wohin du nicht willst, du wirst dann weniger Gewalt haben, als der Wurm, den wir unter unsern Füßen zu Tode treten."

Während er so sprach, löſten die Lictoren ihre Ruthenbündel auseinander und suchten die stärksten Ruthen heraus, welche sie nur um die Beile trugen. Schon hatte sich ein Soldat genähert, um die Kleider des Bischofs abzureißen, als der Kaiser, der unschlüssig und wankelmüthig schien, ausrief: „Halt! laßt mich sehen! Führt ihn in's Gefängniß, dort mag er vier Tage über seine Thorheit nachdenken, damit er seine lächerliche Verehrung aufgibt und zu uns kommt, um unsere Götter anzubeten."

„Denke dir, die vier Tage seien schon herum," erwiderte der Bischof, „und thue gleich mit mir, was du eigentlich willst."

Alexander wurde in das Gefängniß abgeführt. Er war gefaßt und heiter. Die Schrecknisse eines römischen Gefängnisses waren ihm nicht unbekannt und doch zeigte er keine Spur von Widerstreben, kein Wort der Furcht entschlüpfte seinen Lippen. Ungezwungen sprach er mit seinen Wächtern und überraschte sie durch seine ruhige Heiterkeit. Er schien sich als ihren Gast zu betrachten, und plauderte so frei mit ihnen, als wenn sie ihn nach einer anmuthigen Villa vor der Stadt begleiteten, um einige Tage in der Zurückgezogenheit zu verbringen. Sobald sie das Gefängniß erreicht hatten, stießen sie ihn roh hinein und schoben den schweren Riegel vor das eiserne Thor; dann grinsten sie einander höhnisch an, wie wenn sie den wildesten Löwen der afrikanischen Wüsten gefangen und gebändigt hätten. Das ahnte ihnen

nicht, daß der Gott der Christen die Macht habe, durch eiserne Thüren hindurch zu gehen; sie legten sich mit den Schlüsseln des Gefängnisses unter dem Kissen schlafen, um eine Stunde später ihr Gefängniß leer und ihren Gefangenen entronnen zu finden.

Der arme Crescentianus, der fromme Priester des edlen Bischofs, folgte ihm, soweit er kluger Weise mitgehen konnte; da er ihn aber in das finstere Gefängniß werfen sah und hörte, wie das Thor sich knarrend schloß und das Schloß klirrte, als man den schweren Riegel in die steinerne Oeffnung schob, da wurde er bekümmert und ging schweren Herzens von dem traurigen Schauspiele fort. Er schweifte über das Forum und die öffentlichen Plätze in die Kreuz und Quer, unbekümmert um Alles, in Schweigen und Trauer vertieft. Das Getöse der Stadt war ihm lästig, und er sehnte sich darnach, einen zurückgezogenen schattigen Platz zu finden, wo er sich ungestört so ganz seinem Schmerze überlassen konnte. So streifte er fort, bis er vor die Stadtthore kam und den frischen Wind von den Sabinerbergen spürte. Er warf sich im Schatten eines breiten Baumes nieder und fiel bald in Schlaf.

Hier ward ihm eine merkwürdige Erscheinung zu Theil. Es kam ihm vor, als sehe er Alexander in einem Winkel seines eckelhaften Gefängnisses knieen; neben ihm stand ein Engel des Lichtes, der abwechselnd mit ihm die Verse eines Hymnus sang, wie es damals unter den Christen allgemeiner Brauch war. Dann löste der Engel seine Fesseln und führte ihn an das Thor des Gefängnisses. Das schwere Thor flog von selbst auf und sie schritten hindurch; die Wächter lagen alle

im Schlafe, so daß sie unbemerkt vorbei kamen. Der Engel geleitete ihn über das Forum und durch die Straßen, welche nach der Porta Capena führen. Crescentianus, noch im Schlafe, dachte, er sehe sie über jeden Zoll des Bodens gehen, den er selbst eben betreten hatte. Sie waren in der ungezwungensten Unterhaltung begriffen und das glänzende Licht, welches von dem Gesichte des Engels ausstrahlte, machte Alles ringsum heller als der Tag. Das Volk ging auf beiden Seiten spazieren, schien sie aber nicht zu bemerken. Zuletzt schritten sie unter dem Thore durch, und jeder Schritt brachte sie der Stelle näher, wo er sich befand. Er glaubte schon, er könne sie sprechen hören, als der Engel plötzlich anhielt, nach der Stelle hinwies, wo er schlief, und dann, mit überirdischer Stimme Alleluja singend, sich allmählich gegen Himmel erhob. Alexander fühlte sich an die Stelle festgebannt; er schaute eine Zeitlang der Richtung nach, in welcher der gütige Geist verschwunden war. Crescentianus, noch im Traume, glaubte jetzt den hl. Bischof auf sich zukommen zu sehen; sein Herz beginnt heftiger zu schlagen. Nun kommt er näher, die ehrwürdige Gestalt des Bischofs neigt sich über ihn. Ueber diesem Traume erwachte Crescentianus, sprang in die Höhe und rief: „Alexander!"

Es war kein Traum. Alexander war wirklich da. Unwillkürlich fielen beide einander in die Arme.

Alexander erzählte dem guten Priester, wie der Engel zu ihm in das Gefängniß kam, ihn befreite und bis auf ein paar Ellen von dem Platze führte, wo sie jetzt standen; und unter Freudenthränen erkannte der Priester, daß sein Gesicht kein trügerisches Traumbild,

sondern die tröstliche Wirklichkeit war. Sie gingen zusammen die appische Straße entlang, die Gnade Gottes lobpreisend. Alexander erzählte mit vieler Wärme, was der Engel ihm mitgetheilt hatte: wie es ihm bestimmt sei, wieder in die Hände seiner Verfolger zu fallen und für den Glauben den Martertod zu erleiden; daß er für einige Tage aus dem Gefängnisse befreit sei, um die Heiden in Verlegenheit zu bringen und einigen armen Christen, welche in einem Nachbarstädtchen Rom's wohnten und in ihrem Glauben schwankten, die Tröstungen der Religion zuzuführen. So ließ sie die Freude und Liebe ihres Herzens nicht der Mühseligkeiten des Marsches achten, sie hielten nicht an, bis sie in der von dem Engel bezeichneten Stadt ankamen.

Am nächsten Morgen meldete der Vorsteher des Gefängnisses dem Kaiser voll Angst und Zittern, daß der Gefangene auf eine unerklärliche Weise entronnen sei. Der unglückliche Mann wußte nur, daß sein eigener Kopf auf dem Spiele stehe. Antonin war mehr beunruhigt, als überrascht. Die Christen waren ihm eine Verlegenheit, er fürchtete sie, während er sie mit tödtlichem Hasse verfolgte. Seine Antwort an den Gefängnißvorsteher beschränkte sich darauf, daß Alexander innerhalb vier Tage vor ihn gebracht werden müsse, sonst solle er mit seinem eigenen Kopfe die beleidigten Götter versöhnen. Der Vorsteher nahm die Weisung mit Schrecken entgegen, und doch war sie ein Trost für seine bange Seele; obwohl das Schwert des Henkers noch über seinem Haupte schwebte, so ergriff er doch die Hoffnung, welche ihm die Frist von einigen Tagen wachrief, und entwarf auf seinem Heimwege seine Pläne,

um die Stadt nach seinem Opfer absuchen zu lassen. Aber Alexander war wie eine Stadt auf dem Berge oder ein Licht in dem weitest sichtbaren Theile des Hauses; es machte darum dem Vorsteher keine Schwierigkeit, den Aufenthalt jenes großen Dieners Gottes zu erfahren und aufzufinden.

Im Verlaufe einiger Tage hatten Alexander und der fromme Priester Crescentianus das Städtchen an der appischen Straße, wohin sie der Engel gesandt hatte, bekehrt. Wunder aller Art bekräftigten ihre Predigten; das Licht des Himmels war in die blinden Augen gedrungen, die Lahmen konnten wieder springen, wie die Thiere; sogar die Todten wurden nach einer mehr als viertägigen Verwesung auferweckt und zeigten sich zu Rom ihren bestürzten Freunden, um zu erzählen, wie Alexander sie wieder in's Leben gerufen hatte. Das Gerücht flog mit unermüdlichen Schwingen zu jedem Triclinium der Stadt, von dem Forum zu den Badstuben und von den Badstuben in den kaiserlichen Palast. Sofort schickte man eine frische Schaar Soldaten aus, um den Bischof gefangen zu nehmen; am Morgen des vierten Tages ward er nach Rom verbracht, in schweren Ketten sicher verwahrt und von dem grausamen Geschrei eines dämonischen Pöbels begleitet. Der Vorsteher des Gefängnisses hatte seinen Kopf gerettet, der Himmel aber einen Martyrer gewonnen.

An dem Morgen, wo man Alexander nach Rom brachte, traf es sich, daß der Kaiser und eine unermeßliche Volksmasse sich außerhalb der Stadt auf einem freien Platz an der claudischen Straße versammelt hatten, um Ringkämpfen und einer Ausstellung von wilden

Thieren beizuwohnen. Die Thiere waren gerade aus dem Orient angelangt und für die Spiele im Coliseum bestimmt. Während man die Behälter für sie vorbereitete, blieben sie hier zum großen Ergötzen des Volkes ausgestellt.

Der Gefängnißvorsteher, der befürchtete, ein christlicher Zauberer möchte ihm nochmals sein Opfer entreißen, rieb die Hände vor Freude, als er Alexander in Ketten sah, von fünfzig Soldaten streng bewacht. Er befahl den Heiligen sogleich nach der Via Claudia zu bringen, während er selbst in seinem Wagen folgte, mit der ganzen Freude eines Mannes, der eben aus dem Gefängnisse kommt und glücklich dem Tode durch Henkershand entronnen ist.

Sie marschirten etwa zwei Meilen vor das flaminische Thor, über die milvische Brücke nach der Ebene, wo der Kaiser und das Volk versammelt waren, wahrscheinlich derselben, wo vor der Invasion die päpstlichen Truppen ihren Exercirplatz hatten. Während der Ringkämpfe geht plötzlich ein Geflüster durch die Menge, der Kaiser sei gerufen, irgend etwas vorgefallen. Die Einen sagen, es seien frische Thiere eingetroffen, und er wolle sie gleich besichtigen; wie Andere wissen wollen, seien wichtige Nachrichten aus der Hauptstadt angelangt und er deßhalb zurückgekehrt. Sie sehen ihn mit seinem Gefolge nach dem Pavillon am Ende der Ebene gehen, wo er rasten und sich erfrischen kann. Was ist los? fragen tausend Stimmen zu gleicher Zeit, als sie vom Tiber her einen Trupp Soldaten anrücken sehen; an ihrer Spitze schreitet ein Jüngling in der Blüthe der Jugend, in einem seltsamen, aber ärmlichen Anzuge und wie ein Verbrecher gefesselt. Aller Augen richten sich

nach ihm. „Was kann er begangen haben? Auch Soldaten! Und der Verwalter des Tullianum geht mit!“ Ihre verwunderten Fragen wurden nicht beantwortet, aber ihre Neugierde steigerte sich, als Einer erzählte, das sei der Christ, welcher vor ein paar Tagen aus dem Gefängnisse entsprungen sei. Alles eilte jetzt nach dem schattigen Pavillon des Kaisers, um seine Neugierde zu befriedigen.

Alexander war ruhig und heiter, trotz Fesseln und Bewachung; jedes Auge, wußte er, hing an ihm. Da sah man nichts von jener falschen Vertrauensseligkeit und anscheinenden Gleichgültigkeit wegen seines Schicksals, wie sie politische Gefangene zur Schau tragen, wenn man sie durch eine aufgeregte, schreiende Menge vor das Gericht des Staates führt; er hatte Augen und Ohren allen irdischen Eindrücken verschlossen, sein Herz weilte fern am Throne Gottes und flehte um Stärke für den bevorstehenden Streit; Adel, Würde und engelgleiche Sanftmuth waren alle in seinem Gesichte vereint; das Auge, welches sich aus Neugier auf ihn richtete, blieb mit ehrfurchtsvoller Scheu haften. Unter der Menge folgte auch der treue Crescentianus — wer keine Furcht kennt, bietet dem Tode Trotz — der hl. Priester zeichnete der Nachwelt auf, was er sah und hörte. „Aengstlich lauschend,“ erzählt der gute Crescentianus, „hörte ich Antoninus sagen:

„Nun, Alexander, hast du dich besonnen und willst nun unser Freund werden?“

Alexander erwiderte nach kurzer Pause: „Versuche nicht meinen Herrn Jesus Christus, dein Vater, der Teufel, hat Ihn auch einmal versucht und gesagt:

„Wenn du Christus bist, so verwandele diese Steine in Brod," und der Herr erwiderte: „Weiche von mir, Satan, du sollst Gott deinen Herrn anbeten und Ihm allein dienen." So sage auch ich zu dir: „Du sollst den Diener Christi nicht versuchen."

In jenem Augenblicke schreckte die Menge ein heftiger Blitzstrahl. Eine dunkle, schwere Gewitterwolke war über ihre Häupter gezogen und hatte, gleichsam entrüstet über die Beleidigungen, die man einem Diener des großen Gottes zufügte, ganze Regenströme auf die Menge herabgeschüttet. Das Volk eilte überall hin nach einem Obdache. Häufiger und in helleren Strahlen fuhren die zackigen Blitze nieder und erleuchteten Monte Mario und die Saxa Rubra mit düstrem Glanze; die Erde bebte förmlich unter den schweren Donnerschlägen. Zu der Angst gesellte sich die Verwirrung; das Volk rannte durcheinander und vereinigte sein Geschrei mit dem Brüllen der Thiere, während einige vor Schrecken ihre Sinne verloren; Viele wurden von dem Blitze todtgeschlagen, Andere im Gedränge todtgetreten, als Alles wie besessen nach der Stadt stürmte. Antoninus, der eben noch gesonnen war, Alexander sogleich den hungrigen Thieren vorzuwerfen, war zu erschreckt, als daß er seinen Plan hätte ausführen können. Indem er den Befehl ertheilte, den Gefangenen vor sein Gericht in der Stadt zu bringen, gehorchte er nur der unsichtbaren Vorsehung Gottes, welcher die thörichte Götzendienerei noch offener bloßstellen und desto deutlicher Seine eigne Allmacht und Göttlichkeit offenbaren wollte. Die Versammlung war zerstoben, und als Alexander das Tribunal verließ, hörte der Sturm auf, der Himmel klärte

sich, und der Regenbogen zeigte dem prophetischen Auge des Bischofs den Sonnenschein des Friedens und Triumphs, der bald über der Kirche aufgehen sollte, nachdem sich der Sturm der Verfolgung ausgetobt hatte.

Am nächsten Morgen lebte die Stadt in heftiger Aufregung. Das Gewitter, das vielleicht nur eine zufällige, natürliche Erscheinung war, hatte man zu einem Meisterwerk der Geschicklichkeit und Zauberei der Christen zurechtgestutzt.

In gleichem Verhältnisse, wie die Zahl der Neugierigen um Alexander herum sich zusehends vergrößerte, so wuchs auch ihre Furcht und Achtung. Antoninus war in Verlegenheit. Das Vorgefühl einer Niederlage machte ihn wüthend, denn er war sich bewußt, daß es mit den Christen etwas Außerordentliches auf sich habe. Eine Untersuchung und Hinrichtung im Geheimen war jetzt unmöglich; lange vor der gewöhnlich zur Vernehmung und Aburtheilung der christlichen Angeklagten festgesetzten Zeit war das Forum von einer bewegten, neugierigen Menge angefüllt. Man bedurfte diesmal keines Ausrufers, der sie zu dem harten Verfahren gegen einen Christen einzuladen hatte. Sie kamen aus allen Theilen der Stadt in endlosen Massen herbeigeströmt; der demüthige Knecht Gottes sollte dem Herrn selbst gleichen, zur Auferstehung Vieler und zur schweren Verdamniß der Verstockten und Unbußfertigen.

Endlich langte der Kaiser an. Alexander wurde sogleich vorgeführt. Er trug noch jenen milden, aber unbeugsamen Blick der Entschlossenheit, der dem Kaiser gleich am ersten Tage, wo er ihn sah, übermenschlich vorkam. Nachdem er Platz genommen und Stillschwei=

gen angeordnet hatte, begann Antoninus eine lange Rede über den großen Apollo und den unbesiegbaren Juppiter zu halten. Er schloß mit einem rührenden Appell an die menschlichen Gefühle des Heiligen; er bot ihm die Freiheit, eine Ehrenstelle im Palaste, seine persönliche Freundschaft, Reichthum, marmorne Hallen und unbegrenzte Weinberge — lauter Dinge, welche die heidnische Welt begehrte; allein der Entgelt für all dieses — die unerläßliche Bedingung war der Abfall vom Glauben. (Wehe, wie Viele lassen sich noch heutzutage von den Versprechungen der Welt berücken und verkaufen ihren Glauben und die ewige Seligkeit um die vorübergehende Gunst eines Mächtigen!) Alexander konnte vor Entrüstung nicht antworten. Er flüsterte einem Wächter neben ihm etwas Aehnliches zu, wie: „Sage dem Kaiser, er solle sich keine unnöthige Mühe machen.“ Die Menge verstand nichts von dem, was er sagte, sah es aber dem Antoninus leise zutragen. Der Kaiser knirschte vor Wuth; er stampfte mit dem Fuße auf, rief Cornelianus herbei, und gebot ihm zornig: „Laß ihn auf die Folter spannen und mit Fackeln an den Seiten brennen.“

In jenen schlimmen Tagen waren die Folter, der Kessel und das Beil allzeit zur Hand; die Folterer und Scharfrichter, Teufel in Menschengestalt, fanden sich allzeit zur Stelle, wenn ein Christ gefoltert oder hingerichtet werden sollte. Gleich nachdem der Befehl ergangen, rollte man eine schwerfällige Maschine in die Nähe des Kaisers. Ihre Seiler, Räder und kreuzweisen Griffe ließen keinen Zweifel bezüglich ihrer Bestimmung und Wirkung als menschliches Folterwerkzeug bestehen. Im

nächsten Augenblicke war der Bischof entkleidet; man legte ihm die Schlingen um Hände und Füße und der rauhe Arm des Lictors stieß ihn auf die Folterbank nieder. Alles schwieg und schaute in athemloser Angst nach den zusammenschnürenden Stricken, nach den sich dehnenden Gliedern und dem verzerrten Körper; doch o Wunder! die Taue werden bis zur höchsten Spannung angezogen und des Heiligen Leib scheint sich mit ihnen auszuspannen, aber kein Schmerz, keine Klage, keine Verzerrung in den sanften Blicken; ein Lächeln spielte um seine Lippen und Freude glänzte in seinem schönen Auge. Nun hält man brennende Fackeln an seine entblößten Seiten; aber sein Fleisch wird nicht verzehrt; er fühlt keinen Schmerz. Der Martyrer selbst schilderte das Gefühl, als wenn man kaltes Wasser auf seinen Leib gegossen und ihn dann mit dem weichsten Schwamme abgewaschen hätte. Als man sich darauf noch eine halbe Stunde lang vergeblich angestrengt hatte, seine Gebeine zu verrenken und seine Seiten zu verbrennen, ließ der Kaiser ihn herabnehmen und sprach nochmals zu ihm: „Nun siehe, wie lange die Götter Geduld mit dir haben, und du willst dich nicht unterwerfen. Ich schwöre dir jetzt bei Juppiter, dem einzigen unbesiegbaren Gott, und bei Apollo, der die Welt besitzt und alle Zeiten beherrscht, wenn du ihnen freiwillig opferst, so will ich dich als meinen Bruder ansehen und dir unermeßliche Reichthümer geben."

Wider Aller und sogar des Kaisers Erwarten, antwortete Alexander: „Gut, wo sind deine Götter? Laß uns schauen, ob sie ihre Gottheit beweisen können, damit wir ihnen opfern."

Wenn der Befehlshaber einer belagerten Stadt, die auf dem Punkte steht, sich aus Hunger zu ergeben, den Feind auf das Versprechen einer geringen Belohnung hin abziehen sähe, so könnte er sich nicht mehr freuen, als Antoninus, da der christliche Bischof seiner Meinung nach sich bereit erklärte, seinen Göttern zu opfern. Er ließ ihn sofort nach dem Tempel Apollo's führen; vorn ging ein Herold und rief den Sieg des Kaisers aus; die Leute, wie die Acten sagen, an dreitausend, strömten in dichten Schaaren nach, um dem vermeintlichen Abfalle beizuwohnen. Aber sie sollten sich täuschen. Folgen wir der Menge und sehen wiederum, wie groß der Gott der Christen ist.

Wir haben schon erwähnt, wohin man gewöhnlich den Apollotempel verlegt. Der Zug bewegte sich über die Via Sacra durch den Triumphbogen des Titus, und dann gleich rechts gewandt über die Via Nova, deren festes Pflaster der Zeit bis heute getrotzt hat, an den Tempel des Gottes Apollo in der südlichen Abtheilung des goldenen Hauses. Zugleich waren viele Menschen dahin geeilt, um sich einen guten Platz zu verschaffen, und als der Kaiser und der hl. Bischof, noch von den Soldaten bewacht, angekommen waren, mußten die Lictoren einen Durchgang durch die Menge bahnen. Antoninus trat zuerst in den Tempel und dankte Apollo in einer einstudirten Rede für seinen Triumph über den Christen. Feuer, Weihrauch und Dreifuß standen bereit und ein Kranz frischer Blumen ward um die Schläfe des marmornen Standbildes gelegt. Der Kaiser bat Alexander vorzutreten; er schritt majestätisch vor, kniete sich und betete. Der Leser ahnt, was jetzt eintritt, ja!

Das Götzenbild kam herunter und ging aus dem Tempel, Alles vor sich niederwerfend, in einem Augenblicke war Alles Rauch, Staub und Trümmer. Das Gemurmel des Volkes übertönte das Getöse des Falles. Alexander stand lächelnd auf und wies auf die Trümmer der Statue und des Apollotempels, als wolle er sagen: das sind die Götter, welche ihr verehret.

Aber wie die Gladiatoren, welche miteinander fechten, nach jeder Niederlage nur erbitterter werden, so gerieth Antoninus mit jedem Male, wo der Christ seine Macht zu Schanden machte, in heftigere Wuth. Er schlich von dem zusammengestürzten Tempel weg, als wenn jeder Stein eine Zunge hätte, um ihn zu verhöhnen. Es fehlte wenig, daß er den Gott gelästert hätte, welchen er zu fürchten vorgab, und im Anfalle der Wuth beschloß er, sich neuerdings an dem Christen zu rächen. Was ist der schrecklichste und schimpflichste Tod, den er über Alexander verhängen konnte? Wie ein Sclave von den wilden Thieren im Coliseum in Stücke zerrissen zu werden. So soll es sein, und als sich der aufgebrachte Kaiser in seinen marmornen Palast begab, ließ er Cornelianus rufen und trug ihm auf seinen Gefangenen bis zum nächsten Morgen verwahren und dann von hungrigen Bären und Löwen Angesichts des ganzen Volkes im Amphitheater zerreißen zu lassen.

II.

Wiederum befinden wir uns im Coliseum. Noch schöner in seinem erneuten Glanze, scheint es erst gestern erbaut zu sein und eine neue blutigere Laufbahn zu er=

öffnen. Wiederum bietet es unsern Augen dieselbe Rundschau: Dicht gedrängte Sitzreihen, eine unruhige Zuschauermenge; hie und da schickt einer mit lauterer Stimme als die übrigen einen scharfen schrillen Ruf über die Bänke hin, daß er widertönt von dem Zeltdache bis zur Arena und wieder zurück. Er lautet: „Die Christen vor die Löwen!“ Der Kaiser langt an, Trompeten, Pauken und Waffengeklirr, vermischt mit dem Brüllen der Thiere und Menschen, sind die Huldigung, die Rom seinem irdischen Juppiter darbringt.

Antoninus tritt mit einem finstern Zuge über der Stirne ein. Die Schmeicheleien und Lobhudeleien, die seine Unterthanen ihm entgegenschreien, erinnern ihn daran, wie falsch seine Größe, wie handgreiflich seine Schwäche ist, da er einen einzigen Mann nicht bewältigen kann, einen schwachen, jungen, unbewaffneten Gefangenen. Verblendet, verlassen und schon gerichtet, konnte er nicht sehen, wo Tausende sahen, und doch sagen die Geschichtschreiber, er habe sich durch seinen erhabenen Geist ausgezeichnet. Vielleicht meinten sie dies nur vergleichsweise. Jener Geist war von einem dichteren, dunkleren Nebel umnachtet, als die Wolken, welche die Sonne nicht durchdringen kann. Gerade wie die Gottlosigkeit der Juden zum Werkzeug der göttlichen Gnade diente, so ist die Verblendung der römischen Kaiser eine Quelle unvergänglicher Herrlichkeit gewesen.

Alexander wird in die Arena geführt, ehrwürdig, trotz seiner Jugend, schön, trotz seines strengen Ausdrucks; Freude prägt sich in seinen Zügen; der feste Schritt bekundet seine Zuversicht; seine ganze Erscheinung zeigt Todesverachtung, die ganze Unerschrockenheit

jenes unabhängigen Geistes, welchen der nahe Martertod und das Vorgefühl des Triumphes einflößt. Hört! die Thiere brüllen, als man die Zugänge zu ihren Behältern öffnet; sie begrüßen den durch die aufgeriegelten Thüren eindringenden Sonnenstrahl, oder vielleicht auch einen Lieblingswärter, den sie nicht zu berühren wagen. Die wildesten und besten dürfen die kurze Freiheit eines größeren Käfigs aufsuchen; ein leckeres Mahl von Menschenfleisch erwartet sie.

Zwei Bären stürzen in die Arena, aber eine unsichtbare Macht hemmt ihren Lauf; sie stehen regungslos und schauen nach dem Martyrer, wie wenn ein grelles Licht sie schreckte und blendete. Sie sind nicht von der Stelle zu bringen. Zwei weitere springen herein und schließen sich ihren Genossen an, auch sie blicken voll Scheu auf den Blutzeugen Gottes. Das Coliseum sieht jetzt wieder eines der merkwürdigsten Wunder. Alexander begibt sich von der Mitte der Arena nach dem kaiserlichen Thronsessel, und siehe, die Bären folgen ihm und lecken die Spuren seiner Füße (ubi ambulaverat famulus Dei, vestigia pedum eius lingebant), erzählt der Augenzeuge Crescentianus.

Jetzt läßt man zwei Löwen los, und mit Gebrüll stürzen sie auf ihn. Aber sie legen sich gleichfalls vor den Diener Gottes nieder und lecken seine Füße (cumque venissent duo leones, humiliaverunt se ad pedes eius plantasque lingebant).

Wer vermöchte den Lärm, das Rufen und Schreien des Volkes zu schildern! Der Begriff der Zauberei, die solche Wunder wirken konnte, muß größer gewesen sein, als irgend ein Gott. Allein die Christen wußten, daß

es die Allmacht Gottes war, ihre Lobrufe klangen wie Musik in Alexander's Ohren; er freute sich, daß wenigstens einige unter jener gewaltigen Masse ringsum sich im Danke zu ihrem gemeinsamen Gotte mit ihm vereinigten.

Cornelianus, welchem die Oberaufsicht über die Gefangenen anvertraut war, wußte, welches Vergnügen er dem Kaiser durch den Tod Alexander's bereiten könnte. Klüglich, wie er dachte, hatte er vorausgesehen, daß die Thiere sich sträuben würden, ihn zu berühren; diese unvernünftigen Geschöpfe galten finstern Zauberkünsten leicht zugänglich. Er hatte deshalb den brennenden Ofen unter einer ungeheuren Pfanne siedenden Oeles bereit; mit Erlaubniß des Kaisers wurde derselbe in die Arena transportirt. Lauter und dumpfer ward das Gemurmel des aufgeregten Volkes, als der brennende Kessel an die Stelle der wilden Thiere kam, welche man durch große Lappen Aases weggelockt hatte. Aber warum sollen wir zurückhalten mit der Schilderung eines neuen Triumphes, einer neuen Niederlage, eines neuen Wunders? Alexander wurde in die brennende Masse geworfen: sie war sofort erloschen. Von Neuem tönte lauteres Geschrei von den Bänken; aber die Gotteslästerungen der Heiden waren kaum so laut, als das dankbare Deo gratias der wenigen Gläubigen.

In früheren Erzählungen haben wir schon erwähnt, daß diese großartigen Wunder nicht ohne Frucht blieben. Wo Tausenden jeder weitere Zweifel genommen wurde, da war in der Regel die Erndte an Bekehrungen eine reiche. Die Heiligen im Amphitheater glichen den Aposteln, als sie aus dem oberen Gemache in Jerusalem

kamen; jedes Wort aus ihrem Munde war ein Beweis, welchen sie der Vernunft lieferten, und drang wie ein Pfeil in das Herz, den Sitz des Willens, der Neigungen und Leidenschaften, und dieses legte sie wiederum gefangen vor dem Altar der ewigen Wahrheit nieder. Als die Apostel heimgegangen, ermüdete Gott nicht, durch weitere glänzende Wunder die Sache Seiner Kirche zu fördern. Das flavische Amphitheater hatte Er vornehmlich für das fortgesetzte Apostolat derselben erkoren. Wie ehrwürdig müssen seine majestätischen Mauern den Augen des kirchengeschichtlichen Forschers erscheinen, unvergängliche Zeugen von Bekehrungen, Wundern, den mächtigen Worten und Beispielen der Martyrer Christi! Hier athmete der große Geist Gottes Ueberzeugung und Liebe, wo immer er nur wollte. Heiden, Verfolger und Gotteslästerer, deren Herzen härter waren, als die Standbilder ihrer Götter, besuchten am Morgen das Coliseum, um sich an den blutigen Schauspielen zu weiden; vor Sonnenuntergang waren sie wie der reuige Schächer mitten aus ihrer Schmach und Schande zu den Freuden des Paradieses übergegangen. Auch Alexander wird seine reiche Seelenerndte halten, und wie seine Vorgänger, welche in der Arena des Coliseums gegen die Mächte der Finsterniß kämpften, Genossen seiner Herrlichkeit werden. Setzen wir die schöne Schilderung der Acten fort.

Da Antoninus sein Opfer unverletzt und unbezwinglich sah, fand sein blinder Eifer keine Schranken, und ohne zu erwägen, ob es gelinge oder nicht, befahl er Cornelianus, ihn durch den öffentlichen Scharfrichter enthaupten zu lassen. Cornelianus gebot Stillschweigen.

Er verlas laut den versammelten Tausenden das kaiserliche Urtheil: daß Alexander, der widerspenstige Christ, am zwanzigsten Meilensteine auf der Via Claudia enthauptet werde. Kaum hatte er das letzte Wort des Urtheilsspruches beendigt, als neben dem Sitze des Kaisers eine Bewegung entstand: ein junger Mann kämpfte dort mit einem Andern in Waffen; Jedermann schwieg und sah nach dem Schauspiele. Zuletzt überwältigte derselbe seinen Gegner und eilte auf den Kaiser zu. Es war Herculanus, ein Höfling im Gefolge des Kaisers und ein besonderer Liebling Antonin's. Fast athemlos rief er mit lauter Stimme: „Grausamer, unvernünftiger Tyrann, wie hat Gott deine Augen verblendet, daß du nichts sehen, und dein Herz verhärtet, daß du die Größe Seiner Macht nicht verstehen magst. Schaue diesen Christen an: unverletzt ist er aus all' seinen Martern hervorgegangen; kein Zeichen der Geißelung ist an seinem Körper zu bemerken, die Foltern und die brennenden Fackeln hatten keine Macht, ihn zu verletzen; als man ihn mit Haken zerfleischte, stieß er keinen Laut hervor; die Götter Rom's konnten nicht vor ihm bestehen, und ihre Tempel stürzten auf sein Geheiß zusammen. Die Löwen schmiegten sich zu seinen Füßen und die Bären leckten seine Fußspuren; aus dem siedenden Oele ging er strahlender hervor, als wie man ihn hineingeworfen, und jetzt, wo er enthauptet werden soll, geht er freudigen Herzens und lächelnden Angesichts dem Tode entgegen. Wer kann da noch zweifeln, daß der Gott, auf welchen Alexander vertraut, der einzig wahre ist?"

Nachdem er diese letzten Worte beendet, sprang er

in die Arena und umarmte den Martyrer vor allem Volke. Der junge Mann hatte alle Triumphe des Dieners Gottes mit angesehen; jeder derselben war für sich allein ein kräftiger Beweis; wenn man sie aber alle zusammennahm, so mußten sie sogar dem Vorurtheile zum Trotz unwiderstehlich den Geist überzeugen. Gleich von Anfang an hatte er den Entschluß gefaßt, ein Christ zu werden, und die Auftritte, denen er im Coliseum beiwohnte, hatten seine Gefühle zu einem solchen Grade der Begeisterung gesteigert, daß er sich nicht länger bemeistern konnte. Er hatte seine Ueberzeugung einem Freunde mitgetheilt, der, wohl bekannt mit der Gefahr, welche das öffentliche Bekenntniß des Christenthums lief, ihn zurückzuhalten versuchte: das war die Ursache des Kampfes zwischen Beiden.

Antoninus war bei dieser plötzlichen Wandlung seines Freundes wie vom Donner gerührt, so daß er eine Zeitlang nicht im Stande war, ein Wort hervorzubringen. Er sah zu, wie beide einander in der Arena umarmten, und sprach im erkünstelten Tone der Gleichgültigkeit folgendermaßen zu dem jungen Manne: „Wie kommt es, Herculanus, daß du solche Gefühle hegst, während du bis jetzt die Christen immer gehaßt hast?“

Herculanus antwortete kühn: „Antoninus, ich haßte die Christen niemals. Seit vierzehn Jahren stehe ich in deinem Dienste und habe dich in den Tempel begleitet; aber im Herzen betete ich insgeheim zu Christus, dem großem Christengotte.“

Der Kaiser flüsterte eilig Cornelianus etwas zu und verließ das Coliseum. Er hatte befohlen, beide zu enthaupten.

Sie wurden zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Plätzen hingerichtet. Die Acten, nach denen wir erzählt haben, behandeln den Tod Alexander's in wenigen kurzen Sätzen, sie sind nicht leicht verständlich. Es scheint, daß Crescentianus, der Freund und Lebensbeschreiber des hl. Bischofs, von Gram und Kummer so übermannt war, daß er sich nur kurz und dunkel ausdrückte. Indeß sind wir mit Hülfe des Martyrologiums von Ado und der auszüglichen Mittheilungen des Petrus de Natalibus in den Stand gesetzt, dem Leser einige interessante Einzelheiten mitzutheilen, und so diese wunderbare Erzählung zum Abschlusse zu bringen.

Alexander erlitt den Martertod auf der Via Claudia, etwa fünf Meilen von der jetzigen Stadt Bracciano, an dem schönen See gleichen Namens. Er wurde unter der Escorte von Soldaten bis zum zwanzigsten Meilensteine hinausgeführt; warum man ihn so weit und gerade an diesen Platz transportirte, läßt sich aus den folgenden Thatsachen entnehmen.

Um jene Zeit war der Kaiser Antoninus damit beschäftigt, eine herrliche Villa an der claudischen Straße anzulegen. Die Villen oder in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Residenzen der alten Römer reihten sich stolz den Palästen der Hauptstadt an. Meilenweit um die Stadt war jeder von Natur schöne Platz mit marmornen Wohnhäusern und künstlichen Gärten geziert. An den sanften Abhängen der Albanerberge, in den Olivenhainen des Sabinergebirges und an den Felsen der Apenninen erhob sich das stattliche Herrenhaus des römischen Patriciers, die schöne Einsamkeit überschauend und für den prachtliebenden, reichen Bürger eine Oase

zur sommerlichen Ruhe bildend. Antonin hatte die grünen Abhänge des Braccianer Sees ausgewählt und dort eine Villa, so prachtvoll wie Hadrian bei Tibur, erbaut. Noch heutzutage gewahrt man die Ruine dieser Villa bei Bracciano. In seinem Werke über das unterirdische Rom, bespricht Arrenghi (Kap. 14.) diese Ruinen wie folgt: Quo potissimum loco spectatissimae quondam villae. Veri imperatoris vestigia ingentis quidem magnitudinis conspiciuntur (an diesem Orte lagen dereinst besonders prächtige Villen. Man sieht hier wirklich großartige Spuren des Kaisers Verus).

An diesen Platz wurde Alexander zum Martertode geführt. Ado erzählt, wie ihm ein armes Weib ein Tuch geschenkt, um seine Augen vor der Hinrichtung zu verbinden, wie dies bei Enthauptungen üblich war: es ward ihr durch einen Engel nach dem Martertode des hl. Bischofs zurückgebracht. Aehnliches wird von der hl. Plautilla erzählt, als der hl. Paulus enthauptet wurde; auch diese erhielt das Tuch wunderbarer Weise wieder. Als das Beil des Henkers auf Alexander's Nacken fiel, bebte die Erde; eine große Anzahl Häuser in dem Städtchen Bracciano stürzten ein und die Villa und Bäder des Kaisers wurden beinahe zerstört. Viele der Einwohner kamen in den Trümmern um.

Der fromme Crescentianus fand sich zur Stelle, um den Leichnam zu begraben. Er baute in der Nähe eine neue Krypta, und nachdem er die ehrwürdigen Reliquien einbalsamirt und begraben hatte, schrieb er auf den Grabstein folgende Worte: „Hier ruht der hl. ehrwürdige Martyrer Alexander, Bischof, dessen Tod am 21. September gefeiert wird (hic requiescit sanctus et

venerabilis Martyr Alexander Episcopus cuius depositio celebratur undecimo Kalendas Octobres).

Die Acten berichten noch von der wunderbaren Bekehrung des Cornelianus, die wir hier mit wenigen Worten geben wollen.

Sieben Tage nach dem Martertode des Heiligen kam Cornelianus an die Stelle, wo er begraben war, und als er das Wort Martyrer auf seinem Grabe sah, gerieth er in Zorn: er nahm ein schweres Werkzeug und hob den Arm, um die Steinplatte zu zerschlagen, als in demselben Augenblicke sein Arm gelähmt war und er bewußtlos zu Boden stürzte. Er schrie und ächzte vor Schmerz. Das Volk sammelte sich um ihn; sein Weib und seine Familie kamen herbei und brachen bei seinem Anblicke in lauten Jammer aus und jeden Anwesenden ergriff Schrecken. Sie sprachen mit ihm, aber er gab keine Antwort, denn er hatte die Besinnung verloren. Man trug ihn in sein Landhaus und wandte dort alle Mittel an, ihn wiederherzustellen, doch vergebens; seine Krankheit schien im Gegentheile nur zuzunehmen. Im Uebermaß des Schmerzes schrie er: „O Alexander, du verbrennst mich, ich bitte dich, hilf mir.“ Als sie ihn nach dem Christen um Hülfe rufen hörten, dessen Hinrichtung er beaufsichtigt hatte, fühlten sie sich betroffen und glaubten, es sei eine Folge seines Wahnsinnes. Aber ein Fremder kam auf ihn zu (Niemand wußte, wer er war) und flüsterte in das Ohr des bekümmerten Weibes: „Bringe ihn wieder an das Grab Alexander's und er wird genesen.“ Sie that so und kaum hatten sie seinen lahmen Arm an das Grab des

Heiligen gelegt, als er hergestellt war und Cornelianus wieder zu sich kam.

„Am folgenden Tage," sagen die Acten, „schickte er nach Pothasius und seiner Tochter und erzählte ihnen Alles, was sich mit dem Martyrer zugetragen und was er um seinetwillen gelitten habe, und Pothasius schrieb die Worte auf, wie er sie vorsagte." Dieses Document wurde in den kaiserlichen Archiven aufbewahrt. Der Priester Crescentianus sah es, wie er sagt, und machte einige Zusätze nach dem, was er selbst gesehen. Nach dem Tode des Kaisers Antoninus, der bald nach dem Martyrium Alexander's eintrat, schenkte Cornelianus den Christen ein großes Grundstück bei dem Grabe des Heiligen. Sein Leichnam ward von Crescentianus an den siebenten Meilenstein, gleichfalls auf der claudischen Straße, übertragen und hier erhob sich alsbald eine Kirche und ein Friedhof. Jegliche Spur von diesen ist längst verschwunden, denn noch standen damals die blutigsten Christenverfolgungen bevor, und in den Stürmen, die später über die Kirche hintobten, ward jedes Heiligthum und jeder Altar weggefegt, aber der Glaube ward gepredigt und blühte an den geheimen Zufluchtsstätten der Katakomben.

Elftes Kapitel.

Die Senatoren.

I.

Der Senat war die großartigste Einrichtung des heidnischen Rom. Außer der Hierarchie der katholischen Kirche bestand wohl keine Versammlung von größerer Macht, Einheit und Dauer. Er hat die Kriege, Stürme und Wechselfälle von mehr als tausend Jahren überdauert. Dem Dunkel entsprossen, entwickelte er unmerklich seine Macht, bis er die Welt regierte. Er entstand unter einer Bande von Flüchtlingen, trägen Sclaven und Straßenräubern, etwa 750 v. Chr. von Romulus gegründet. Er bildete sich zuerst aus den hundert ältesten und angesehensten Männern der kleinen Niederlassung von Verbannten und Sclaven, die bei den sieben Hügeln ihre Wohnungen aufgeschlagen hatten; daher sein Name Senat, d. h. Versammlung der Alten oder Väter. Er ward auf zweihundert Mann vermehrt, als der Raub der Sabinerinnen eine Vereinigung zwischen den beiden Stämmen zu Stande brachte. Unter Tarquin stieg die Zahl auf dreihundert und zur Kaiserzeit auf tausend. Alle Macht ruhte in ihren Händen. Das Oberhaupt des Staates besaß trotz seines Königstitels nur den Oberbefehl über das Heer und die Oberleitung der Staatsreligion. Der Senat erklärte Krieg, schloß Frieden und unterhandelte mit den Gesandten anderer Völker. Die Senatoren unterschieden sich in ihrer Tracht

von dem gewöhnlichen Volke; im Coliseum und bei allen öffentlichen Verrichtungen war ein besonderer Platz für sie hergerichtet; es war ihnen verboten, Handel zu treiben oder sich mit Personen von niederer Herkunft zu verehelichen. Unter den verpönten Personen waren Schauspielerinnen und deren Töchter und Enkelinnen.

Ein alter Schriftsteller gibt eine detaillirte Beschreibung der Vollmachten, die dem Senate zustanden. In den Tagen seiner Blüthe war er die einzige Quelle und der Mittelpunkt der Macht und Größe Rom's. „Nichts," schreibt Polybius, „konnte ohne seine Zustimmung in den Schatz eingehen oder verausgabt werden; er war die oberste Verwaltungsbehörde des Staates. Er entschied die Streitigkeiten, welche in den dem römischen Reiche unterworfenen Städten und Provinzen entstanden; er bestrafte oder verbot sie, wann er es nöthig befand. Er warb das Heer an und sorgte für seinen Sold; er schickte seine Consuln auf das Schlachtfeld und rief sie nach Belieben zurück, oder schickte andere Feldherrn an ihre Stelle; er erkannte den Triumph zu und bemaß den Ruhm des Siegers; kein öffentliches Denkmal zum Gedächtniß der großen Männer konnte ohne seine Zustimmung errichtet werden. Kurz er war die höchste Berufungsinstanz für die Völker der Erde, der einzige Vertreter des römischen Volkes."

Wenn wir zu ihrer unbeschränkten gesetzlichen Gewalt das Uebergewicht hinzufügen, das die römischen Senatoren naturgemäß durch ihren Reichthum, ihr persönliches Verdienst, ihren Patriotismus und Zusammenhalt gewinnen mußten, so wird es uns leicht erklärlich, wie sie die Geschicke so vieler Nationen beeinflußten.

Lesen wir die Annalen dieser großen Körperschaft, so überrascht uns der Ernst ihrer Verhandlungen und die Kühnheit und Unabhängigkeit ihrer Thaten, immer begleitet und geleitet von Klugheit und Vorsicht. Keine Autorität war bei ihnen anerkannt, als der ruhige Verstand; anstatt des Parteigeistes, der Eifersucht und Voreingenommenheit herrschte ein großer und edler Gedanke über ihre Versammlung und gab den Leitstern ihrer Handlungen: es war das öffentliche Wohl. Dies war das Geheimniß ihres Triumphes und ihrer Macht.

II.

Die Urgeschichte des Senats geht in der Geschichte Rom's selbst auf und ist davon unzertrennlich. Aber da die Ereignisse, welche wir schildern wollen, in jener Aera Rom's statthatten, wo das Colifeum blühte, so müssen wir seinen damaligen Charakter (in jenen Tagen der Verfolgung) betrachten. Nach jenen politischen Erschütterungen, welche den Bestand des Reiches gefährdeten, Cicero in die Verbannnng trieben und Cäsar an die Leitung der Geschäfte beriefen, empfing der Senat eine Wunde, von der er später sich nicht mehr erholte. Die Regierungsform wurde vollständig umgestaltet; das Volk, das den Sieg über die Patricier davongetragen, übertrug alle seine Rechte an sein Oberhaupt und die ganze Macht des Reiches wurde in der Hand eines einzigen Mannes vereinigt. Cäsar nahm den Titel Dictator und Imperator und damit die Rechte des Pontifex Maximus, die Gewalt der Censoren und des Prätors an. So verfügte er über den Staatsschatz, hatte

das Recht, Frieden zu schließen und Krieg zu erklären, über die Provinzen zu verfügen und die Beamten zu ernennen. Sein Ehrgeiz war der Macht des Senates verhängnißvoll, und obgleich derselbe seine Versammlungen forthielt und nach Außen seinen früheren Glanz entfaltete, so blieb er doch nur eine politische Körperschaft, ein großer Staatsrath, der gerade so viel Macht besaß, als sein ehrgeiziger Leiter ihm zu verwilligen für gut befand.

Man darf übrigens nicht annehmen, daß die Senatoren sich ohne Murren diesen Aenderungen fügten. Ein Gefühl der Verstimmung und Entrüstung äußerte sich in ihren öffentlichen und privaten Sitzungen, und der erste Imperator war zu scharfsichtig, um nicht eine schreckliche Rache aus hundert Dolchen im Senate selbst aufblitzen zu sehen. Seiner versöhnlichen Politik gelang es bloß den Todesstoß zu verzögern. Er kannte seine Gewalt in der Vergangenheit, und obgleich er als Abgott des Pöbels über ihn triumphirt hatte, fiel es ihm doch nicht ein, die Patricier mit Füßen zu treten und auf ihre Unterstützung Verzicht zu leisten.

Seine Politik war, den Widerstand der erblichen Patricier brach zu legen, indem er ihre Zahl durch seine ergebensten Anhänger vermehrte; der Senat wurde sofort auf neunhundert Mitglieder erhöht; im Verhältnisse vergrößerte er die Zahl seiner Beamten und besetzte die wichtigsten Posten mit seinen Getreuen. Auf diese Art kamen Leute aus den Provinzen Etrurien und Lucanien, Veneter, Insubrer und barbarische und ungebildete Elemente hinein, um die große patriarchalische Einrichtung der Kaiserstadt zu beugen und zu untergraben. Dies

erregte den heftigen Unwillen der aristokratischen Partei, und sogar der große Cicero murrte und seine gewaltige Feder beschleunigte den Sturz. Sueton erzählt uns, daß man nichts hören konnte, als Spottverse und Lieder auf die neuen Senatoren, bittere Vorwürfe, daß sie eine eroberte Barbarenrace seien, und Cäsar ihre Felle mit der purpurverbrämten Tunica vertauscht habe. Auf die Schmähsäule jener Zeit (höchst wahrscheinlich dieselbe alte mißgestaltete Figur, die jetzt an einer Ecke des Palastes Braschi steht) wurden Bemerkungen des Inhalts geschrieben: „Laßt Niemanden den Fremden den Weg auf's Forum zeigen."

Die Unzufriedenheit der alten Patricier nahm stetig zu. Wenn auch geschlagen und gedemüthigt, waren sie entschlossen und thatkräftig. Ihr Mißvergnügen steigerte sich zuletzt zur förmlichen Wuth, und auf Rath des ungestümen Brutus beschlossen sie den Tod Cäsar's. Er fiel. Noch lag sein blutiger Leib bei dem Standbilde des Pompejus auf dem Forum, während die vierzig Elenden, die ihn ermordet hatten, mit dem Dolche in der Hand, triefend von dem Blute des Dictators, durch die Straßen rannten und schrieen: „Tod allen Tyrannen!" Doch war ihr Triumph nicht von langer Dauer. Jene angesehene Körperschaft hatte ihre Macht und ihren Vorrang nicht durch Gewalt und Blutvergießen erlangt; sie wird sie dadurch auch jetzt nicht finden, die Vorsehung hat gegen den Senat entschieden; er mag bestehen, aber nimmer wird er wieder die Welt beherrschen.

Die Revolution an den Iden des März, wie sie heißt, beraubte die Welt ihres größten Mannes. Brutus brüstete sich, einen Tyrannen erschlagen zu haben,

aber die Provinzen weinten über Cäsar's Tod. Die allgemeine Theilnahme und Trauer im ganzen Reiche war die Verurtheilung der Mörder. Es war allen klar, daß die Eifersucht und der Ehrgeiz einer herrschsüchtigen Partei den Tod Cäsar's verursacht hatte, nicht die wahre Liebe zur Freiheit, noch der Eifer für die Wohlfahrt des Staates. „Sie nannten sich Tyrannenmörder," sagt Dio Cassius, selbst ein Senator, der etwa hundert Jahre später lebte, „aber sie waren nichts mehr als gemeine Meuchelmörder." (xliv, 1.)

Cäsar war in den Provinzen beliebt. Die Beamten, das Heer und sogar die Mehrzahl des Senates beklagten seinen Fall. Die auswärtige Welt fragte nichts nach der Oberherrlichkeit des Senates. Welchen Vortheil konnte sie von der Politik oder den Agitationen auf dem römischen Forum erndten? So lange sie seitens ihres anerkannten Oberhauptes Freiheit, Wohlstand und Gerechtigkeit genossen, was sollten sie da die Sache des Senates vertheidigen? Zudem hatte die Versammlung selbst ihre alte Unbescholtenheit eingebüßt. Ihre Verweichlichung, Parteilichkeit und Entfremdung von der Strenge und Vaterlandsliebe des alten Instituts konnte eher Verachtung als Unterwürfigkeit und Bewunderung erwecken. Lange vor der Alleinherrschaft Cäsar's sprach der große Cicero das beachtenswerthe Wort, mit dem er sowohl seine Moral, als seine politische Entartung anzeigte: „Durch unsere Laster, nicht durch einen Zufall, ist es gekommen, daß wir die Republik nur dem Namen nach haben, in der That haben wir sie längst verloren" (nostris vitiis, non casu aliquo rempublicam

verbo retinemus, reipsa vero iam pridem amisimus; de republ. v, 1.)

Das Blut Cäsar's war umsonst geflossen; die anarchische Partei des Senates erhielt niemals die Zügel der Regierung; die Dolche, die ihn ermordet, eröffneten dem Senate die traurigste und unglücklichste Periode seiner Laufbahn. In den erschütternden Bürgerkriegen, die jetzt folgten, verloren sie nicht allein die letzte Spur ihrer ehemaligen Gewalt, sondern mußten sich der Laune oder Rachsucht der ehrgeizigen Bewerber um die oberste Gewalt im Reiche fügen.

Augustus nimmt das Scepter Cäsar's. Seine Neubildung des Senates gehört zu den glänzendsten, weil schwierigsten Thaten seiner erfolggekrönten Regierung. Durch seinen Einfluß bestimmte er nahezu zweihundert Senatoren, welche nicht durch Geburt oder Talent für ihre hohen Ehrenstellungen geeignet waren, auf ihre Plätze zu verzichten. Er beschwichtigte ihren Argwohn und verdeckte seinen Ehrgeiz, indem er den bescheidenen Titel: der Erste des Senats (princeps senatus) annahm. Nichts desto weniger erschien er damals, als sich jene Umgestaltung vollzog, niemals in ihrer Mitte, ohne neun bis zehn seiner zuverlässigsten Anhänger bei sich zu haben, die insgeheim Waffen führten; er selbst trug einen Dolch unter der Toga. Er fürchtete klugerweise ihre Rache. Elf Jahre später, im Jahre 18 v. Chr. vollendete er die Organisation und verminderte ihre Zahl auf sechshundert; so begann nun der kaiserliche Senat.

Es ist nicht nöthig, dieser berühmten Körperschaft

in ihrer Rolle der Erbärmlichkeit und Verkommenheit unter der Herrschaft der späteren Kaiser zu folgen.

Nach der Abdankung Diocletian's und dem Triumphe Constantin's kämpfte der Senat um seinen erblichen Fortbestand. Sein Name ward vom Capitol und von den Feldzeichen entfernt und an dessen Stelle das geachtetere, unvergängliche Zeichen der Erlösung gesetzt. Die Bildsäule und der Altar der Victoria, welche als Schutzgottheit den Vorsitz in ihren Versammlungen hatte, wurde unter Constantius beseitigt; unter dem Apostaten Julian wieder an den alten Platz gebracht, wurde sie schließlich auf einstimmigen Senatsbeschluß zerstört. Es waren noch viele unter ihnen, welche den alten heidnischen Gebräuchen anhingen; aber immer gefügig gegen den Befehl der Kaiser, ächteten Senat und Volk von Rom unter Theodosius die Verehrung der Götter des Capitols und erklärten das Christenthum zur Staatsreligion. „Damals," schreibt der erhabene Prudens, „sahen wir die ehrwürdigen Väter, jene glänzendsten Lichter der Welt, die edle Versammlung der Catonen, die Abzeichen des alten Priesterthums wegwerfen und sich demüthig in das weiße Gewand der Katechumenen kleiden":

Exultare patres videas, pulcherrima mundi
Lumina conciliumque senum gestire Catonum
Candidiore toga niveum pietatis amictum
Sumere et exuvias deponere pontificales.

Waren nun auch die Macht und Unabhängigkeit des Senates aufgehoben, so darf man doch nicht vergessen, daß er noch immer die höchste und einflußreichste

Körperschaft im Reiche blieb. Seine Mitglieder bildeten die adligen Grundbesitzer und verfügten über unermeßliche Reichthümer. Nach Dio Cassius betrug das Vermögen eines Senators eine Million Sesterzen; und wenn wir Sueton glauben, so hatten einige ein jährliches Einkommen von zwei Millionen Sesterzen, die man mit zehn multipliciren muß, um nur einen annähernden Begriff nach unserm heutigen Geldwerthe zu bekommen. In einer Stadt von mindestens drei Millionen Einwohnern waren sie die ersten, die leitenden Persönlichkeiten. Die Usurpatoren des Kaiserthrones verfolgten sie, weil sie ihre Macht kannten und fürchteten. Außerdem muß es, wenn die Geschichtsschreiber auch vernichtende Urtheile über die Unsittlichkeit und Verweichlichung dieses großes Rathes fällen, unter ihnen rühmliche Ausnahmen gegeben haben. Die Geschichte selbst verzeichnet ehrenvolle Namen, die im Senate sogar zu Zeiten seiner tiefsten Gesunkenheit sich auszeichneten; viele derselben waren Christen und auch Martyrer, welche zur Vertheidigung ihres Glaubens im Colliseum ihr Blut vergossen.

III.

Das nächste Martyrium, welches wir schildern, fällt unter die Schreckensherrschaft des Kaisers Commodus. Selten saß ein so nichtswürdiger Tyrann auf dem kaiserlichen Throne. Sein sinnloser Ehrgeiz trieb ihn so weit, daß er göttliche Ehren beanspruchte. Hiermit nicht zufrieden, hatte er inmitten des Senats einen Thron aufgeschlagen und, in eine Löwenhaut gehüllt, mit einer

großen Keule in der Hand, den Senatoren befohlen, ihm zu opfern, als wenn er Hercules, der Sohn Juppiters, wäre. Er erließ ein Decret, worin er eine allgemeine Versammlung des Senats im Tempel der Erde ausschrieb. Ein Herold ward nach allen benachbarten Städten und Dörfern entsendet, um das Decret zu verkündigen: seine Befolgung wurde Allen unter Todesstrafe eingeschärft. Das Volk in Rom selbst wußte nicht, weßhalb er eigentlich diese außerordentliche Senatsversammlung berief. Es bildete sich ein, daß ein schweres Unglück das Reich bedrohe, ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen sei und die Kriegswogen sich bis vor die Thore der Hauptstadt ergossen hätten. Die Senatoren glaubten, daß er sie im Interesse des allgemeinen Wohles berufen habe, und eilten von ihren Landsitzen in die Stadt; ungeachtet der Hitze des Sommers verließen sie ihre Landhäuser, Güter und Familien und zogen zu Hunderten auf der staubigen tiburtinischen und der mit Gräbern besetzten appischen und latinischen Straße dahin.

Seit der Zeit des Augustus eröffnete der Senat seine Sitzungen mit einem Opfer zu Juppiter oder Victoria, deren Statue in seinem Saale stand. So konnte, wie Baronius sagt (anno 192), kein Senator, der Christ geworden war, Mitglied dieser Körperschaft verbleiben; er mußte auf sein Amt verzichten oder sich freiwillig in die Verbannung zurückziehen.

Die ungeheuerlichen Abgeschmacktheiten des Commodus und der Eifer der Christen führten viele Heiden in die Gemeinschaft der Kirche. In den Acten des Eusebius und seiner Gefährten finden wir, daß sie durch

die Straßen zogen und über die Lächerlichkeit und Schande des Volkes schalten. Die erhabene Lehre und Moral des Christenthums war zu allen Zeiten schöner und mächtiger, als der lächerliche, unsinnige Gottesdienst des Heidenthums. Sobald der Befehl ergangen war, einen Elenden, wie Commodus es war, göttlich zu verehren, da gingen Vielen die Augen über die Thorheit ihres Götzenwesens auf und sie folgten dem Rufe der Gnade und wurden Christen. Darunter befanden sich auch mehrere Senatoren. Auf der Liste der unerschrockenen Männer, welche die Gottheit des Kaisers zu verleugnen wagten, erscheinen auch die Namen Apollonius und Julius. Das Schwert war der einzige Donner, über den der rachgierige Gott gebieten konnte, und er gebrauchte es, um seine Schwäche zu zeigen. Apollonius litt ungefähr drei Jahre vor Julius. Wenn er auch nicht als Martyrer im Coliseum starb, so wollen wir dennoch einen interessanten Abschnitt über ihn aus dem fünften Buche des Eusebius übersetzen (vergl. Baronius unter dem Jahre 189). Nachdem dieser den Frieden geschildert, dessen die Kirche vor dieser Zeit genoß, fährt er fort:

„Aber dieser Frieden mißfiel dem bösen Feinde; er versuchte uns durch vielerlei Kriegslisten zu verwirren, und es gelang ihm, den Apollonius vor den Richter in Untersuchung zu bringen, einen Mann, der sich durch seine Studien in den schönen Wissenschaften und der Philosophie ein großes Ansehen unter den Gläubigen verschaffte. Einer seiner Sclaven, ein verkommenes Subject, ließ sich verleiten, ihn zu verrathen (wofür er schwer zu büßen hatte). Als der Richter den Mar=

tyrer, an dem Gott Seine Freude hatte, bat, seinen Collegen im Senate doch einen Grund anzugeben, warum er das Christenthum angenommen habe, las er ihnen eine lange und gelehrte Vertheidigung des Glaubens Christi vor; aber sie verurtheilten ihn und er verlor sein Leben durch das Beil; denn es bestand bei ihnen ein altes Gesetz, daß ein Senator, den man als Anhänger des Christenthums anklagte und der sein Bekenntniß nicht widerrufen wollte, nicht mehr als frei galt."

Der Morgen der großen Senatsversammlung war angebrochen. Die Hauptstadt lebte in Aufregung. Die ehrwürdigen Häupter der Gemeinde trugen sich mit der Hoffnung, daß eine bessere Zeit kommen und der Senat wiederum in seine alten Rechte eingesetzt werde. Es war unter dieser Regierung das erste Mal, daß man sie feierlich zusammenberufen hatte, und waren diese Zusammenkünfte überaus selten geworden. Ein jeder Senator, in sein kostbares Purpurgewand gekleidet, brachte seine Kinder in den Tempel der Erdengöttin mit, der im Schatten der hohen Bogen des Amphitheaters stand. Auf der Via Sacra und an dem Triumphbogen des Titus sah man kleine Gruppen weißbärtiger Senatoren über die wahrscheinliche Ursache discutiren, weßhalb der Kaiser den alten Senat wieder einsetzen wollte. Einige meinten, dies geschehe aus Furcht, weil ihr Haupt Perennis gestorben sei, und die Warnung, welche ihm die Götter gegeben, ihn besorgt mache, sich mit dem Senat zu versöhnen, indem er ihn wieder in seine frühere Gewalt im Reiche einsetzte. „Ich war zugegen," sagte ein betagter Bürger zu einigen Freunden, die gerade von Tiburtium gekommen waren, „als plötzlich während der

Theatervorstellung ein Fremder eintrat. Er war gekleidet wie ein Philosoph, mit einem Pilgerstabe in der Hand, und über seiner Schulter hing ein Sack. Der Fremde näherte sich dem Throne des Kaisers, gebot mit der Hand Schweigen und sprach: „Jetzt ist nicht die Zeit, Commodus, den Schauspielen und eitlen Ergötzlichkeiten nachzugehen; denn das Schwert des Perennis hängt über deinem Haupte, und wenn du dich nicht in Acht nimmst, so bist du schon jetzt verloren, denn er hat deine Feinde gedungen und das Heer in Illyrien bestochen. Zittere, denn Gefahr droht an deiner Thüre!" Der Kaiser zitterte in der That," fuhr der alte Senator fort, „und um ihn zu besänftigen, riefen wir Alle: „Tod dem Perennis!" Er wurde umgebracht; aber der Kaiser ist seit jenem Tage nie mehr derselbe gewesen. Er ist grausamer, argwöhnischer und unerträglicher geworden, und ich habe gegründeten Verdacht, daß hinter unserer heutigen Zusammenberufung irgend ein geheimer Plan versteckt ist. Ich komme mit meinem treuen Dolche!" Mit diesen Worten zog er einen schwer vergoldeten Dolch unter den Falten seiner Toga hervor und zeigte ihn seinen Gefährten als eines von den Stücken, welche ihm seine Ahnen hinterlassen hatten.

Der Sprecher war derselbe, der kurz darauf unter einem Bogen des Coliseums seinen Dolch zog, und ihn Angesichts des Commodus schwingend, ausrief: „Siehe, was der Senat für dich vorbereitet hat!"

Ein Anderer glaubte, es sei wegen der unaufhaltsamen Seuche, die in Etrurien und dem diesseitigen Gallien ausgebrochen war, sich jetzt weiter gegen die Hauptstadt ausdehnte und auf ihrem Pfade Alles ver-

heerte. Er hatte gehört, daß der Oberpriester des Capitols Opfer für den erzürnten Juppiter angerathen hatte, und glaubte, der Senat würde vielleicht zu diesem Zwecke versammelt.

„Keineswegs,“ unterbrach ihn ein großer, schlanker Senator, der die Uniform eines militärischen Befehlshabers trug und ein sehr einflußreicher Mann zu sein schien, mit spöttischem Lächeln, „keineswegs, er denkt mehr an die Dirnen in seinen Bädern und Bordellen, als an seine leidenden Unterthanen. Er braucht Geld. Ich habe von seinem Rechnungsführer gehört, daß er keinen Obolus besitzt, um dem Charon seinen Fahrlohn über den Styx zu bezahlen. Opfern! Ja es ist einzig, um ihm selbst, als dem Gott Hercules und dem Sohne Juppiters, zu opfern.“ Hier lachten sie Alle, als ob er einen schlechten Witz gemacht hätte; aber ein junger Mann neben ihm, welcher der Unterhaltung schweigsam und gedankenvoll zugehört hatte, bebte vor Schrecken, als Vitellius, der Befehlshaber des Fußvolkes, so sprach. Er verbarg seine Entrüstung, und Alle begaben sich zusammen nach dem Tempel der planetarischen Gottheit.

In einer Irrenanstalt in England trug sich einmal ein seltsamer Vorfall zu. Ein Wahnsinniger erzählte allen seinen Cameraden, die nicht so wahnsinnig, wie er, waren, er sei Gott. Da es ein sehr leidenschaftlicher Charakter war, hielt er sie Alle in Furcht, und erklärten sie sich einverstanden, ihn Gott zu nennen. Eines Tages, als gerade keine hinlängliche Zahl Wärter in dem Zimmer waren, stieg dieser Narr auf einen Stuhl und befahl allen andern Narren, zu kommen und ihn

anzubeten. War es nun aus Furcht oder zum Scherz, sie versammelten sich alsbald um ihn und stellten sich, als ob sie ihn anbeteten. Die Einen küßten den Boden, die Anderen seine Füße, Einer gab sich für den Erzengel Michael aus und überbrachte die Huldigung aller andern Engel; ein Anderer sagte, er sei der König der Erde und widmete ihm die Anerkennung aller Geschöpfe. So ging das seltsame Possenspiel fort, bis andere Wärter hereinkamen und den irregeleiteten Mann von seinen Gefährten absperrten. Das ist fast genau ein Bild von jener entsetzlichen Scene, die Rom im Jahre 192 n. Chr. erleben mußte, nicht unter irrsinnigen, sondern unter den gebildetsten, reichsten und mächtigsten Mitgliedern des großen Reiches. Der Tempel der Erde prangte in Immergrün und Blumen, rings an den Wänden stellten rohe Gemälde die fabelhaften Thaten des Hercules dar; Reisig von kostbarem Holze flackerte in der Mitte des Tempels in mächtiger Lohe empor, die Priester standen in phantastischen Gewändern von Gelb und Gold dabei und der Oberpriester hielt in der rechten Hand einen goldenen Dreifuß: Alles war für das Opfer bereit. Aber wer war der Gott, der sich den Thron des gabenspendenden Planeten angeeignet hatte? Es war der lebendige Hercules, in eine Löwenhaut gehüllt und eine wuchtige Keule in der Hand haltend; es war Commodus!

Die Senatoren traten einer nach dem andern ein. Sie waren alsbald von Furcht und Bestürzung ergriffen. Einige brachen in Gelächter aus, als wenn das ganze Ding ein Scherz wäre; aber sie mußten nachher schwer dafür büßen; Andere wurden blaß vor Entsetzen,

bewaffnete Lictoren waren um den Tempel aufgestellt, und die strengen Blicke des Tyrannen, der die Majestät des wirklichen Hercules wiederzugeben suchte, funkelten in unheimlichem Glanze. Seine verschwindende Gestalt, sein aufgedunsenes, häßliches Gesicht und dazu sein schamloses, schimpfliches Leben bildeten einen traurigen Gegensatz zu dem glänzenden und riesigen Helden, den die Sagen der Mythologie Hercules nannten.

Der stolze Wicht hielt eine Ansprache an die versammelten Väter; er setzte auseinander, daß er sie berufen habe, um ihnen anzukündigen, daß er hinfort als der Sohn Juppiters verehrt sein wolle. Kein Geschichtsschreiber hat uns einen Bericht der Worte hinterlassen, welche er gebrauchte — wer vermöchte auch solche Unsinnigkeit und Verruchtheit der Nachwelt zu überliefern? Aber der Senat, der schwache, gesunkene Senat, ließ sich das gotteslästerliche Spiel gefallen und brachte ihm Weihrauch und Schmeicheleien, wie einem Gotte, dar. Dergleichen Vorgänge wiederholten sich häufig in dem großen Babel des heidnischen Roms; sie zeigen, wie tief die Menschheit in die Finsterniß des Götzendienstes und Unglaubens versunken war. So sonderbar es erscheinen mag, das Christenthum hatte einen langen und blutigen Kampf gegen die höllischen Mächte. Achtzehn Jahrhunderte sind vorübergezogen und es steht noch auf dem Kampfplatze — durch Prüfungen, Bedrängnisse und Leiden aller Art pflanzt es langsam, aber sicher, sein Banner des Kreuzes auf. Sein vollständiger Triumph wird erst nach dem jüngsten Tage im Himmel verzeichnet werden. Aber im zweiten Jahrhundert der Kirche, wo gegenwärtige Schilderungen spielen, war der Haß gegen

das Christenthum so stark, daß trotz der Kraft der Vernunft, welche es unterstützte, trotz der unbestreitbaren Wunder, welche seine Göttlichkeit bestätigten, der herabgekommene, feige Senat es vorzog, den übermüthigen, ausschweifenden Commodus zu verehren, als sich einer Gefahr auszusetzen. Leider war dies bei dem Senate wahr, doch es gab eine Ausnahme. Dies war Julius. Ueber siebenhundert betagte Männer erniedrigten sich zu der albernen Possenreißerei — Julius allein besaß den Muth, seine Verachtung zu äußern und die Kniebeugung zu verweigern.

Als man dem Kaiser meldete, daß Julius nicht nach vorne kommen wollte, um seiner Gottheit Weihrauch zu opfern, befahl Commodus, ihn durch die Lictoren herbeizuführen. Aller Augen wandten sich nach dem Senator, als er zwischen den Lictoren zur Tribüne des Tempels schritt, wo des Kaisers Thron stand. Die ganze Unterhaltung verstummte, und Diejenigen, welche insgeheim ihren bethörten Herrscher verlachten und verachteten, erwarteten mit ernstem Schweigen das Schicksal des Julius. „Wie bist du so wahnsinnig geworden," fragte Commodus, „daß du dem Juppiter und seinem Sohne Hercules nicht opfern willst?" (Hier citiren wir nach den Acten in der Ausgabe der Bollandisten.) Julius schien für einen Augenblick zu entrüstet, um ihm zu antworten; mit kühner Verachtung auf den stolzen Tyrannen blickend, sagte er: „Du wirst vergehen, wie sie, denn du lügst gerade so, wie sie!" Das war genug. Der Tyrann rief Vitellius, den Befehlshaber des Fußvolkes, herbei und hieß ihn, den unverschämten Senator aus seinem Angesichte zu schaffen, zornig aus-

rufend: „Confiscire seine Güter bis auf den letzten Sesterz und geißle ihn so lange, bis er unserer Gottheit opfert.“

Die Gerichte Gottes sind verschieden von denen der Menschen. Wenn unser gnädiger und liebreicher Vater der Leidenschaft des Zornes fähig wäre, und jede Beleidigung Seiner göttlichen Majestät auf der Stelle strafte, so wäre das Menschengeschlecht schon längst ausgestorben. Commodus hätte nicht leicht einen grausameren und nichtswürdigeren Schergen zur Ausführung seiner Befehle verwenden können, als Vitellius. Er hatte alsbald Julius in Ketten weggeschleppt und in's Gefängniß geworfen, höchst wahrscheinlich in das mamertinische, um dort der weiteren Befehle zu warten.

Nach einigen Tagen der Haft, der Nahrung und jeder äußeren Bequemlichkeit beraubt, wurde er wieder vor Vitellius in denselben Tempel gebracht. Julius mußte nackt und mit Ketten bedeckt erscheinen. Als er an den Sitz des Richters kam, unter die Bildsäule, die Commodus sich errichtet hatte, fragte Vitellius den Blutzeugen Christi: „Beharrst du noch in deiner Thorheit? Willst du jetzt nicht den Befehlen des Kaisers gehorchen, und den Göttern Juppiter und seinem Sohne Hercules opfern?“

„Niemals,“ antwortete Julius, „du und dein Fürst, ihr werdet in gleicher Weise vergehen.“

„Und wer wird dich retten und uns vernichten?“ fragte Vitellius höhnisch.

„Jesus Christus,“ erwiderte Julius, den Finger feierlich gegen Himmel erhebend. Dann fügte er nach

kurzer Pause bei: „Er, der dich und deinen wahnsinnigen Herrn zum ewigen Verderben verurtheilt.“

Vitellius befahl, ihn hinaus nach der Petra Scelerata zu schaffen nnd zu geißeln; aber der Leib des hl. Martyrers war durch die Entbehrungen ganz erschöpft, und während die rohen Henker mit schweren Geißeln auf ihn schlugen, hauchte er den Athem aus. Der unmenschliche Richter wollte noch an seinen leblosen Ueberresten die Wuth und Rache stillen, welche der vorzeitige Tod seines Opfers nicht gesättigt hatte; er befahl, den Leichnam des Julius vor die Bildsäule des Sonnengottes, fast unter den Bogen des Coliseums zu werfen, damit ihn die Hunde zerrissen und die Besucher des Amphitheaters seine Schande sähen. Was konnte das arme Volk erwarten, wenn ein solch' entsetzliches Urtheil selbst an einem Senator vollstreckt wurde? Wächter mußten die Leiche bewachen, damit Niemand sie wegtrüge, und an den Mauern des Coliseums ward angeschlagen, daß er hingerichtet worden sei, weil er dem großen Gotte, der gerade unter ihnen wohnte, nicht geopfert hatte. Die Engel wachten über jene kostbaren Reliquien; keine Beleidigung wurde ihnen zugefügt; das Volk zitterte und ging vorüber. Tausende bedauerten das Schicksal des muthigen Mannes, der es auf sich genommen, den thörichten Zumuthungen des gottlosen, grausamen Kaisers zu widerstehen; größere Verachtung und größeren Haß gegen den Gott-Tyrannen, der so mit dem Blute ermordeter Menschen prunkte, hatte die Grausamkeit des Vitellius zur Folge. Als in der folgenden Nacht die Wächter schliefen, trugen Eusebius und seine Gefährten die Leiche des hl. Martyrers heim-

lich von den Bogen des Coliseums fort und begruben sie in den Katakomben oder dem Cömeterium des Calepodius an der Via Aurelia. Der größere Theil seines Körpers ruht gegenwärtig in der Kirche des hl. Ignatius zu Rom.

IV.

Im weiteren Verlaufe der römischen Geschichte treffen wir noch den außerordentlichen Fall, daß ein kleiner Knabe, der Sohn eines Senators, den wilden Thieren im Coliseum vorgeworfen wurde. Weder Alter, noch Stand oder Geschlecht konnten gegen die Grausamkeit und Tyrannei schützen. Heutzutage ist es in den Hippodromen von London und Paris ein Lieblingsvergnügen, durch kleine Knaben ungewöhnliche Kunststücke ausführen zu lassen, indem sie so gewandt und beweglich auf- und abspringen, als wären ihre Körper von Gummi-Elasticum und schienen der Gesetze der Schwere zu spotten und in der Luft zu fliegen. Beifallssalven begrüßen den jungen Gymnastiker, wann er sich mit einer anmuthigen Verbeugung zurückzieht. Auch das Coliseum hatte seine jungen Darsteller. Allerdings nicht, daß sie erzogen wurden, das römische Volk durch überraschende Tanzleistungen auf einem ausgespannten Seile oder durch Purzelbäume in der Luft zu unterhalten, sondern sie wurden in die Arena geworfen, um von den wilden Thieren verschlungen zu werden, und dienten so zur Belustigung des gefühllosen Pöbels. Ihr Muth, ihr Geschick und Erfolg gehörten in eine höhere Ordnung, als physische Geschicklichkeit, ihre Belohnung war nicht

der elende Lohn eines Soldgebers, noch der Beifall bewundernder Zuhörer, sondern der Himmel, das ewige Leben und Gott. Wählen wir solch' eine rührende Scene aus der Geschichte des Coliseums aus.

Ein sonderbares Ereigniß hatte die beiden Brüder Carinus und Numerianus an die Spitze des Staates berufen. Im Jahre 283 unternahm ihr Vater Carus einen Feldzug gegen die Perser. Er war ein roher, rauher Krieger und glücklich in den Waffen. Der Bürgerkrieg hatte den ruhelosen Osten geschwächt, und Carus drang leicht in's Herz des feindlichen Landes. Nachdem er Seleucia erobert und von Ktesiphon Besitz ergriffen hatte, lagerte er am Flusse Tigris. Es hört sich seltsam an, daß der Befehl eines Orakels bestand, die römischen Waffen dürften nur bis dahin in das persische Gebiet eindringen. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, den Ursprung dieses Aberglaubens zu untersuchen; aber Thatsache war es, daß am ersten Tage, wo sie das Lager aufgeschlagen, fast Alle bei einem furchtbaren Sturme umkamen. Nacht verdunkelte plötzlich den Himmel und der Blitz schlug mitten in das Lager, tödtete Viele und setzte Alles in Brand. Unter den Opfern dieses fürchterlichen Sturmes befand sich auch der Kaiser Carus. In der Verwirrung, welche die Finsterniß und das Grollen des Donners verursachte, sah man sein Zelt in eine mächtige Flamme aufgehen, und die Soldaten rannten hin und her und riefen: „Der Kaiser ist todt.“ Seine beiden Söhne Carinus und Numerianus wurden jetzt als Kaiser ausgerufen. Der eine erhielt die Verwaltung des Westens, der andere die des Ostens.

Carinus führte eine kurze, aber grausame und blutige Regierung. Er war aber doch nicht so schlimm, wie sein Ruf; denn die Geschichte brandmarkt ihn wegen seiner Rohheit und Unwissenheit. Nicht als ob er ein einheitliches System der Verfolgung adoptirt hätte, er gebrauchte vielmehr das Schwert gegen die Christen unter dem Einflusse einer augenblicklichen Laune und Neigung. Er hatte Freunde unter ihnen und ertrug vielleicht eher die Grausamkeiten seiner tyrannischen Beamten, als daß er selbst sie belästigte; er war noch ein Engel des Lichtes im Vergleiche zu dem Dämon, der ihm in dem verheerenden Kriege gegen den Gekreuzigten nachfolgte. Nach dem Tode des Carinus übernahm Diocletian, der schlimmste und ungeschlachteste Verfolger der Kirche, die Zügel der Regierung. Unter Numerianus und Carinus wurden unzählige Martyrer in den Himmel befördert. Zu ihnen zählt auch der muthige Knabe Marinus, ein Heiliger des Coliseums.

Marinus war ein Kind von etwa zehn Jahren. Da entdeckte man, daß er ein Christ war, ergriff ihn und führte ihn vor den Präfecten Marcianus, der ihn geißeln und in's Gefängniß werfen ließ.

In kurzen, flüchtigen Sätzen, wie die vorstehenden, geben die Acten uns die vorläufige Kenntniß unseres jungen Martyrers. Aber sie sprechen so viel wie Bände. Welche Erziehung muß jenes Kind genossen haben! Wie fleckenlos muß die Unschuld seiner unverdorbenen Seele gewesen sein! In reißendem Fluge führt uns die Phantasie durch lange Jahrhunderte, und wir stellen uns vor, als ständen wir auf dem marmornen Forum der mächtigen Stadt. Es nähert sich ein Menschenschwarm,

rohe, gefühllose Soldaten schleppen einen schönen Knaben in den Hof des Präfecten. Schwere Ketten drücken seine kleinen Hände, und das breite goldene Band um seine purpurverbrämte Tunica besagt uns, daß er der Sohn eines Senators ist. Welches Verbrechen hat er begangen? Kann so ein schönes Kind ein Räuber und Mörder sein. Durch die stetig anwachsende Menge dringt ein Gemurmel — er sei ein Christ. Tritt in die Halle, wo der Präfect zu Gericht sitzt (wahrscheinlich im Tempel der Erde); dort hörst du keinen müßigen Einspruch von Seiten des jugendlichen Gefangenen; keine Spur von kindischer Furcht, kein Flehen und Seufzen, sondern muthig und unerschrocken steht der kleine Junge aufrecht vor dem Tyrannen. Woher jene Beredtsamkeit, jene gründliche Tiefe des Wissens und Denkens — der englische Klang seiner Stimme? Siehe da die übernatürliche Hülfe, die denen verheißen ist, welche vor Fürsten und Tyrannen geschleppt werden — siehe „die Weisheit, vollendet im Munde der Unschuldigen."

Der Richter wird durch den Knaben in Verwirrung und zum Schweigen gebracht. Seine ohnmächtige Wuth wächst und er befiehlt, Marinus zu geißeln. Die rohen, entmenschten Lictoren reißen ihm die Kleider vom Leibe, und bald sind seine weißen, glatten Schultern von den Peitschenhieben roth und blau angelaufen. Man hört keinen Ton des Jammers, kaum daß er eine Bewegung machte, wenn nicht sein zarter Körper unter der Wucht der schmerzlichen Schläge erschüttert würde. „Willst du opfern?" tönt es von Zeit zu Zeit durch die Halle; die Antwort besteht in dem leisen, sanften Flüstern des geheiligten Namens Jesu. Durch seinen Mißerfolg ge-

reizt, befahl der Tyrann, ihn in's Gefängniß zu werfen und einige höllische Foltermaschinen herzurichten, um die Standhaftigkeit des himmlischen Kindes zu erschüttern.

Armer Marinus! In Schmerz und Leiden verbrachte er die Nacht in dem finsteren Gefängnisse; er hatte Niemanden, der seine Wunden verbunden, nicht einmal einen Tropfen Wasser, der seine Fieberhitze gekühlt hätte. Er war an ein schönes Zimmer und ein weiches Federbett gewöhnt; jetzt legt er seine wunden Glieder auf die kalten, feuchten Steine. Denkt er an die Mutter und die Spielgenossen? Spiegelt die Phantasie des Kindes ihm Schreckgespenster vor? Lassen ihn Schmerz und Furcht an Gott zweifeln? Nein. Engel umschweben ihn; sein Herz ist ruhig und heiter, seine innere Freude läßt die Empfindlichkeit des Fleisches nicht aufkommen, sie macht ihn den Schmerz vergessen. Die Morgensonne dämmert, in ihrem Mittagslaufe wird sie eine größere Niederlage für die Mächte der Finsterniß, einen größeren Triumph für den Sohn des Senators bescheinen.

Wiederum sitzt der Richter auf seinem Stuhle, und wird Marinus vor ihn gebracht. Folter, Feuer und Marterinstrumente werden hergerichtet. Unser kleiner Martyrer sieht das all', er weiß, daß es für ihn hergerichtet ist, doch er fühlt nicht Angst, noch Bangen. So jung an Jahren, so alt ist er in den erhabenen Lehren des Evangeliums; er ist bereit, für Christus zu sterben. Da der gottlose Richter ihn noch immer unerschütterlich in seinem Entschlusse findet, so befiehlt er, ihn auf die Folter zu spannen. Aber siehe, der Allmächtige will es

nicht zulassen, daß sein keuscher, unschuldiger Diener durch die Rohheit der Heiden verstümmelt oder zerrissen werde. Eben haben die Henker seinen kleinen Leib auf die Folter gespannt und winden die Räder, um die Stricke zusammen zu schnüren; da trifft ein Blitz vom Himmel die Maschine, daß sie in tausend Stücke zerbricht und die Lictoren und Umstehenden zu Boden fallen. Marinus aber steht ohne Fesseln und ohne Verletzung inmitten der Trümmer und zeigt mit dem einen Finger auf das zerschlagene Folterwerkzeug, mit dem andern nach Ihm, der der Schild und die Stärke der Unterdrückten ist.

Anstatt daß das Wunder den gottlosen Marcianus erschreckte und bekehrte, machte es ihn nur versessener darauf, dem Knaben das Leben zu rauben; aber seine Grausamkeit wird wiederum zu Schanden werden. Er hatte Marinus in einen weiten Kessel geworfen, unter dem ein gewaltiges Feuer brannte. Doch Marinus dünkte es, er läge auf einem Bette von Rosen, und die starke Hitze, welche das Eisen rothglühend machte, war für ihn ein Zephyr duftenden Thaues. Da der Tyrann einsah, daß Alles nichts fruchtete, ließ er ihn in einen Ofen schleudern, und befahl, ihn bis zum nächsten Tage unter Glühhitze darin zu halten. Indeß der Allmächtige beschützte und tröstete den kleinen Marinus, und als man in der Erwartung, ihn zu Asche verbrannt zu sehen, am nächsten Morgen den Ofen öffnete, da fand man ihn, die kleinen Hände gefaltet, betend und Loblieder zu Gott singend. Auf die Nachricht hievon stampfte der gottlose Marcianus zornerfüllt den Boden und gab den Befehl, ihn vor die wilden Thiere im Coliseum zu

werfen, damit die hungrigen Löwen ihn von dem lästigen Kinde befreiten. Doch von Neuem soll sich die Macht Gottes an dem schwachen, unschuldigen Opferlamme offenbaren und der Herr des Himmels über die Nachstellungen Seiner Feinde lachen.

Das Coliseum hatte wiederum neue Wunder aufzuweisen. Zuerst ließ man einen Löwen los. Er rannte geraden Wegs auf das zitternde Kind los, legte sich vor ihm nieder und schien ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen; dann richtete er sich auf, legte seine schweren Tatzen auf die Schultern des kleinen Jungen und leckte sein Gesicht. Jetzt kam ein Leopard heraus; dieser legte sich zu seinen Füßen und begann sie zu lecken; dann ließ man ein Leopardenweibchen und einen Tiger heraus; aber alle Thiere wetteiferten miteinander, ihre Ehrfurcht zu äußern. Im Volke entstand Unruhe und die Wächter versuchten die Thiere zu reizen, aber sie waren froh, daß sie selbst nur mit heiler Haut davon kamen; denn die Thiere drohten sich auf sie zu stürzen. Einmal liefen der Löwe und der Tiger nach jenem Theile des Coliseums hinüber, wo der elende Marcianus saß; mit zornigem Brüllen fletschten sie die Zähne gegen ihn und rannten wieder in die Mitte zurück, um das Christenkind zu liebkosen. Marinus redete mit ihnen und streichelte sie, wie er die Lieblingsthiere in seines Vaters Hause zu behandeln pflegte. Im Coliseum tönten abwechselnd die Rufe: Libertas! Maleficium! Mors! Ut quid plus! (Freiheit! Zauberei! Tod! Etwas Neues!) u. s. w. und ähnliche Ausdrücke, wie sie unter dem Publikum des Amphitheaters gang und gäbe waren. Der Präfect wußte vor Scham und Verwirrung kaum,

was er thun sollte. Als die Unruhe der Zuschauer wuchs, befahl er den Lictoren, den Martyrer wegzuschaffen, aber sie weigerten sich, so lange die Thiere frei waren, die Arena zu betreten; sogar die Wärter fürchteten, in Stücke gerissen zu werden, wenn sie an das wunderbare Kind Hand anlegten. Endlich gab man Marinus Zeichen herauszukommen und das edle Kind führte die Thiere in ihre Behälter; kaum hatten sich aber die schweren Thüren hinter ihnen geschlossen, als die Lictoren gleich auf den hülflosen Knaben losstürzten und schwere Ketten an seine Händchen legten und ihn wie einen schmählichen Verbrecher fortschleppten.

Aber wir sind noch nicht zu Ende mit den Wundern, den Triumphen und Unmenschlichkeiten. Neue Wunder müssen den Namen dieses kindlichen Wunderthäters noch mehr verherrlichen. Ganz Rom muß ihn wiederum schauen, als Zeugen für die Göttlichkeit der christlichen Religion. Nachdem er so wunderbar in dem Coliseum verschont geblieben, nahm man allgemein lebhaften Antheil an seinem weiteren Schicksale. Marcianus befürchtete, die Sympathie des Volkes möchte ihren Unwillen gegen ihn selbst wenden, und beeilte sich darum, sie zu überzeugen, wie berechtigt sein grausames Verfahren gegen Marinus sei. Er gebot, ihn auf der Stelle an die Serapissäule zu führen, um dort ein Opfer darzubringen. Tausende waren schon aus dem Coliseum geströmt und bemühten sich, den kleinen Helden in der Nähe zu sehen und sich mit den endlosen Schaaren zu vereinigen, welche sich nach der Bildsäule des heidnischen Gottes drängten, die in der Nachbarschaft des Amphitheaters stand. Eine ungeheuere Menge hatte schon

jeden freien Fleck um das Bild des Götzen in Beschlag genommen; Alles hing in gespannter Erwartung, wie es mit dem Sohne des Senators ausgehen werde. Sein schönes, liebliches Gesicht, seine Jugend, Bescheidenheit und hohe Abkunft hatten die allgemeine Bewunderung wachgerufen. In dem Gedränge befanden sich auch einige Christen, sie weinten fast laut vor Freude über die Standhaftigkeit und den Triumph des kleinen Martyrers. An der Bildsäule des Serapis angelangt, führte man Marinus inmitten des Kreises, welchen die Truppen gegen das Volk abgesperrt hatten. Eine große Pfanne Holzkohlen brannte am Fuße der Bildsäule, und der Hohepriester vom Capitol stand dabei, die eine Hand am Dreifuß, in der andern eine Büchse Weihrauch haltend. Ein Herold gebot Schweigen und Marcianus forderte mit herrischer, lauter Stimme den Knaben auf, zu opfern.

Siehe, Marinus kniet da. Hatte er sich dazu verstanden, den unvernünftigen Götzen anzubeten? Scheut er vor ferneren Martern zurück, oder hat die Gnade Gottes ihn verlassen? Athemlose Stille herrscht ringsum; der tyrannische Präfect glaubt endlich den stolzen Geist des Christenknaben gebändigt zu haben. Eitle Einbildung! Marinus betete zu dem wahren Gott, sein Gebet drang alsbald empor durch die Wolken des Himmels. Die Antwort darauf war der Blitzstrahl, der den Götzen Serapis zusammenschlug; das Volk sah seinen Gott zertrümmert zu den Füßen eines Kindes liegen. Viele rannten erschreckt weg, Andere wußten sich vor Staunen nicht zu fassen, während wieder Andere riefen: „Groß ist der Gott der Christen!“ An jenem Tage wurden

Viele vom Lichte des Glaubens erleuchtet, denn Gott bedient sich der schwachen Werkzeuge dieser Welt, um die Starken niederzuschlagen.

Marcianus hatte den Martyrer wieder in das Gefängniß zurückbringen lassen. Nun erhörte der Allmächtige das Gebet des Kindes, daß Er es aus den Händen seiner Feinde befreien möge, und bereitete ihm eine unvergängliche Krone. Der Präfect hatte seinen Plan nicht aufgegeben, dem kleinen Heiligen das Leben zu nehmen und befahl, ihn zu enthaupten; diesmal hatte er Erfolg und am 26. December 284 n. Chr. schwebte die reine Seele des muthigen Marinus zum Reiche der ewigen Wonne auf. Der elende Präfect ließ seinen Leichnam unter die Sclaven, Verbrecher und Gladiatoren werfen, die in dem Coliseum erschlagen worden. Aber die Christen waren auf der Hut und trugen ihn bei Nacht weg. Da sie Wächter dabei fanden, so beteten sie, und Gott, der mit besonderer Fürsorge über die Reliquien Seiner Heiligen wacht, kam ihnen zu Hülfe. Er sandte ein fürchterliches Unwetter mit Donner und Blitz und flößte den heidnischen Wächtern solchen Schrecken ein, daß sie von dem Coliseum flohen und die Christen in aller Ruhe die kostbaren Ueberreste des jungen Martyrers nach den Katakomben schaffen konnten.

Diese Reliquien haben nach dem Verlaufe von sechszehn Jahrhunderten ihren Weg zu derselben Stelle zurückgefunden, von wo sie die Christen weggeholt hatten. Auf den Ruinen des stolzen Venustempels, den der prachtliebende Hadrian entworfen und erbaut hatte, erhob sich im Mittelalter ein prächtiges Kirchlein zu Ehren

der allerseligsten Jungfrau. Es ist besser bekannt als die Kirche der hl. Francisca Romana. Diese Kirche steht nur einige Ellen von dem Coliseum entfernt, also ganz nahe an der Seite des Spoliariums, wo die Leichen der im Coliseum Erschlagenen vor dem Begräbniß aufbewahrt wurden. In dieser kleinen Kirche werden gegenwärtig die Reliquien des christlichen Martyrerkindes Marinus aufbewahrt [1]).

Zwölftes Kapitel.

Die heilige Martina.

Nichts ist wohl so zart, so schutzbedürftig und schön, als das junge Mädchen, dessen Tugend niemals von dem verderbten Einflusse der Welt befleckt worden ist. Die unvergleichliche Seele der Jungfrau ist der reinste Ort auf Erden und Gott am wohlgefälligsten. Er hat häufig in der Weltgeschichte die schwache, demüthige Gestalt einer Jungfrau zu den bedeutendsten Offenbarungen Seiner Macht oder Gottheit erwählt. Er hat von Zeit zu Zeit Wesen gesandt, die Engel in Menschengestalt zu sein schienen, um uns durch die Lieblichkeit der Tugend anzuziehen und uns das große Geheimniß der Liebe zu zeigen, in welcher Er sich mit der menschlichen Seele vereinigt. Gott ist immer wunderbar in Seinen Hei-

1) Ueber das Martyrthum des Marinus vergl. röm. Martyrol. 26. Dec., Ferrari, Cat. Sanct., unterm gleichen Tage; Mombrit. tom. II.; Petr. de Nat. lib. I. 6. etc.

ligen gewesen — Er lieh ihnen Seine Kraft, wenn sie darum baten, und jene merkwürdigen Unterbrechungen der Naturgesetze, welche wir Wunder nennen, waren für sie gewöhnliche Handlungen. Aber es war nichts so tröstlich, als die Kraft, der Trost und Schutz, den Er den wehrlosen Töchtern der Kirche in den schweren Zeiten der Verfolgung zu Theil werden ließ. Wenn man sie wegen ihres Glaubens und ihrer Tugend vor Tyrannen schleppte, nahm Er selbst sie auf alle erdenkliche Art in Seine Hand und verlieh ihnen nicht allein den Sieg über die rohe Wuth der Heiden, sondern machte sie auch zu Aposteln und Zeugen der Göttlichkeit des Christenthums, des Beispiels, der Herrlichkeit und Krone Seiner Kirche. Ihre jungfräuliche Reinheit war Ihm theuerer, als die Sterne des Himmels, und unwandelbar traf Er mit dem rächenden Blitze den Frevler, der es wagte, einen unreinen Blick auf jene Engel in Menschengestalt zu werfen. Wenn Er es zuließ, daß sie unter dem Beile des Lictors fielen, so war dies bloß deßhalb, daß ihr Tod der Triumph ihrer Reinheit und ihres Glaubens und der Anfang ihres unaussprechlichen Lohnes im Paradiese Gottes sei. Weder Verfolgungen, noch Leiden und Martern der schauerlichsten Art noch die stärksten Lockungen der verführerischen und doch so falschen Freuden des Lebens, konnten jemals die Christin der ersten Jahrhunderte dazu verleiten, daß sie ihr Recht auf die erhabensten Titel, die der Himmel der Erde gegeben hat, auf die Titel Christin und Jungfrau, aufgegeben hätte. Der Triumph der jungen Martyrin war der vollkommenste und unbedingteste, den die Geschichte kennt; allein konnte es anders sein? Es war

der Triumph Dessen, der im hohen Himmel wohnt, der über die Bosheit Seiner Feinde lacht und gegen welchen Nationen vergeblich wüthen.

Aber während wir bewundernd zurückblicken auf die ergreifenden, erhabenen Lehren des Heldenmuths und der Tugend, welche die christlichen Helden der ersten Jahrhunderte uns geben, beschleicht uns zugleich ein geheimes Gefühl des Bedauerns, daß jene herrlichen Tage vergangen sind. Die Verführungen, Lockungen und Unsittlichkeiten unserer Zeit des Friedens und der Ruhe haben zerstörender gewirkt, als Feuer, Schwert oder die wilden Thiere der Heiden. Heutigen Tages ist selten eine wahre Jungfrau zu finden — eine solche, die lieber den Tod erleiden würde, als daß der leiseste Hauch der Verderbniß den glänzenden Edelstein ihrer Keuschheit beflecken dürfte. Ach, was die Folter, die Geißel oder brutale Gewalt in den Tagen der Vergangenheit nicht zu berühren vermochten, geht jetzt durch einen Blick, einen Händedruck oder unbedachte Vertraulichkeit zu Grunde; der verderbte Einfluß der weltlichen und sehr oft sogar irreligiösen Erziehung, wie ihn herzlose und gleichgültige Eltern in unserer Zeit zulassen, hat die Stützen der Reinigkeit weggefegt, und unsere Kinder haben ihren Schatz verloren, ehe sie ihn noch zu schätzen gelernt haben. Doch wehe dem Elenden, der sich selbst als Werkzeug des Satans hergibt, um die Unschuld zu vernichten! Er wird in die furchtbaren Qualen der Hölle sinken, tiefer als der gottlose Ulpian, der den Untergang der glorreichen Jungfrau Martina plante und ihr Blut vergoß. Indeß beginnen wir ihre interessante Geschichte.

Wenngleich Martina unter Alexander Severus litt, so war doch er an ihrem Blute nicht schuldig. Severus war erst ein Knabe von dreizehn Jahren, als er den Thron bestieg; seine Mutter wurde sowohl von heidnischen als christlichen Geschichtschreibern als die Ehre und der Ruhm des Reiches gefeiert. Julia Mammäa zählt zu den wenigen hervorragenden Frauen, die in der Geschichte jener Zeiten auftreten; sie erfreute sich der Freundschaft des Origines; die Weisheit und Gelehrsamkeit jenes großen Lehrers, unterstützt von ihrer natürlichen Tugend und Begabung, machten die Regierung des Alexander Severus über ein Jahrhundert hinaus zu der volksthümlichsten und glücklichsten für Rom. Es ist aller Grund vorhanden, zu glauben, daß sie das Christenthum angenommen hatte, ehe sie zugleich mit ihrem Sohne von dem berüchtigten Maximus ermordet wurde. Die Tugenden des jungen Kaisers bildeten einen erfreulichen Gegensatz zu den Lastern seiner Vorgänger. Er war persönlich den Christen zugethan und hatte unter den Penaten oder Göttern seines eigenen Palastes ein Bild Jesu Christi. Man erzählt von ihm, daß er sich mit dem Gedanken trug, ihm einen Tempel zu errichten und ihn vom Senate als einen Gott Rom's anerkennen zu lassen. Aber ein Höfling brachte ihn von diesem Gedanken ab. Was Sejan unter der Regierung des Tiberius war, das war dieser unwürdige Günstling für den Kaiser Severus; er trug zudem den Namen eines Tyrannen, dessen Grausamkeit und Gottlosigkeit er nachzueifern schien: dies war Domitianus Ulpianus. Die milde Richtung der Mutter und des Sohnes und die Furcht, die kaiserliche Gunst

zu verlieren, schlugen seinen Haß gegen die harmlosen Christen in Schranken; jedoch versuchte er sie anzuschwärzen und herabzusetzen, wo es nur anging, und stellte sogar in einem Buch alle Gesetze und Urtheile zusammen, welche frühere Kaiser gegen sie erlassen hatten; hievon sandte er an die einzelnen Statthalter in den Provinzen eine Abschrift, und wies sie an, diese Reichsgesetze durchzuführen, mit dem Versprechen, jede Verantwortung auf sich zu nehmen. Da er am höchsten in Achtung und Kenntnissen stand, wurde er während der Abwesenheit der Julia Mammäa und ihres Sohnes zum Präfecten ernannt, und benutzte seine kurze Herrschergewalt dazu, um seiner Wuth gegen die Christen freien Lauf zu lassen. Jungfrauen aus den edelsten und reichsten Geschlechtern des Reiches waren die ersten Opfer seiner Wuth. Die junge, schöne und tugendhafte Martina gehörte zu diesen Opfern.

Martina war das einzige Kind eines römischen Consuls. Sie verlor ihre Eltern in der Kindheit und erbte ein unermeßliches Vermögen. Ihre christlichen Eltern hatten ihrem jugendlichen Gemüthe die Gefühle der Tugend und Frömmigkeit eingeflößt, so daß sie schon in früher Kindheit die erhabenen Lehren der christlichen Schule gelernt hatte. Da sie die Gefahren des Reichthums kannte und sich völlig Gott zu widmen wünschte, so war es eine ihrer ersten Handlungen, ihr Vermögen unter die Armen zu vertheilen. Julian kannte ihren Reichthum und Rang sehr wohl; als indeß der Ruf ihrer außerordentlichen Mildthätigkeit an sein Ohr drang, faßte er gleich den Verdacht, sie sei eine Christin. Die erhabene Selbstverleugnung und Liebe, welche das

Gesetz Christi lehrte, galt bei den Heiden als Thorheit, und wie unser Heiland es wollte, so waren Seine Schüler durch ihre Liebe bekannt. Ulpian hatte schon längst ein schlimmes Auge auf die verwaiste Jungfrau geworfen; da sie aber alle seine Absichten auf ihren Reichthum und ihre Tugend durchkreuzte und mit Entrüstung zurückwies, so verwandelte sich seine strafbare Leidenschaft in Erbitterung und Grausamkeit, und er befahl, sie in den Tempel zu bringen, um den Göttern zu opfern, im Weigerungsfalle sollte sie vollständig in seine Hand gegeben sein. Zwei Lictoren wurden vom kaiserlichen Palaste abgeschickt, um die christliche Jungfrau zu ergreifen und vor den Präfecten zu bringen. Sie weigerte sich, den Götzen Rom's zu opfern. Nun beschloß Ulpian in dem thörichten Stolze seines Herzens, das junge Mädchen von seinem Entschlusse abzubringen, und befahl den Lictoren, sie so lange zu geißeln, bis sie einwilligte, den Göttern zu opfern. Ihr weiches, zartes Fleisch zerfetzten mit Blei ausgefüllte Geißeln. Doch Gott gefiel es, Seine Braut durch Tröstungen zu stärken, die sie gegen die qualvollen Martern ihres Körpers unempfindlich machten. Da sie nicht nachgeben wollte, befahl Ulpian, sie an dem Joche aufzuhängen und ihr Fleisch mit eisernen Haken und andern Marterwerkzeugen zu zerreißen. Vergebens suchten die gefühllosen Schergen stundenlange den Sinn der zarten Jungfrau zu beugen. Endlich gaben sie ihr fruchtloses Beginnen auf, und ließen den zarten Leib ihres Opfers zerfleischt, blutend und erschöpft zurück. Für Martina aber war jetzt eine Stunde des Triumphes, und für ihre Henker die der Vergeltung gekommen. Nicht als ob ihre Ge=

bete den Blitz des Himmels herabgerufen hätten, um die unmenschlichen Peiniger, die sie geißelten, zu erschlagen, nein, inmitten ihrer Leiden betete sie nur das Gebet der christlichen Liebe für die Bekehrung ihrer Verfolger. Man führte sie nochmals auf Befehl Ulpian's in den Diana- und Apollotempel, um zu opfern, als, o Wunder! ein Feuer vom Himmel fällt und den Tempel zu Asche verbrennt und die Bildsäulen dieser falschen Götter auf den geheimen Wunsch Martina's zerschmelzen. Dieselbe Macht, welche die Götzenbilder zerstörte, sendete auch einen Lichtstrahl in die Herzen ihrer Henker; sie erkannten alsbald den großen und wahren Gott an und erklärten sich als Christen; sie erlitten in Gegenwart Martina's, die noch für größere Triumphe erhalten blieb, einen glorreichen Martertod.

Der tyrannische Präfect, den das Laster verhärtete und die Leidenschaft verblendete, sann indessen nur darauf, wie er der christlichen Jungfrau neue Martern zufügen könnte; er befahl deßhalb, über ihr zartes, von den Geißeln zerrissenes Fleisch siedendes Oel und Pech zu schütten; aber mit demselben Erfolge hätte er die sieben Hügel Rom's wegrücken, als den Glauben Martina's zerstören können. Was der Tyrann als frische Strafe beabsichtigte, das wurde nur zur Quelle ihres größeren Ruhmes und Triumphes. Sie sahen sie von einem Glorienscheine umglänzt, aus ihren Wunden drang lieblicher Wohlgeruch und in der Ekstase himmlischer Freude hob sie sich zuweilen vom Boden in die Höhe. Als man dies Alles Ulpian mittheilte, gerieth er in Verwirrung und Zorn und beschloß, sie im Amphitheater vor den Augen der ganzen römischen Bevölkerung

von den wilden Thieren zerreißen zu lassen. Dies war, wie er sich einbildete, die entehrendste Todesart, welche er für sie wählen konnte, weil die Jungfrau von einem der edelsten Geschlechter des Reiches entsprossen war und nur Sclaven und die verworfensten Verbrecher dieser schmachvollen Strafe unterworfen wurden; aber Gott wollte in Seiner niedrigen Magd Seine Kraft kundgeben.

Martina verbrachte die Nacht in einem finsteren Gefängnisse. Sie empfand in ihrer Seele die Tröstungen der göttlichen Liebe, und Engel wurden gesandt, ihr Gesellschaft zu leisten. Es war den 10. Februar des Jahres 228, als die edle Jungfrau aus dem Kerker in das Amphitheater geschleppt wurde. Alle Bänke sind dicht besetzt, der letzte laute Beifallssturm ist zwischen den Palästen und sieben Hügeln erstorben, der Kampf zwischen den Gladiatoren vorüber; der Veranstalter der Spiele meldet jetzt bei athemloser Stille, daß als die nächste Belustigung ein Christenmädchen den wilden Thieren vorgeworfen würde, weil es sich geweigert habe, den Göttern des Reiches zu opfern. Dröhnender Beifall erschüttert die Mauern des mächtigen Gebäudes. Unter den Zuschauern befinden sich auch einige arme Christen in Verkleidung; sie hatten gehört, daß ihre geliebte Wohlthäterin in die Hände des Tyrannen gefallen und zum Tod durch die wilden Thiere verurtheilt worden sei. In leisem Gebete neigen sie das Haupt, daß Gott Seine Dienerin stärke, und wischen die warmen Thränen ab, welche verstohlen von der Wange rinnen. Der Befehl wird ertheilt und Martina von den Soldaten in die Arena geführt. Sie ist ein junges

Mädchen, höchstens dreizehn bis vierzehn Jahre alt; sie hält die Arme über der Brust gekreuzt, und die Schamröthe der Bescheidenheit färbt ihr Antlitz, als sie ringsum die rohe Menge sie angaffen sieht. Der weiße Sand der Arena gibt kaum ihrem Tritte nach; sie schreitet über eine Lache frischen Blutes — den Lebensstrom des letztgefallenen Gladiators; ein Schauder durchdringt ihren Körper; aber ein kurzes Gebet um Stärke hat ihr pochendes Herz beruhigt. Ihr Haar ist lang und schön, aber nicht in Locken gelegt; sie ist heiter und geht voll Muth und Selbstvertrauen dahin. (Aber die Leute wissen nichts von dem, was sie schon gelitten hat.) Durch die versammelten Tausende fliegt das Wort, daß sie die Tochter eines Consuls sei, und das Interesse und Entzücken des rohen Pöbels wächst, je genauer er ihren Adel und ihre Schönheit erkennt.

Ein gefangener Löwe springt in die Arena. Ueberrascht schaut er um sich, zu nahe ist das menschliche Element bei ihm; mit dem Donner seines mächtigen Gebrülles, mit dem er oft die Insassen der heimatlichen Wälder aufgescheucht, jammert er über seine Gefangenschaft, denn er sieht, daß er noch gefangen ist. Aus seinen Augen sprüht zu gleicher Zeit Feuer, Hunger, Wuth und Unbehagen. Plötzlich sieht er in seinem Bereiche eine Gestalt, es ist Martina, die im Staube kniet und in Gebet versunken ist. Der Hunger ruft die angeborne Wildheit zurück, und mit aufgerichteter Mähne schickt er sich zum verzweifelten Sprunge gegen sie an. Todesgleiche Stille herrscht ringsum; alle Köpfe sind vorwärts gestreckt, Aller Augen auf die Arena geheftet; unwillkürlich fühlt sich Jedermann durchschaudert, da sie

glauben, jeden Augenblick werde der Löwe seine Beute verschlingen. Aber nein, was sehen sie? Der Löwe der Wälder wedelt um das kleine Mädchen; er leckt ihre Füße; sie streichelt ihn an Kopf und Mähne, und endlich legt er sich neben sie, wie ein Schooßhund, den seine Herrin liebkost. Ein großer unsichtbarer Zuschauer blickte auf Martina im Coliseum herab; es war Der, welcher den Mund der Löwen schloß, als man Daniel in die Grube warf. Ein zweiter Löwe wird losgelassen, aber er verfährt auf dieselbe Weise. Nun forderte Martina die Heiden auf, die Macht des Christengottes anzuerkennen, und Tausende des Volkes verließen an jenem Mittage das Coliseum, indem sie die Heiligkeit der edlen Jungfrau laut verkündeten, während wiederum Andere beschlossen, unverzüglich die Verehrung der falschen Götter aufzugeben. Nicht so Ulpian. Die öffentliche Niederlage hatte seinen Aerger und Zorn nur gesteigert; die Erhaltung Martina's schrieb er der Zauberei zu und befahl, die Jungfrau bei lebendigem Leibe zu verbrennen. Doch die Flammen vermochten ihr nichts anzuthun; nicht einmal ein Stückchen ihres Gewandes war versengt. Immerhin lag es in dem Willen des Allmächtigen, daß Martina die Krone des Martyrthums empfangen sollte, und nachdem Er dem verstockten grausamen Volke Roms zur Genüge bewiesen hatte, daß es unfähig sei, gegen Ihn zu streiten, erhörte Er zuletzt das Gebet Seiner Braut, sie zu sich aufzunehmen. So starb sie endlich den Martertod.

In kurzer Entfernung vom Coliseum stand ein Gebäude, welches öfters zu gottesdienstlichen Handlungen benutzt wurde. Man kann das Amphitheater gewisser-

maßen als einen großen Tempel ansehen. Es war dem Juppiter, Bacchus und Apollo geweiht; die Spiele und Schauspiele wurden häufig zu Ehren irgend einer Gottheit gefeiert. Ein kleiner Tempel, der etwa 200 Ellen vom Amphitheater entfernt stand, diente für die gewöhnlichen Feierlichkeiten und Opfer. Dieser Tempel war der Göttin der Erde geweiht. Nach den Angaben der Alterthumsforscher stand er an der Stelle, wo wir heutigen Tages die Ueberreste eines Thurmes aus dem Mittelalter, unter dem Namen Torre del Conti sehen, zwischen der Piazza delle Carette und der Rua Alessandria. Diese Stelle, jetzt ganz vernachläßigt und fast unbekannt, besitzt ringsum eine Reihe heiliger Erinnerungen, welche sie jedem christlichen Pilger nach der heiligen Stadt theuer machen müssen. Hier errangen sich viele Martyrer ihre unvergängliche Krone. Dieser Tempel soll zeitweilig als Sitzungslocal des Senates und Gerichtssitz des Prätors gedient haben, und da er im Herzen der alten Stadt und nahe bei dem Coliseum lag, so war er zugleich der Ort, wohin man die Christen am häufigsten zum Opfern schleppte. Vor diesem Tempel stand ein Gedenkzeichen, das die grausamsten und blutigsten Scenen jener wilden Zeiten schaute. Schon sein Name, der Angeklagten- oder Verbrecherstein (petra scelerata) deutet auf den schlimmen Eindruck, den er bei dem Volke selbst erregte. Es war eine Art erhöhter Stufen; oben befand sich eine ungeheure Marmorplatte, wo die öffentlichen Uebelthäter und Verbrecher in der Regel hingerichtet wurden. Es ist unnöthig, unseren Leser daran zu erinnern, daß in der Zeit der Verfolgung die Christen mit den niedrigsten Verbrechern

auf eine Linie gestellt wurden; hier floß denn auch von dem edelsten Blute, das die alte Kirche zum Zeugnisse unseres Glaubens vergoß. Hier starben die Päpste Sixtus und Cornelius und die persischen Martyrer Abdon und Sennen den Martyrertod. Hierhin ward der Senator Julius nackt und in Ketten geschleppt, bis der Tod ihn aus dem Gefängnisse des Fleisches befreite; sein Leichnam blieb mehrere Tage für das Volk ausgestellt. Von dieser Stelle aus ist eine ganze Schaar christlicher Martyrer in den Himmel eingegangen und nicht am mindesten bemerkenswerth war darunter Martina. Nachdem Ulpian sie zum Tode durch das Schwert verurtheilt hatte, fand hier ihre Hinrichtung statt. Zuerst bestieg ein Herold nach der alten Gewohnheit die Petra Scelerata und verkündete dem Volke, daß Martina zum Tode verurtheilt worden, weil sie eine Christin sei. Als der tödtliche Streich auf ihren Nacken fiel, da vernahm man eine Stimme, welche sie zur ewigen Wonne berief, und die ganze Stadt wurde durch ein Erdbeben erschüttert, so daß viele Tempel zusammenstürzten. Daraufhin aber bekehrten sich eine Menge Leute.

Nachdem der Sturm der Verfolgung vorübergezogen und das Labarum Constantin's unter allgemeinem Jubel auf dem Capitole aufgepflanzt war, kamen die geheiligten Denkmäler und Ueberlieferungen der Christen in dem ganzen Gepränge der äußerlichen Verehrung zu dem verdienten Ansehen. Sie hatten mit stiller, eifersüchtiger Sorgfalt die Stätten bewacht, wo die Martyrer ihr Blut vergossen, und als die Freiheit an den Mauern des Capitols auf ehernen Tafeln verkündigt ward, da strömten sie zu Hunderten nach den geheilig-

ten Plätzen, und in kurzer Zeit erhoben sich zum Gedächtniß der gemarterten Helden stolze Bauten. Fast alle großen Kirchen Roms haben bei ihrer Gründung einige heilige Erinnerungen, die uns bis zu den Vorgängen der ersten drei Jahrhunderte zurückführen. Die St. Peterskirche, mit das berühmteste und vollendetste Bauwerk der Welt, ist an der Stelle entstanden, wo der große Apostel gemartert wurde, oder nach Andern sich die Krypta befand, in der sein Leichnam ruhte. An dieses Gotteshaus, das die moderne Verehrung mit aller Pracht des Reichthums und der Kunst ausgeschmückt hat, knüpfen sich Nachrichten von einem Heiligthum, Wallfahrten und sogar Martyrien aus dem ersten Jahrhundert. Unter den Heiligen, deren Andenken die alten römischen Christen ganz besonders liebten und verehrten, waren drei Jungfrauen, welche nach Alter, Stand, Leiden und Wundern eine auffallende Aehnlichkeit trugen. Dies waren Prisca, Martina und Agnes. Alle drei stammten aus consularischen oder vornehmen Geschlechtern. Sie wurden in dem zarten Alter von dreizehn Jahren wegen ihres Glaubens verfolgt; sie alle bestanden ebensowohl auf ihre Reinheit, als ihren Glauben heftige Angriffe und der Allmächtige machte sie zu Werkzeugen der augenscheinlichsten Wunder, der Niederlage und Verwirrung ihrer Verfolger und der Bekehrung unzähliger Seelen. Ueber der Stelle, wo sie den Tod erlitten oder ihre Reliquien aufbewahrt wurden, erhoben sich drei schöne Kirchen, die jetzt die drei Ecken eines Dreiecks bilden; durch den langen Verlauf von siebenzehn Jahrhunderten, unter der stets wallenden Fluth des Kriegs und der Zerstörung, welche seitdem über die

zerfallene und doch ewige Stadt sich ergossen, sind ihre Erinnerungen und ihre Reliquien kraft der unzerstörbaren Andacht des Volkes erhalten geblieben; von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, bilden sie noch jetzt die Ehre und den Stolz des gläubigen, christlichen Roms. Fast in der Mitte des alten Forums wurde eine schöne kleine Kirche erbaut und der Jungfrau Martina gewidmet. Als nach beinahe zehn Jahrhunderten in Folge des Verfalles die Mauern des Kirchleins wankten, da war die Verehrung und das Andenken der Heiligen noch so frisch und fest, wie zur Zeit, wo dies Denkmal der Frömmigkeit gegründet wurde. Es ward im dreizehnten und nachher im sechszehnten Jahrhundert wieder aufgebaut, als man die Reliquien unserer Heiligen sammt denen dreier anderer Martyrer fand. Die unterirdische Kapelle dieses Kirchleins ist ein Edelstein architektonischer Schönheit; sie war der Plan und das Geschenk des berühmten Künstlers Pietro da Cortona. Hier haben wir oft bei dem Altare der jungen, schönen und tugendreichen Martina gekniet und gebetet, daß durch ihre Vermittlung in unsern Handlungen jene erhabene Tugend widerstrahle, welche ihr Leben so glänzend verklärt hat.

Dreizehntes Kapitel.

Die persischen Könige.

Das Coliseum ist sogar mit dem Blute von Königen benetzt worden. Sclaven, Soldaten, Feldherrn, edle Jungfrauen, Senatoren, Bischöfe und Könige, alle haben seine Arena mit ihren Wundern oder ihrem Blute geheiligt. Aber durch welches sonderbare Zusammentreffen von Umständen war es, daß die blutige Farbe jenes Schreckensortes der Lebensstrom gekrönter Häupter noch tiefer färben sollte? Waren es Heiden und Tyrannen, die von grausamen, rachedürstigen Pöbelmassen hierher geschleift und von tausend Dolchen durchbohrt oder von Menschen, die gleich Löwen rasten, zum Lohne für ihre Grausamkeit und Verbrechen in Stücke zerrissen wurden? Nein, es ist nicht so; wir leben noch in der Verfolgungszeit der Urkirche, und die Helden gegenwärtigen Abschnittes sind christliche Martyrer, welche in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunders im Coliseum für den Glauben starben. Bevor wir die näheren Umstände ihres Martertodes berichten, mag es von Nutzen sein, einige geschichtliche Bemerkungen bezüglich jener Zeiten zu machen.

Die Macht des Reiches ist im raschen Sinken begriffen. Die Woge der Zeit rollt fühlbar über die Stadt von Gold und Marmor und die große Dynastie, welche man für unvergänglich hielt, zeigt Spuren des Verfalles. Der Allmächtige hat über die gottlose Stadt Sein Urtheil gesprochen, und in dem furchtbarsten aller Sei=

ner Gerichte läßt Er ihre verblendeten Einwohner nicht allein die schreckliche Vergeltung beschleunigen, sondern sogar vergrößern. Das Gemälde der Verbrechen, Greul und Bluttheten, welches das letzte halbe Jahrhundert vor dem Siege Constantin's bietet, gehört nicht nur in der Geschichte Roms, sondern auch der Welt zu den dunkelsten und eindringlichsten. Zu der Zeit, wovon wir jetzt schreiben (im Jahre 240 n. Chr.), war das ganze Reich von innern Unruhen und Bürgerkriegen erschüttert. In dem kurzen Zeitraume von drei Jahren wurden vier Kaiser, nachdem sie eine kurze Zeit in Angst und Noth auf dem Cäsarenthrone gesessen, gewaltsam ihrer nicht beneidenswerthen Gewalt beraubt und schlossen ihre schnell vergängliche Laufbahn des Ehrgeizes und Verbrechens mit einem schrecklichen, aber wohlverdienten Tode. Aber da alle diese innere Unruhe und Verwirrung natürlich den Fortschritt des Christenthums hinderte, so fügte es der allmächtige Gott, daß Seine Apostel und Diener Gelegenheit fanden, den heiligen Samen des Evangeliums auszustreuen, und damit er feste Wurzeln in den Seelen der Menschen fasse, sandte Er ein paar Jahre des Sonnenscheins und der Ruhe. Um ein einfaches Gleichniß zu gebrauchen, das Schifflein Petri, das so viele Stürme und widrige Winde umhergeworfen hatten, war in den Hafen eingelaufen, um sein Takel- und Segelwerk für einen neuen und heftigeren Sturm auszurüsten; denn nachher werden Ströme Blutes für lange Zeit ringsum fließen. Die schützende Vorsehung Gottes gab dem Reiche nicht nur Frieden und Ruhe, sondern setzte auch einen christlichen Kaiser auf den Thron der Cäsaren. Wir spielen nicht an auf Con=

stantin, noch die Kaiser, die nach dem endgültigen Triumphe der Kirche regierten — wir stehen noch siebenzig Jahre vor der Dämmerung jener glänzenden Zeit, und es folgen noch fünf der grausamsten und blutigsten Verfolgungen, welche die Kirche je erlitten — sondern auf den Kaiser Philipp, den Nachfolger Gordian's III. Er war den Christen nicht blos zugethan und hochherzig gegen sie, sondern war selbst ein Christ.

Kaiser Gordian III. bestieg den Thron als junger Mann, unter der Leitung seines Lehrers Misithes. Er führte eine glückliche Regierung von sechs Jahren. Seine Gelehrigkeit, natürliche Billigkeit und Liebenswürdigkeit, vereinigt mit der Geschicklichkeit und Klugheit seines tugendhaften Lehrers, machten ihn dem ganzen Reiche theuer. Auch der Erfolg und Triumph, den das Glück seinen kriegerischen Unternehmungen verliehen, gestalteten seine Herrschaft in jener Zeit der Empörung und Unruhe zu einem wahren Sonnenscheine. Als er im Jahre 243 auf einem Zuge gegen die Gothen und die ewig unruhigen und unbesiegten Perser abwesend war, starb sein guter Lehrer, und Julius Philippus folgte ihm als Prätorianeroberst, einer der wichtigsten Staatsposten. Philipp ließ sich vom Ehrgeize beherrschen und beschloß die Zügel des Reiches in seine Hand zu bekommen. Er wußte, daß Gordian bei den Soldaten zu beliebt war, als daß ein Verrath Aussicht auf Erfolg geboten hätte, und faßte daher den Plan, ihn zu ermorden. Zu diesem Zwecke miethete er einen Elenden, der auch die blutige That ausführte. Philipp wurde 244 zum Kaiser ernannt. Am Abend vor dem Osterfeste desselben Jahres befand sich Philipp mit seiner Gemah=

lin Severa in Antiochien, und sie gingen zusammen nach der katholischen Kirche, um an der öffentlichen Andacht zur Vorfeier des großen Festes Theil zu nehmen. Damals saß der hl. Bischof Babilas auf dem Stuhle von Antiochien; als er vernommen, daß der Kaiser in die Kirche komme, stand er vor dem Portale und verweigerte ihm den Eintritt. Mit dem Muthe und Eifer eines Apostels bat er den Kaiser zu gehen und Buße zu thun, denn das Blut seines ermordeten Vorgängers schrie um Rache zum Himmel. Der hl. Bischof wies ihn mit eigner Hand zurück und ließ ihn nur im Gewande eines öffentlichen Büßers in die Kirche treten. Philipp demüthigte sich vor dem greisen Bischofe; er bekannte seine Verbrechen und unterzog sich willig der Buße, welche ihm der Diener Gottes auferlegte, und erhielt so die Erlaubniß, in die Kirche des wahren Gottes einzutreten, vor dem die Krone und das Gewand des Bettlers gleich sind. Eusebius schreibt über diesen merkwürdigen Vorgang (lib. VI, 34.): „Gordian regierte sechs volle Jahre das römische Reich; auf ihn folgte Philipp mit seinem Sohne Philipp. Da er (wie es heißt) ein Christ war, so wollte er am Abend des Charsamstags mit dem übrigen Volke an den Gebeten der Kirche Theil nehmen; aber der damalige Bischof wollte ihm den Eintritt nicht gestatten, bis er sein Verbrechen gebeichtet und sich zu den öffentlichen Büßern gestellt hatte . . . . Und der Kaiser soll sich ohne Widerstreben unterworfen und durch seine Buße eine aufrichtige, ungeheuchelte Gottesfurcht an den Tag gelegt haben.“

Wir können nicht die Autorität und noch weniger

die schöne und kraftvolle Beredtsamkeit des großen Chrysostomus in seiner Lobrede auf Babilas übergehen. Indem er dessen muthige, unverzagte Zurückweisung des sündhaften Kaisers bespricht, vergleicht er ihn mit dem hl. Apostel Johannes und spielt auf den Kaiser mit Worten an, die keinen Zweifel an der Tradition seiner Zeit belassen. „Auch war er nicht der einfache Tetrarch von wenigen Städten," sagt der hl. Chrysostomus in Bezug auf Philipp (Lib. in S. Bab. et contra Gentil. 6.), „noch der König einer einzelnen Nation, sondern der Beherrscher der größeren Hälfte der Welt — von Nationen, Städten, einer zahllosen Armee, furchtbar nach allen Seiten durch die grenzenlose Ausdehnung des Reiches und die größten Machtmittel, und doch hatte der unerschrockene Hirte ihn von der Kirche zurückgewiesen, wie ein räudiges Schaf, das man von der Heerde fortjagt. Der Unterthan wird zum Herrscher und spricht das Verdammungsurtheil gegen den, welcher über Alle gebot. Allein und unbewaffnet, fühlte er eine apostolische Zuversicht in seiner furchtlosen Seele. Welcher Eifer mußte den alten Bischof entflammen! Er befahl dem Gefolge des Kaisers fortzugehen. Wie unerschrocken er sprach und seine rechte Hand auf jene Brust legte, die noch von den Gewissensbissen der frischen Schuld brannte und blutete! Wie er den Mörder nach Gebühr behandelte!" u. s. w.

Es liegt gegenwärtig nicht in unserer Absicht, die Frage zu erörtern, welche neuere Geschichtsschreiber aufgeworfen haben, ob Philipp ein Christ war oder nicht. Fast alle geschichtlichen Handbücher gehen leichthin über die Thatsache weg, als ob sie zu ungewöhnlich sei, um

wahr zu sein, oder zu zweifelhaft, um einen Augenblick aufrecht erhalten zu werden. Jedoch das ganze Gewicht der alten Schriftsteller neigt zu Gunsten ihrer Wahrheit. Männer wie Eusebius, der hl. Johannes Chrysostomus, Orosius, der hl. Vincentius von Lerin und Cassiodor sehen nicht darnach aus, als hätten sie sich von einer müßigen Ueberlieferung zum Besten halten lassen; die Thatsache erwähnen zahlreiche Schriftsteller. Unter Andern schreibt Baronius folgendermaßen:

„Pontius wurde zum Präfecten ernannt und war der Freund und Vertraute der beiden Kaiser Philipp. Bei Gelegenheit der Feier des tausendjährigen Bestandes Roms sagten sie zu ihm: „Laß uns gehen und uns die großen Götter geneigt machen, welche uns diese tausendjährige Gründungsfeier der Stadt Rom bescheert haben." Aber Pontius suchte durch allerlei Kunstgriffe auszuweichen, während sie ihn als Freund zu opfern nöthigten. In dem Glauben, daß Gott ihm eine günstige Gelegenheit an die Hand gegeben habe, sprach er: „Verehrtester Kaiser! Nachdem Gott euch mit einer erhabenen Macht über die Menschen ausgezeichnet hat, warum opfert ihr da nicht Ihm, der euch solche Gunst erwiesen?" Der Kaiser Philipp erwiderte: „Das ist gerade die Ursache, warum ich dem großen Gott Jupiter opfern will, denn alle meine Macht hat er mir gegeben." Pontius entgegnete lächelnd: „Täusche dich nicht, o Kaiser, im Himmel regiert ein allmächtiger Gott, welcher durch Sein heiliges Wort Alles erschaffen und durch Seinen Geist Alles belebt hat." Durch diese und ähnliche Ermahnungen des Heiligen ließen sich die Kaiser bewegen, den Glauben anzunehmen, und von dem

Papste Fabian taufen. Dann zertrümmerten Fabian und Pontius die Götzenbilder in dem Tempel Juppiter's und schleiften den Tempel selbst bis auf den Grund; viele aus dem Volke bekehrten sich zu dem Herrn und wurden durch das Wasser der Erlösung rein gewaschen." (Siehe Baronius unterm Jahre 248 Nr. 9; Bolland. 14. Mai 2c.)

Ob er nun ein Christ war oder nicht, so viel ist gewiß, daß die Kirche unter ihm einen ungestörten Frieden genoß. Sie hatte sich fast dreißig Jahre lang Kräfte gesammelt, denn die inzwischen eingetretene Verfolgung unter Severus war nicht allgemein und traf mehr einzelne Personen, als die große Masse der Gläubigen.

Allenthalben entstanden Schulen und große Centralstätten der Bildung, und die Kirche schien mit Ehre und Triumph ihr Haupt zu erheben. Besonders der Osten war mit Männern beglückt, welche als Sterne der Wissenschaft und Beredtsamkeit glänzten. Einige der größten Namen in der Kirchengeschichte blühten um jene Zeit. Hier war der große Papst Fabian auf Sanct Peter's Stuhl; in Antiochia lebte Babilas, Dionysius in Alexandria, der beredte Cyprian in Karthago, Gregorius Thaumaturgus oder der Wunderthäter in Neo-Cäsarea und Sanct Firmilian in Cappadocien. Dann haben wir zu verzeichnen Origines, Pierius und viele Andere, welche die verschiedenen Grade der Hierarchie durch Gelehrsamkeit und Eifer schmückten.

Aller Orten entstanden Kirchen und wurde öffentlicher Gottesdienst gehalten; von Staatswegen wurden ganz bedeutende Vortheile den Christen zugewandt. Der

hl. Gregorius von Nyssa sagt in seiner Rede über den Wunderthäter Gregorius: „Durch die Predigt und den Eifer jenes großen Bischofs hatte nicht nur seine Stadt, sondern auch die ganze Gegend ringsum den wahren Glauben angenommen; die Altäre und Tempel der falschen Götter wurden niedergerissen, Kirchen erbaut und das Volk von der Befleckung der unreinen Opfer gereinigt.“ (Orat. de St. Gregor. Thaumat., gegen Ende.) So hatte der Glaube im Osten weite Verbreitung gewonnen. Cappadocien, Pannonien und Syrien waren beinahe ganz katholisch, und auch in Persien, an den Grenzen jener Länder, trugen die Predigten des Apostels Thomas ihre Frucht und blühte zu dieser Zeit wie in den umliegenden Schwesterprovinzen ein ansehnlicher Theil des Gartens der Kirche. Könige und Adelige hatten den Glauben angenommen, und als die Verfolgung ausbrach, stellte auch Persien seine Zahl edler Martyrer. Unter diesen ragten die beiden Könige oder kleineren Fürsten, welche die Helden unserer Schilderung bilden, nicht am wenigsten durch ihre Tugend und Standhaftigkeit hervor. Sie wurden bei der Verfolgung vom Jahre 250 ergriffen, nach Rom gebracht und im Coliseum gemartert.

Die Stunde des Sonnenscheins und Friedens neigt jetzt dem Ende zu, und das Jahr 250 eröffnet schon an seinem ersten Tage mit einer der blutigsten Verfolgungen, welche über die Kirche hereingebrochen sind. Die Segnungen und die Ruhe des Friedens hatten die Sittenstrenge der Christen gelockert; so beschloß der allmächtige Gott, sie wiederum durch das Feuer der Verfolgung zu läutern. Der große Bischof von Karthago,

welcher während der wenigen Monate, wo der Sturm wüthete, in der Abgeschiedenheit der Verbannung lebte, beschreibt die traurige Ursache, die wieder die schwere Geißel über die Gemeinschaft der Christen heraufbeschwor. „Der Allmächtige wollte Seine Familie prüfen,“ sagt der große Kirchenlehrer, „denn die Segnungen eines langen Friedens hatten die Zucht, die Gott uns gegeben, aufgelöst; unser schlafender, darum niederliegender Glaube reizte, wenn ich so sagen darf, den Zorn des Himmels; und obgleich wir für unsere Sünden mehr verdient hätten, so wußte es doch der gütige, gnädige Herr so einzurichten, daß alle Vorgänge mehr eine Prüfung, als eine Verfolgung gewesen sind. Die ganze Welt lag in zeitlichen Vortheilen gefangen und die Christen vergaßen der glorreichen Dinge, welche in den Tagen der Apostel geschehen; statt ihrem herrlichen Beispiele nachzueifern, brannten sie vor Begierde nach den nichtigen Reichthümern dieser Welt, und strengten alle ihre Kräfte an, um ihren Reichthum zu vergrößern. Frömmigkeit und Religion war aus dem Leben der Priester verbannt, man fand nicht mehr Treue und Unbescholtenheit bei den Dienern des Altars; Liebe und Sittenreinheit war aus ihren Heerden verschwunden. Die Männer kräuselten ihre Bärte, die Frauen bemalten ihre Gesichter, selbst die Augen waren gefärbt, und ihr Haar sprach eine Lüge. Um die Harmlosen zu täuschen, brauchten sie Trug und List, und sogar Christen übervortheilten einander durch Schelmerei und betrügerischen Handel. Sie schlossen Heirathen mit Ungläubigen und gaben die Glieder Jesu Christi an Heiden preis. Sie verspotteten ihre Geistlichkeit in ihrem

Stolze, sie verkleinerten einander mit giftigen Zungen, und schienen sich gegenseitig mit tödtlichem Hasse zu Grunde zu richten. Sie verachteten die Einfalt und Demuth, die der Glaube verlangt, und ließen sich von den Einflüsterungen einer unwürdigen Eitelkeit am Gängelbande führen; sie verachteten die Welt nur mit dem Munde. Verdienten wir nun nicht die Verfolgung mit allen ihren Schrecken, die uns heimgesucht hat?"

Das Werkzeug göttlichen Zornes war Decius. Gott gab diesem grausamen Usurpator für ein Jahr die Macht der Cäsaren in die Hand, um Seine Kirche zu verherrlichen und zu reinigen. Unser Heiland hatte in dem Garten von Gethsemane gesagt, daß Alle, welche das Schwert ergreifen, durch das Schwert umkommen sollen (Matth. 26, 52). In Seinem ewigen Rathschlusse hatte Er dieses Gericht an Philipp vollzogen, der ungerechter Weise das Schwert gegen Gordian geführt hatte und gleichfalls durch die Hand eines Usurpators sterben mußte. Gegen Ende des Jahres 249 drang vom Osten die Kunde nach Rom, daß ein Theil des Heeres Jotapian und Priscus zu Kaisern ausgerufen hätte. Der Aufstand wurde bald bewältigt und die Usurpatoren getödtet; aber der Geist der Empörung hatte wie eine Seuche um sich gegriffen und es that sich ein neuer und gefährlicherer Rival in der Person des Decius auf, welchen das Gros des Heeres an der pannonischen Grenze zum Kaiser ausgerufen hatte. Philipp begegnete ihm mit weit überlegener Streitmacht vor den Mauern von Verona. Es folgte nun eine verzweifelte Schlacht, worin der Kaiser unterlag. Als die Nachricht von seiner Niederlage nach Rom gelangt war, ermordeten die Präto-

rianer den Sohn Philipp's und ernannten Decius zum Kaiser. Aber sie kannten wenig den Charakter des Mannes, dem sie Eigenthum, Ehre und Leben anvertrauten. Er zog im Triumphe in Rom ein, und eine seiner ersten Regierungshandlungen war, Edicte gegen die Christen zu erlassen.

Decius schien entschlossen, den christlichen Namen völlig auszurotten; seine Erlasse waren ebenso grausam, wie die Nero's und Domitian's. Er heuchelte gegen die Römer eine Entrüstung, die fast bis zum Wahnsinne stieg, daß sie die Verehrung ihrer Götter aufgegeben und den Fortschritt des verhaßten Christenthums zugelassen hätten. „Er glaubte," wie der hl. Gregorius von Nyssa sagt, „mit Grausamkeit und Blutvergießen der göttlichen Macht widerstehen, die Kirche Christi umstürzen und die weitere Predigt der evangelischen Geheimnisse unmöglich machen zu können. Deßhalb schickte er an alle Statthalter in den Provinzen Edicte und bedrohte sie mit den furchtbarsten Martern, wenn sie sich keine Mühe gäben, den christlichen Namen auszurotten und das Volk zur Verehrung der Reichsgötzen zurückzuführen." Er fand in seinen Beamten willige Handlanger, denn sie faßten die Kriegserklärung gegen die harmlosen Christen in dem Sinne auf, daß nach demselben Gewährsmanne alle öffentlichen Geschäfte eine Zeitlang ruhten, um die blutigen Decrete auszuführen. Die Gefängnisse vermochten nicht die Massen der Unschuldigen zu fassen, und während die Einen unter den grausamsten Martern auf den öffentlichen Plätzen hingerichtet wurden, fanden die Andern eine Heimat in der Wüste. „Es gab keine Gnade für Jung und Alt,

Alles ohne Ausnahme, wurde wie in einer Stadt, die ein grausamer, erbitterter Feind erobert hat, in Martern und Tod geschleppt; nicht einmal mit der natürlichen Schwäche des weiblichen Geschlechtes hatte man Mitleid, so daß man sie wenigstens vor den Folterqualen geschont hätte; das gleiche Blutgesetz kam gegen jeden in Anwendung, der als Gegner der Götzen galt." (St. Greg. Nyss. Orat. de St. Greg. Thaumat. in fine.)

Es ist nicht genau erwiesen, ob unsere hl. Abdon und Sennen, welche während dieser Verfolgung im Coliseum litten, gewaltsam zu diesem Zwecke aus Persien herbeigeschleppt worden oder gleich vielen andern edlen Persern aus freien Stücken durch einen Drang der Andacht oder Neugierde nach der großen Hauptstadt Rom gekommen waren. Die von den Bollandisten aufgenommenen Acten berichten, Decius selbst habe sie in Ketten hierhin verbracht. Der Kaiser war nicht selbst in Persien, obgleich er einen Zug nach dem Osten unternahm, in welchem er erschlagen wurde; aber es kann dieses unter Gordian stattgefunden haben, da Decius damals das Heer befehligte und einen Aufstand an der persischen Grenze unterdrückte. Die Ueberreste der Acten sind als ächt angenommen. Da sie die Leiden jener edlen Jünglinge in so schöner und einfacher Sprache schildern, wollen wir sie fast Wort für Wort wiedergeben.

Als Decius in Rom ankam, beorderte er eine Versammlung des Senats und ließ die persischen Jünglinge vor sich bringen. Sie wurden in Ketten gebracht und trugen am Körper die deutlichen Male der Grausamkeit an sich, mit der man sie behandelt hatte; sie führten noch die Abzeichen ihrer königlichen Gewalt, und das

Gold und die kostbaren Steine und der Glanz ihrer gestickten Gewänder stachen traurig ab gegen die schweren Verbrecherketten, welche ihre Hände und Füße fesselten. Der ganze Senat schaute sie mitleidsvoll an. Der allmächtige Gott hatte um Seine Diener eine Majestät und himmlische Schönheit ergossen, welche die Umstehenden mit Scheu und Achtung erfüllte. Decius erhob sich und redete den Senat folgendermaßen an: „Versammelte Väter! Eurer erhabenen Versammlung sei kund und zu wissen, daß die Götter und Göttinnen die eingefleischten Feinde des Reichs in unsere Hände geliefert haben. Seht die Elenden vor euch.“ Erst ging ein Gemurmel durch die Versammlung, aber nachher waren Alle aus Furcht stille und schienen mit Theilnahme die edlen Jünglinge zu betrachten. Jetzt befahl Decius, den Oberpriester Claudius vom Capitole zu rufen, um sie opfern zu lassen.

Als er gekommen war, sagte Decius zu ihnen: „Wenn ihr jetzt opfert, könnt ihr die Freiheit von Königen behalten und eure Besitzungen mit erhöhter Ehre und Macht unter dem Schutze des großen römischen Reiches genießen. Hütet euch, es zu verweigern.“ Aber Abdon antwortete für sich und seinen Gefährten: „Wir haben, wenn auch unwürdig, unserm Heilande Jesus Christus geopfert und gehuldigt; euren falschen Göttern werden wir niemals opfern.“ Decius schrie nun zu den Lictoren und Wächtern: „Laßt die härtesten Martern für diese Elenden bereiten, und sie durch wilde Löwen und Bären in Stücke reißen.“ Abdon entgegnete muthig: „Schiebe nur die Ausführung deines Spruches nicht lange auf; wir sehnen uns danach, unsern Herrn Jesus

Christus zu besitzen, der, wenn Er will, dich und deine verruchten Anschläge gegen Seine Kirche vernichten kann."

Decius ordnete eine öffentliche Vorstellung im Amphitheater an, damit Alle das Schicksal der christlichen Könige sehen könnten. Am festgesetzten Tage brachte man sie vor den Tempel der Sonne, um zu versuchen, ob sie opfern würden. Sie wurden unbarmherzig von den Soldaten vor das Götzenbild geschleift, aber sie spieen es verächtlich an. Dann zog man ihnen die Kleider aus und geißelte sie und brachte sie schließlich in das Coliseum, um von den wilden Thieren verschlungen zu werden. Als sie in die Arena traten, sagten sie laut: „Gott sei Dank, jetzt gehen wir unserer Krone entgegen!" Und sie machten das Kreuzzeichen und begannen zu beten. Einige Bären und zwei Löwen wurden in die Arena geführt, aber sie kamen brüllend zu den Füßen der Martyrer und wollten sie nicht nur nicht berühren, sondern auch nicht verlassen und verhinderten sogar die Wärter, sich den heiligen Dienern Gottes zu nähern. Bei diesem Anblick rief Valerian: „Sie besitzen Zauberkraft über die Thiere, laßt die Gladiatoren sie erschlagen." Und die Gladiatoren traten mit ihren Lanzen herein und durchbohrten sie; ihre Leiber wurden aneinander befestigt und vor den Sonnentempel längs des Amphitheaters geworfen, wo man sie drei Tage lang zum abschreckenden Beispiele der Christen liegen ließ. In der dritten Nacht gelang es dem Christen Quirinus, einem Subdiakon, der sich während der ganzen Zeit in der Nähe des Amphitheaters aufgehalten und nur auf die richtige Zeit gepaßt hatte,

ihre Leichen hinwegzuschaffen und in sein eigenes Haus zu bringen. Er hüllte sie ehrfurchtsvoll in feine Leinwand und verschloß sie in einem bleiernen Sarge. So wurden ihre Leichname bis auf Constantin's Zeit aufbewahrt.

Der Platz, wo man ihr Grab vermuthet, befindet sich unter dem Passionistengarten auf dem cälischen Hügel. Aber Gott wollte nicht, daß die Ueberreste oder das Gedächtniß so großer Martyrer gänzlich für die Welt verloren gehe. Während der Regierung Constantin's, als Er über seiner jugendlichen Kirche in Rom den Regenbogen des Friedens und der Wohlfahrt ausgespannt hatte, gab Er einem frommen Priester in einer Vision an, wo er die Reliquien der Heiligen, Abdon und Sennen, finden werde; und man verbrachte sie darauf auf den Kirchhof von Pontiano, oder ad ursum pileatum, wie er in der ersten Zeit der Kirche benannt war. Ueber diesem Kirchhofe erhebt sich die schöne, alte Kirche der hl. Bibiana. Als Gregor IV. im neunten Jahrhunderte die ehrwürdige Sanct Marcuskirche wiederherstellte, übertrug er die Leiber dieser beiden großen Heiligen; sie werden in erster Linie unter den großen Schätzen aufgezählt, womit Gregor jene Kirche bereicherte. Reliquien von ihnen wurden nach Florenz und gleichfalls einige nach Frankreich geschickt; aber der größte Theil ihrer Ueberreste wird noch in der Confession von St. Marcus aufbewahrt; dort warten sie auf die Stunde, in der sie sich wieder mit den tapfern Seelen vereinigen sollen, welche sie dereinst belebten, um dem Gerichte über die schlechte Welt, die sie verdammte, beizuwohnen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Acten Papst Stephan's.

I.

Die Ereignisse, welche wir jetzt schildern wollen, fallen in das Jahr 259 der christlichen Zeitrechnung. Die Kaiser Valerian und Gallienus hatten sich damals den Thron angeeignet; unter ihrer Tyrannenherrschaft entbrannte eine furchtbare Verfolgung gegen die Kirche. Kaum unter irgend einer Regierung während der 250 Jahre, welche die Kirche hinter sich hatte, ließ die göttliche Vorsehung zur Verherrlichung ihrer Martyrer und zur Demüthigung ihrer Feinde so sichtbar ihre Einwirkung erkennen. Die Donner des Himmels rollten über die Häupter ihrer Verfolger, die Erde bebte unter ihren Füßen und ihre Götzenbilder zergingen unter den Gebeten der Martyrer wie Blei im Feuerofen, und doch schwoll der Strom des Blutes an und trugen die Engel täglich und stündlich die unvergleichlichen Seelen der triumphirenden Christen zu den Wohnungen des Friedens und der Freude empor.

Niemals in der Geschichte des Reiches war das Volk so schwer von allgemeinen Unglücksfällen heimgesucht worden, als unter Gallienus und Valerian. Ueberschwemmungen, Feuersbrünste und Erdbeben hatten ganze Provinzen decimirt und blühende Landstriche und schöne Städte zerstört; Hunger und Pest verbanden sich gleichfalls zum Vernichtungskriege und an allen Or=

ten tönten Klagen und Jammer. Wie man es erwartet haben mag, so wurden die Christen für alle Unglücksfälle im Reiche verantwortlich gemacht. Der böse Feind sprach durch die Orakel im Capitol und schürte in der öffentlichen Meinung gegen die „verruchte Religion," welche sich nach allen Richtungen ausbreitete. Die Verfolgung kam, aber sie kam unter ganz absonderlichen Verhältnissen zu Stande.

Kaiser Valerian regierte in den ersten drei Jahren milde und friedlich. Er war ganz besonders für die Christen eingenommen. Im öffentlichen wie im Privatleben achtete und begünstigte er sie und die Kirche blühte allenthalben. „Vor der Verfolgung," schreibt Eusebius, der große Verfasser der ältesten Kirchengeschichte, „war Valerian gegen die Diener Gottes milde und freundlich. Keiner von den früheren Kaisern, nicht einmal der, welcher allgemein als Christ anerkannt war (Philipp, 244), bezeugte uns solche Gunst, als dieser Fürst im Anfange seiner Regierung. Sein Haushalt war mit Christen angefüllt, und schien eher eine Kirche Jesu Christi, als der Palast des römischen Kaisers zu sein." (Buch 7, Kap. 10.)

Aber unter den Höflingen befand sich ein Mann, Namens Macrian. Dieser war von niederer Herkunft, that sich Vieles auf sein Wissen zu gut und verstand es, da er in allerlei Kunststücken und Blendwerk wohl bewandert war, sich in die Gunst des Kaisers einzuschmeicheln. Habsucht, Ehrgeiz und Grausamkeit bildeten die Grundzüge seines Charakters. Er strebte nach der höchsten Gewalt und suchte die niedrigen Neigungen seines Herzens zu befriedigen, indem er das Blut der

Christen vergoß, welche er ohne Grund haßte. Jedenfalls redeten die Dämonen, welche die Macht haben, die Menschen durch die schwarze Kunst zu beeinflussen, Macrian zu, daß er niemals auf die Erfüllung seiner ehrgeizigen Hoffnungen rechnen könne, so lange Valerian den Christen freundlich sei. Er bemühte sich daher mit beklagenswerthem Geschicke, die edle und hochherzige Gesinnung des friedlichen Kaisers zu verkehren, und die Geschichte meldet uns, mit welchem traurigen Erfolg. Er begann damit, daß er ihm von den Wundern der Magie erzählte, wie sie die Zukunft enthüllen und die Gegenwart auf den Pfad des höchsten Glückes leiten könne und der Talisman des Reichthums, der Macht und des Ruhmes sei.

Der gedankenlose Valerian ließ sich wie eine Fliege in vergiftetem Honig fangen. Auf den Rath seines gewissenlosen Lehrmeisters begann er zu glauben, daß in den Eingeweiden neugeborner Kinder Lehren der Weisheit geschrieben ständen, und die Geheimnisse der unbekannten Zukunft sich in dem Lebensstrome des Herzblutes entziffern ließen. Sein erstes Opfer war ein neugebornes Kind. In der Verblendung des Fanatismus beugte er sich über die rauchenden Eingeweide des Kindes, um in deren Arterien die Sprache der Weissagung und Wissenschaft aufzufinden. Das Auge des Gelbsüchtigen sieht Alles in Einer Farbe; so bildet sich die Leidenschaft, wenn sie die Seele beherrscht, jeden Gedanken nach ihrer Schablone, und die Fähigkeiten des Verstandes und Willens leihen ihre Dienste zu deren Befriedigung. Aehnlich glaubte Valerian, in den unheimlichen Praktiken der Magie die unverhüllten Quel-

len der Weisheit und Macht zu sehen. Deßhalb ist es nicht zu verwundern, wenn er unter Macrian's Leitung die Entdeckung machte, daß die Götter (Teufel) kein Gefallen an der Christensecte hätten; und wie man von einem Abgrunde immer tiefer sinkt, so stürzte er sich zuletzt in die untersten Tiefen der Grausamkeit, Unduldsamkeit und Verfolgungssucht. Gegen Ende des dritten Jahres seiner Regierung war Valerian einer der grausamsten und abgestumpftesten Kirchenverfolger.

In den Tagen des Friedens, welche dieser Verfolgung vorausgingen, verlieh der allmächtige Gott dem Bischofe von Karthago, dem hl. Cyprian, eine Vorkenntniß der nahenden schrecklichen Zeit. Der gelehrte Bischof schrieb an verschiedene Kirchen, um sie für den Sturm vorzubereiten. In seiner erhabenen Aufforderung zum Martyrthum, in seinem Briefe an die Tibaritaner, sagte er: „Belehrt von dem Lichte, das der Herr uns zu geben geruht hat, müssen wir eure Seelen im Voraus durch unsere eindringlichen Ermahnungen warnen; denn ihr müßt wissen und für sicher halten, daß ein Tag furchtbarer Prüfungen dämmern wird — die Zeit des Antichrist ist nahe. Wir müssen Alle kampfbereit dastehen und an nichts denken, als an die Krone der Herrlichkeit und die unaussprechliche Belohnung, die einem muthigen Bekenntnisse des Glaubens folgen wird. Die bevorstehenden Prüfungen gleichen indeß nicht den vergangenen; ein härterer und blutigerer Kampf wartet unser, wozu sich die Soldaten Christi durch einen unerschütterlichen Glauben und makellosen Wandel vorbereiten müssen, eingedenk, daß sie täglich das Blut Christi genießen, um auch ihr Blut für Ihn hinzugeben.“ (St.

Cyprian. Epist. 56 ad Tibaritanos, de Exhortat. Mart.) Als die Wolken, welche dem prophetischen Auge Cyprian's den Sturm ankündigten, sich im folgenden Jahre mit allen Schrecken einer blutigen Verfolgung über die Welt entluden, zählte der große Kirchenlehrer zu deren hervorragendstem Opfer. Er erzählt uns in einem andern Theile seiner Werke, wie beim Ausbruche der Verfolgung die aufgewiegelte Masse laut im Amphitheater von Karthago verlangte, man solle ihn den Löwen vorwerfen. Wie die höchsten Gebäude am meisten dem Blitze ausgesetzt sind, so fielen die Bischöfe und Väter der Kirche zuerst der Verfolgung zum Opfer. In Rom wurde der große Papst Stephan getödtet, als er gerade die hl. Messe in den Katakomben feierte. Aus den Acten dieses hl. Papstes wollen wir jetzt einige Scenen entlehnen, die mit der Geschichte des Coliseums um jene Epoche eng verwoben sind.

Obwohl Gott die Verfolgung zuließ, um Seine Kirche heimzusuchen, so bereitete Er doch auch eine furchtbare Vergeltung für die Ungerechtigkeit Seiner Feinde vor. Alle Verfolger wurden von einem vorzeitigen, elenden Tode überrascht; vielleicht fühlte sich keiner von jenen Tyrannen, die Christenblut vergossen, so gedemüthigt oder verworfen, als Valerian. „Sie haben ihren eigenen Weg erwählt," spricht Gott aus dem Munde des Propheten Isaias, „und die Abscheulichkeiten, welche ihr Herz begehrte; aber Ich will ihre Thorheit aufdecken und ihnen für ihre Sünden vergelten." (Is. 66, 3. 4.) Das ganze Reich litt unter dem Fluche, welchem Valerian erlag; die unaufhörlichen Plagen, Nothstände, Erdbeben und Bürgerkriege fegten wie ein

Sturmwind über die ganze Welt, decimirten die Bevölkerungen und verbreiteten an allen Enden Schrecken und Verwirrung. Die Barbaren, die an den Grenzen der Provinzen wohnten, drangen, wie auf einen verabredeten Plan, an verschiedenen Theilen des Reiches ein, und raubten und plünderten Alles, was ihnen im Wege stand. Jetzt sah sich Valerian genöthigt, seine Aufmerksamkeit auf gefährlichere Feinde, als die harmlosen Christen, zu richten. Er machte die Truppen kriegsfertig und schickte seinen Sohn Gallienus gegen die Germanen und seine tüchtigsten und tapfersten Befehlshaber nach anderen Theilen des Reiches, während er selbst die Heeresleitung gegen die Perser übernahm, welche jetzt, wie vor vielen Jahren, die gefürchtetsten Feinde des Römerreiches waren. Der Perserkönig Sapor schlug und vernichtete das römische Heer und nahm den Kaiser gefangen: an dem grausamen Valerian sollte sich jetzt eine entsetzliche Vergeltung vollziehen. Er ward in Ketten vor den hochmüthigen Perser geschleppt, noch in seine prächtigen Gold- und Purpurgewänder gekleidet. Nachdem man ihn auf die grausamste und barbarischste Weise verhöhnt hatte, mußte er vor dem Wagen des Perserkönigs hermarschiren und auf diese Art die Städte Persiens durchziehen, um vor dem ganzen Volke verhöhnt und mißhandelt zu werden. Der niedrigste Sclave konnte nicht verächtlicher behandelt sein. So oft Sapor in den Wagen oder auf das Pferd steigen wollte, wurde Valerian herbeigebracht und mußte sich mit dem Gesichte auf die Erde niederbeugen, so daß der barbarische König seinen Rücken als Fußschemel benutzen konnte. Nachdem er längere Jahre in dieser drückenden Scla-

verei, in Hunger, Verhöhnung und unaufhörlicher Qual zugebracht hatte, wartete seiner ein noch schlimmeres Loos. Als seine natürlichen Kräfte zur Neige gingen, beschloß man nämlich, dem Laufe der Natur durch den letzten und grausamsten Racheact zuvorzukommen. Er ward bei lebendigem Leibe geschunden und seine Haut mit Stroh ausgestopft in einem Tempel als Sieges- und Rachedenkmal aufgehängt, ein warnendes Beispiel für Alle, welche ihre Waffen gegen Gott erheben.

II.

Die Christen sollten bald den Umschwung merken, welchen die unreinen, verwerflichen Studien der Magie auf den Charakter Valerian's hervorgebracht hatten, und bereiteten sich rüstig für den nahenden Sturm vor. Die Katakomben wurden wieder geöffnet und in jene düsteren Wohnungen der Todten Vorräthe geschafft; der Altar und das Tabernakel wurden ihres Schmuckes entkleidet und die erhabenen Geheimnisse wiederum auf den Gräbern der Martyrer in den dunkeln, unterirdischen Gängen gefeiert. Die Katechumenen wurden sämmtlich getauft und die Gläubigen durch häufige Communion und unausgesetztes Beten aufgemuntert und gestärkt. Die Sinnesänderung Valerian's gegen die Christen ließ sich an mancherlei Zeichen erkennen. Als er ein furchtbares Blutbad unter den Nachfolgern Christi aussann, brachte durch einen heroischen Act des Eifers und Muthes eine kaiserliche Dienerin die glimmende Flamme seines unmenschlichen Hasses zum Ausbruche und riß das Schwert zum Morde Tausender aus der Scheide. Eines Tages

jammerte ein armes Weib, von Kummer verstört, vor den Pforten des kaiserlichen Palastes. Es ging gerade eine christliche Dienerin des Hauses vorbei und erfuhr, daß der Kaiser der Frau ihr Kind geraubt habe und dieses im Innern des Palastes in Stücke geschnitten werde. Die Christin ging in die Gemächer des Kaisers und fand denselben mit dem gottlosen Macrian über den leblosen Körper eines schönen Kindes gebeugt; ihre Hände waren mit Blut befleckt und sie sahen eher Furien als Menschen gleich. Von heiliger Entrüstung über den entsetzlichen Anblick erfaßt, tadelte die furchtlose Magd Gottes den Kaiser wegen seiner Ruchlosigkeit. Sie drohte ihm mit den Gerichten des ewigen Gottes und machte ihn aufmerksam auf die furchtbare Wiedervergeltung, welche dem Mörder und Unterdrücker der Armen bevorsteht; aber der böse Geist hatte den elenden Valerian schon vollständig in Besitz genommen. Die tadelnden Worte reizten seine hochmüthige Seele, und zornentbrannt befahl er den Lictoren, die Christin, welche ihn zurechtzuweisen wagte, fortzuschaffen und zu martern. In demselben Athemzuge, mit welchem er seine erste Martyrin verurtheilte, befahl er auch die ehernen Tafeln, welche die Verfolgungs- und Morddecrete verkündigten, an den Mauern des Capitols und den Säulen des Forums aufzuhängen.

Papst Stephan versammelte seine zitternde Heerde um sich und ermahnte sie zum Martyrthum; seine Ermahnungen und sein apostolisches Beispiel flößten den Herzen eine fromme Zuversicht ein. „Unter andern," sagen die Acten über das Martyrium dieses hl. Papstes, die wir aus Baronius entnehmen (ann. 259), redete er

sie folgendermaßen an: „Geliebte Kindlein, hört auf mich armen Sünder. So lange es noch Zeit ist, seien wir eifrig in guten Werken, und nicht nur gegen unsere Nächsten, sondern auch gegen uns selbst; vor Allem will ich einen Jeden ermahnen, sein Kreuz auf sich zu nehmen und unserm Herrn Jesus Christus zu folgen, der sich gewürdigt hat, zu uns zu sagen: „Wer sein Leben liebt, soll es verlieren, aber wer sein Leben um Meinetwillen verliert, der soll es in Ewigkeit finden." Deßhalb bitte ich euch Alle, nicht nur für euer, sondern auch eurer Nächsten Seelenheil besorgt zu sein, so zwar, daß, wenn Einer unter euch Freunde oder Verwandte hat, die noch im Heidenthume leben, er sich beeile, sie hierher zu führen, damit sie aus unseren Händen die Taufe empfangen."

Unter den Christen, welche der Ansprache des Hl. Vaters zuhörten, befand sich auch ein heiligmäßiger, ehrwürdiger Mann, Namens Hippolytus; derselbe war dereinst ein reicher römischer Bürger gewesen, hatte aber sein ganzes Vermögen unter die Armen vertheilt und führte jetzt ein Einsiedlerleben in den Katakomben an der Via Appia. Als Stephan geendet, warf sich Hippolytus zu seinen Füßen und sprach: „Guter Vater, möge es dir gefallen, da sind mein Neffe und seine Schwester, beide Heiden, die ich selbst aufgezogen habe — ein kleiner Knabe von etwa zehn Jahren und das Mädchen dreizehn Jahre alt; ihre Mutter, gleichfalls eine Heidin, heißt Paulina, ihr Vater, der sie beide von Zeit zu Zeit zu mir schickt, heißt Adrias." Dann gab ihm Stephan den Rath, die Kinder bei sich zu behalten, wenn ihre Eltern sie wieder schickten, damit diese eine

Veranlassung fänden, um ihn zu besuchen. Nach zwei Tagen kamen die obenerwähnten Kinder zu Hippolyt und brachten ihm einige Brodkuchen. Er behielt sie bei sich und meldete es dem Papste Stephan, der nun kam und die Kleinen umarmte und liebkoste. Voll Besorgniß um ihre Kinder eilten die Eltern herbei, um sie zu suchen. Da redete Stephan zu ihnen von den Schrecknissen des künftigen furchtbaren Gerichtes und ermahnte sie ernstlich, die Götzen zu verlassen; desgleichen that Hippolyt. Adrias, der Vater der Kinder, erklärte, er fürchte, seines Eigenthums beraubt und hingerichtet zu werden — ein Loos, das Alle traf, welche sich als Christen bekannten. Paulina, Hippolyt's Schwester, sagte dasselbe und machte ihm Vorwürfe, daß er einen solchen Schritt verlangen könne, denn sie haßte die Religion der Christen. Sie gingen wieder weg und ließen jene in den Katakomben zurück, welche sie ohne Erfolg, aber nicht ohne Hoffnung beredet hatten.

Nun schickte Papst Stephan den gelehrten Priester Eusebius und den Diakon Marcellus zu Adrias und Paulina, um sie nochmals in die Katakombe, wo Hippolyt wohnte, einzuladen; als sie gekommen waren, sagte Eusebius zu ihnen: „Christus erwartet euch, auf daß Er euch in das Reich des Himmels einführe.“ Und als Paulina auf der Herrlichkeit dieser Welt und dem elenden Loose der Christen zu bestehen anfing, entwarf er ihnen ein Bild von der unaussprechlichen Herrlichkeit des Himmels, die sie nur durch den Glauben und die Taufe erlangen könnten. Paulina war geneigt, sich bis zum nächsten Tage zu entscheiden. In derselben Nacht kamen ein christlicher Vater und eine christliche Mutter

mit ihrem Sohne, der gichtbrüchig war, zu Eusebius in die Katakomben, um ihn taufen zu lassen; dieser betete über denselben und taufte ihn, worauf er geheilt wurde, und da seine Zunge gelöst war, Gott pries. Dann brachte Eusebius das heilige Meßopfer dar, und Alle nahmen an dem Geheimnisse des Leibes und Blutes Christi Theil. Als der Bischof Stephan dies hörte, kam er und sie freuten sich zusammen.

Am nächsten Morgen kamen Adrias und Paulina wieder; als sie von der Heilung des Knaben hörten, wurden sie von Bewunderung erfüllt, warfen sich mit tiefer Zerknirschung vor dem Papste nieder und baten ihn, sie zu taufen. Da Hippolyt dies sah, dankte er Gott und rief aus: „Heiliger Vater, schiebe ihre Taufe nicht auf.“ Stephan antwortete: „Warte nur, bis die nothwendigen Feierlichkeiten vollendet sind, und stelle dann die vorgeschriebenen Fragen an sie, damit man sehen könne, ob sie wirklich glauben und nicht mehr im Herzen beängstigt sind.“ Nach dem Examen legte er ihnen Fasten auf, und nachdem er alle Katechumenen unterrichtet hatte, taufte er sie im Namen der hl. Dreifaltigkeit; indem er das Zeichen des hl. Kreuzes über sie machte, nannte er den Knaben Neone und das Mädchen Maria. Nach der Taufe brachte er für sie das hl. Meßopfer dar. Nachdem Alle communicirt hatten, ging Stephan wieder weg. Die Neugetauften blieben und wohnten mit Hippolyt, Eusebius und Marcellus in den Katakomben; das Eigenthum aber, das sie in der Stadt besaßen, vertheilten sie unter die Armen.

Als die Kunde von diesen Vorgängen zu Ohren des Kaisers gelangte, erging der Befehl, die Bekehrten

aufzusuchen: die Hälfte ihres Vermögens war zur Belohnung für den ausgesetzt, der sie entdecken würde. Da nahm ein Schreiber in einem Amte der Regierung, Namens Maximus, um sie aufzufinden, seine Zuflucht zu einer List. Er stellte sich, als sei er ein Christ, der um Almosen bettelte, und trieb sich so lange bei der Area Carbonaria, einem Platze auf dem cälischen Hügel, herum, bis er Adrias vorbeigehen sah, an welchen er sich folgendermaßen wendete, um einen Beweis zu erhalten, daß er ein Christ sei: „Um Christi willen, an den ich glaube, bitte ich dich, habe Mitleiden mit meinem Unglücke.“ Adrias, von Mitleid gerührt, bat ihn, zu folgen. Aber als sie in das Haus eintraten, ward Maximus von einem Dämon erfaßt und schrie: „Mann Gottes, ich bin ein Ankläger! Ich sehe über mir ein unermeßliches Feuer; o bete für mich, ich werde von den Flammen verschlungen!“ Nachdem sie darauf unter Thränen für ihn gebetet, fiel er der Länge nach zu Boden und war geheilt, und als sie ihn aufhoben, rief er aus: „Mögen die Götzendiener zu Grunde gehen, tauft mich doch.“ Sie brachten ihn darauf zu dem hl. Stephan, der ihn erst unterrichtete und dann taufte. Nach der Taufe bat er noch, daß er einige Tage bei dem Bischofe Stephan bleiben dürfe.

Als Maximus nicht zurückkehrte, forschte man nach ihm und schickte einige seiner Mitschreiber bei derselben Behörde in sein Haus. Hier fanden sie denselben in Gebet versunken. Sie legten Hand an ihn und brachten ihn vor Valerian, der zu ihm sagte: „Bist du durch Bestechung so verblendet worden, daß du mich betrügst?“

„Fürwahr," erwiderte Maximus, „bisher bin ich blind gewesen, aber jetzt bin ich erleuchtet und sehe."

„In welchem Lichte?" fragte der Kaiser.

„In dem Glauben meines Herrn Jesu Christi," war die Antwort.

Da befahl Valerian in seinem Zorne, ihn von einer Tiberbrücke herabzustürzen. Sein Leichnam wurde nachher von Eusebius in den Katakomben an der Via Appia begraben[1]).

Darauf schickte Valerian einen Trupp von siebenzig Soldaten aus, mit dem Befehle, Alles aufzubieten, bis sie den Eusebius und die Anderen gefunden hätten. Als der hl. Priester zusammen mit Adrias, Paulina, den Kindern und auch dem ehrwürdigen Hippolytus entdeckt war, führte man sie gefesselt auf das trajanische Forum. Der Diakon Marcellus erging sich in Beschwerden gegen den Kaiser, weil er so grausam mit den Freunden der Wahrheit umging; er wurde deßhalb von Secundinus Togatus angezeigt und gleichfalls gefangen.

Zuerst wurde der Priester Eusebius von dem Richter verhört. „Bist du der Störenfried der Stadt? — Doch vor allen Dingen, wie heißt du?"

„Ich heiße Eusebius und bin ein Priester."

Nun befahl der Richter, ihn abseits zu setzen und

---

1) Die kleine Capelle, worin Maximus begraben liegt, wird noch in der Katakombe des hl. Sebastian an der Via Appia gezeigt. Da diese Katakombe für den Fremden offen steht, so gehört sie in der ewigen Stadt zu den bekanntesten. Der Stein mit der Inschrift: „Locus Maximi" wird an derselben Stelle aufbewahrt. In dieser dunkeln, unterirdischen Capelle pflegte der hl. Philippus Neri ganze Nächte im Gebete zuzubringen.

den Adrias hereinzubringen; dieser erwiderte, nachdem man ihn zuerst nach seinem Namen gefragt und dann, wie er zu seinem großen Reichthum und Ueberfluß gekommen sei, womit er das Volk verführe: „Im Namen Jesu Christi, ich habe Alles durch den Fleiß meiner Eltern erhalten.“

„Dann mache ordentlichen Gebrauch von deiner Erbschaft und verschleudere sie nicht, indem du Andere zu Grunde richtest,“ sagte der Richter.

„Ich verwende sie wahrhaftig, ohne Trug zu meinem und meiner Kinder Vortheil.“

„Hast du Kinder und eine Frau?“

„Sie sind hier bei mir in Ketten.“

„Bringet sie herein,“ sagte der Richter.

Nun wurden Paulina und ihre Kinder Neone und Maria hereingebracht, mit ihnen der Diakon Marcellus und Hippolytus. Der Richter fragte:

„Ist dies dein Weib und diese da deine Kinder?“

„Ja,“ entgegnete Adrias.

„Und wer sind diese beiden Andern?“

„Der hier ist der Diakon Marcellus, und der da mein Bruder Hippolytus, ein treuer Diener Christi.“

Zu ihnen sich wendend, sagte der Richter: „Erklärt mit eignem Munde, wie ihr heißt.“

„Ich bin der Diakon Marcellus,“ antwortete Marcellus.

„Und wie heißt du?“ fragte er Hippolyt.

„Hippolytus, Knecht der Knechte Christi.“

Der Richter befahl, Paulina und ihre Kinder bei Seite zu nehmen, und sagte zu Adrias: „Gib mir an, wo deine Schätze sind, und dann opfert ihr, du und

jene, die mit dir hereingeführt worden sind, den Göttern, und rettet euer Leben, das ihr sonst schnell verliert."

„Wir haben," erwiderte Hippolytus, „die eitlen Götzen weggeworfen und den Herrn des Himmels und der Erde gefunden, Christum, den Sohn Gottes, an den wir glauben."

Darauf befahl der Richter, sie Alle in das öffentliche Gefängniß abzuführen und nicht von einander abzusondern; sie wurden demgemäß in den mamertinischen Kerker geschleppt.

Drei Tage später saß der Präfect im Beiwesen des Probus im Tempel der Erde zu Gericht und hatte alle möglichen Marterwerkzeuge dort bereit stellen lassen. Adrias wurde zuerst hereingebracht und wegen seines Vermögens verhört. Da kein Geständniß aus ihm herauszulocken war, wurde vor der Göttin Minerva Feuer angezündet, und ihnen befohlen, Weihrauch darzubringen. Aber Alle wiesen das Verlangen mit Abscheu zurück und höhnten den Richter, wie er solches fordern könne. Darauf wurden sie entkleidet, nackt auf die Folter gespannt und mit Stöcken geschlagen. Die gottselige Paulina gab unter den Schlägen ihren Geist auf. Als der Richter dies sah, befahl er, Eusebius und Marcellus zu enthaupten. Das Urtheil wurde an der Petra Scelerata in der Nähe des Coliseums am 20. October vollstreckt. Ihre Leiber warf man den Hunden vor, den der hl. Paulina auf das Pflaster; alle Drei wurden von einem andern Hippolytus, einem Diakon, aufgehoben und in den Katakomben an der Via Appia begraben, wo sie im Leben so oft verkehrt hatten.

Secundinus ließ darnach den Adrias und seine Kinder mit Hippolytus in seine eigene Wohnung bringen und erschöpfte alle Mittel, um das Geld zu entdecken; aber ihre Antwort war: „Was wir hatten, das haben wir unter die Armen vertheilt; unsere Schätze sind unsere Seelen, die wir um keinen Preis daran geben können; führe deinen Auftrag aus." Dann ließ Secundinus die Kinder martern; ihr Vater aber sprach ihnen Muth ein: „Seid standhaft, meine Kinder." Während der Geißelung sprachen sie nichts, als: „Christus, stehe uns bei."

Hierauf befahl er, Adrias und Hippolytus zu foltern, mit der besonderen Weisung, ihre Seiten mit Fackeln zu brennen, und als sie auf alle erdenkliche Arten gemartert und durchaus nicht zum Opfern zu bewegen waren, oder bloß zu dem Geständnisse, daß sie es wollten, befahl Secundinus: „Hebt die Kinder Neone und Maria gleich vom Boden auf, bringt sie an die Petra Scelerata und richtet sie vor ihres Vaters Augen hin. Nachdem dies geschehen, wurden ihre Leichen auf den öffentlichen Platz (d. i. längs des Amphitheaters) hingeworfen. In der Nacht trugen sie die Gläubigen hinweg und beerdigten sie in derselben Katakombe, wie ihre Mutter, an der Via Appia.

Acht Tage, nachdem Secundinus dies Alles an Valerian berichtet hatte, gebot er, seinen Thron im Circus herzurichten. Flaminius, Hippolytus und Adrias wurden in Ketten hinein geführt, während ein Herold vor ihnen ausrief: „Dies sind die schuldigen Verbrecher, welche die Stadt unterwühlen." Als sie vor das Tribunal gekommen, begann der Richter, sie wiederum nach

dem Gelde zu fragen. „Gebt das Geld heraus, womit ihr das Volk zum Irrthum zu verführen pflegtet.“

„Wir predigen Christus,“ erwiderte Adrias, „der sich würdigte, uns vom Irrthum zu befreien, nicht um die Menschen zu vernichten, sondern um ihnen das Leben zu geben.“

Aber alles Zureden des Secundinus Togatus fruchtete nichts; er befahl daher, sie mit bleigefüllten Stöcken an die Kinnladen zu schlagen, während der Herold ihnen zurief: „Opfert den Göttern mit Weihrauch,“ denn er hatte einen angezündeten Dreifuß zu diesem Zwecke hinstellen lassen. Während das Blut von seinem Körper strömte, rief Hippolytus: „Thue, was deines Amtes ist, unglücklicher Mann, und laß nicht nach!“ Nun gebot Secundinus den Henkern, mit dem Schlagen einzuhalten, und sagte: „Habt jetzt wenigstens Mitleid mit euch selbst, ihr seht, mir thut eure Thorheit leid.“ Sie antworteten: „Wir lassen uns lieber martern, als daß wir thun, was du oder der Kaiser von uns verlangt.“ Secundinus hinterbrachte dies dem Kaiser Valerian, der den Befehl ertheilte, sie sofort vor allem Volke zu tödten.

Jetzt ließ Secundinus sie auf die Brücke Antonin's führen und todtschlagen. Dort gaben sie nach langem Leiden den Geist auf; ihre Körper blieben auf demselben Platze neben der Insel Lycaonia liegen. Ein Diakon der römischen Kirche, Hippolytus, kam bei Nacht und brachte ihre Leichen in dieselbe Krypta an der Via Appia (9. December), wo die andern Heiligen beigesetzt waren (s. Baronius, anno 259, nr. 8 sqq.).

Aus den Acten, welche wir benutzt haben, ersehen

wir, daß die Katakomben erst dann durch die Ueberreste der Martyrer geheiligt wurden, als sie die freiwilligen Wohnungen der Lebenden wurden. So lange der Friede im Reiche herrschte und das allerheiligste Opfer im Herzen der Stadt in den Capellen dargebracht wurde, zogen sich schon einige eifrige Christen zu Gebet und Abgeschiedenheit in die Katakomben zurück. So war es der Fall mit Hippolytus, dem Bruder Paulina's, dessen schrecklichen Tod wir eben geschildert haben. In denselben Acten finden wir auch eine schöne Erzählung von einer griechischen Frau und deren Tochter, welche mehrere Jahre in einer Krypta an der Via Appia zubrachten und noch lange bei den Gräbern der Martyrer beteten, nachdem das Schwert der Verfolgung wieder in die Scheide zurückgekehrt war. Dieselben waren mit Adrias und Paulina verwandt und ebenfalls Christen. Bei ihrer Ankunft in Rom erfuhren sie, daß ihre Verwandten den Martertod erlitten hatten; sie gingen darauf in großer Freude nach der kleinen Capelle in den Katakomben des hl. Sebastian (wie sie jetzt heißen), woselbst diese Martyrer begraben waren, und lebten dort dreizehn Jahre in Wachen und Beten, bis es Gott gefiel, sie zu sich zu rufen. Nach ihrem Tode wurden sie in derselben Krypta beigesetzt.

III.

Beinahe ein Jahr war seit den oben beschriebenen Vorgängen verflossen. Die Verfolgung dauerte fort, hatte indeß viel von der Heftigkeit ihres ersten Ausbruches verloren. Der böse Feind, der Valerian's Herz

beherrschte, trieb ihn zu immer größeren Greueln und zu tieferem und heftigerem Hasse gegen die Christen an. Demgemäß erließ er ein neues Edict, das die seitherigen noch überbot. Man versprach den Angebern das ganze Vermögen der Christen, welche sie verriethen, zur Belohnung, und Valerian selbst that durch geheime Befehle den Statthaltern der Provinzen zu wissen, wenn er auch öffentlich nur den Tod der hervorragendsten Christen beantrage, so wolle er doch thatsächlich die Secte vollständig ausgerottet haben. So wüthete denn im folgenden Jahre die Verfolgung heftiger als je. Wir müssen jetzt zu dem zweiten Theile der schönen, eben erwähnten Acten zurückkehren und die Erzählung der blutigen Greuel fortsetzen, die vor sechszehn Jahrhunderten unter den Mauern des Coliseums stattfanden.

Nach Veröffentlichung des Edictes berief der gottselige Stephan die ganze Gemeinde zusammen und redete sie folgendermaßen an: „Brüder und Mitstreiter, ihr habt von den grausamen, teuflischen Verordnungen gehört, die ergangen sind, daß nämlich jeder Heide, der einen Christen anzeigt, dessen ganzes Vermögen erhalten soll. Brüder, verachtet deßhalb die Güter dieser Welt, daß ihr das Himmelreich erlangen möget; fürchtet nicht die Mächtigen dieser Erde, sondern betet zu dem Herrn des Himmels und Seinem Sohn Jesus Christus, der uns aus den Händen unserer Feinde und von der Bosheit des Satans befreien kann, um uns Seiner Gnade theilhaftig zu machen.“

Auf diese Ansprache erwiderte der Presbyter Bonus: „Wir sind nicht allein bereit, die irdischen Besitzthümer zu verlassen, sondern auch unser Blut für den

Namen unseres Herrn Jesu Christi zu vergießen, auf daß wir würdig werden, Seine Gnade zu erlangen." Nach diesen Worten warf sich die ganze Gemeinde zu Füßen Stephan's, und sie erzählten ihm, daß noch einige Heidenkinder und Nachbarn von ihnen nicht getauft seien, und baten ihn um die Erlaubniß, sie zu bringen; er ordnete daher an, daß sich Alle am nächsten Tage in der Krypta der hl. Nepotiana versammeln sollten.

Am nächsten Tage fanden sich Katechumenen beider Geschlechter bis zur Zahl von einhundertundacht ein, und Stephan taufte sie Alle und opferte die Messe für sie auf, an welcher sie sämmtlich Theil nahmen. Während der Papst sich in dieser Katakombe aufhielt und die Angelegenheiten der Kirche ordnete, belehrte, ermahnte, Versammlungen hielt und die Messe feierte, gingen viele Heiden durch die Krypten der Martyrer bei ihm aus und ein, um sich belehren und taufen zu lassen.

Der Diener des einen derselben, Sempronius, wurde gefangen genommen und auf alle Weise ausgefragt, um ihn zu einem Geständniß zu bringen, wie er mit dem Reichthume seines Herrn geschaltet habe; als man unter andern das Götzenbild des Mars mit einem Dreifuß vor ihn stellte, damit er opfere, sagte er: „Möge der Herr Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, dich zerstören!" Und alsbald zerschmolz das Götzenbild. Darob entsetzt, befahl Olympius, der mit seiner Hinrichtung beauftragte Offizier, ihn nach seiner eigenen Wohnung zu verbringen, und drohte, alle möglichen Martern an ihm während der Nacht zu erschöpfen.

Bei seiner Heimkunft erzählte er seinem Weibe Exuperia, wie das Götzenbild bei dem Namen Christi zerschmolz. „Wenn nun," sagte sie, „die Kraft dieses Namens so groß ist, wie du erzählst, so ist es besser für uns, Götter zu verlassen, die weder uns, noch sich selbst vertheidigen können, und Ihn zu suchen, welcher der Tochter des Nemesius das Gesicht wieder gab." Olympius trug nun seinem Bedienten Tertullian auf, Sempronius ehrenvoll zu behandeln und zu versuchen, ob er es nicht herausbringe, wo die Schätze seines Herrn Nemesius wären. Aber in jener selbigen Nacht kam er mit seinem Weibe Exuperia und seinem Sohne zu Sempronius, fiel zu seinen Füßen und sagte: „Wir erkennen die Macht Christi an, wir wollen von dir getauft sein."

Sempronius sagte zu Olympius: „Wenn du mit deinem Weibe und Sohne Buße thust, so sollst du Alles zur rechten Zeit empfangen."

„Du sollst gleich im Augenblicke einen Beweis dafür haben," sagte Olympius, „daß ich von ganzem Herzen an den Herrn glaube, den du predigst"; und mit diesen Worten öffnete er ein Zimmer, wo er Götzen von Gold, Silber und Marmor hatte, und erklärte Sempronius, er sei bereit, mit ihnen zu thun, was er ihm nur auftragen werde."

„Dann," sagte Sempronius, „zerstöre einen nach dem andern mit deinen eigenen Händen: die goldenen und silbernen zerschmelze im Feuer und vertheile sie unter die Armen; dann habe ich die Gewißheit, daß du von ganzem Herzen glaubest."

Nachdem Olympius gethan, wie er geheißen war,

ertönte eine Stimme: „Laß meinen Geist in dir wohnen." Da Olympius und sein Weib dies hörten, begannen sie mehr und mehr zu erstarken und mit glühender Sehnsucht nach der Taufe zu verlangen.

Sempronius theilte dies Nemesius mit, der noch frei war, und dieser benachrichtigte eiligst den gottseligen Stephan, der dem allmächtigen Gott dankte und in der Nacht zu dem Hause des Olympius ging. Letzterer fiel ihm mit seinem Weibe und Sohne zu Füßen und wies auf die Trümmer der Götzenbilder, als ein Zeugniß seiner Aufrichtigkeit, hin. Als Stephan dies sah, sagte er Gott Dank und fing an, sie über die kirchliche Ueberlieferung zu belehren. Darauf taufte er sie und alle ihre Hausgenossen, die glaubten, sammt ihrem Sohne, den er Theodulus nannte, und brachte zu ihrer Erlösung das Meßopfer dar.

Nach drei Tagen drang die Kunde hievon zu Valerian und Gallienus, die sogleich den Befehl gaben, Nemesius und seine Tochter Lucilla, deren Gesicht wieder hergestellt worden war, bei dem Tempel des Mars an der Via Appia hinzurichten, während Sempronius, Olympius, Exuperia und Theodulus in der Nähe des Amphitheaters den Feuertod erlitten. Sie starben unter Lobgesängen auf Christus, der sie gewürdigt hatte, unter die Gemeinschaft der Martyrer aufgenommen zu werden; ihre sterblichen Ueberreste wurden von der Gemeinde gesammelt und von dem hl. Stephan mit den gebräuchlichen Gesängen begraben.

Einige Tage darauf wurden besondere Edicte erlassen, um Stephan und die Diener der römischen Kirche gefangen zu nehmen und zu bestrafen. Zwölf

der letzteren wurden sofort ergriffen und ohne Verhör hingerichtet. Unter ihnen befand sich auch jener ehrwürdige Priester Bonus (d. h. der Gute), der die herrliche Erklärung abgegeben hatte, als Papst Stephan die Gemeinde in den Katakomben anredete. Ihre Leichname wurden aufgehoben und von Tertullian, einem Freigelassenen des Olympius, neben denen zweier andern Martyrer in einer Krypta an der Via Latina beerdigt. Als Stephan dies erfuhr, schickte er nach Tertullian, und nachdem er ihn über das Reich Gottes und das ewige Leben unterrichtet hatte, taufte er ihn und gab ihn, weil er noch seine weißen Kleider trug, bei einem Priester in Dienst; dieser beauftragte ihn insbesondere die Leichen der Martyrer aufzusuchen. Nach zwei Tagen gerieth er in Gefangenschaft und wurde vor Valerian gebracht, der ihn wegen des Vermögens des Olympius verhörte; und nachdem er ihm geantwortet und mit heldenmüthiger Standhaftigkeit alle möglichen Martern ausgehalten hatte, wurde er schließlich am zweiten Meilenstein auf der Via Latina enthauptet. Seine Ueberreste wurden von Stephan gesammelt und in derselben Krypta beigesetzt.

Am nächsten Tage mußten die Soldaten Stephan und seine Begleiter aufspüren; als diese ihn vor Valerian geführt hatten, fragte der Kaiser: „Bist du Derjenige, welcher den Staat umzustürzen sucht und mit seiner Ueberredungskunst das Volk verführt, vom Dienste der Götter abzufallen?" Worauf Stephan erwiderte: „Wahrhaftig, ich stürze den Staat nicht um; aber ich ermahne und fordere das Volk auf, die bösen Geister zu verlassen, welche es in seinen Götzen anbetet, und

dem wahren Gotte, Jesus Christus, den Er auf Erden gesandt hat, seine Huldigung darzubringen.“ Valerian befahl, ihn nach dem Tempel des Mars zu führen, wo sein Urtheil von den Tafeln verlesen werden sollte.

Als Stephan vor die Stadt über die Via Appia und nach dem Tempel des Mars gekommen war, hob er die Augen gen Himmel und betete: „Herr Gott und Vater, der Du den Thurmbau zu Babel vernichtet hast, vernichte auch diesen Platz, woselbst der Teufel das Volk in den Schlingen des Aberglaubens fängt.“ Da begann es zu donnern und der Blitz traf den Tempel, daß er zum größten Theile zusammenstürzte. Die Soldaten flohen; Stephan aber, der allein zurückgeblieben, ging mit seinen dienstthuenden Priestern und dem Diakon nach dem in der Nähe gelegenen Cömeterium der hl. Lucina, wo er die Christen durch kräftige Trostesworte zur muthigen Ausdauer anfeuerte. Dann opferte er dem Allmächtigen eine Messe auf. Die Soldaten, die nach ihm ausgeschickt waren, trafen ihn mitten in der heiligen Handlung; er zeigte keine Spur von Schrecken, sondern feierte unbeirrt die heiligen Geheimnisse, die er begonnen, weiter, bis sie ihm das Haupt abschlugen, als er gerade auf dem päpstlichen Stuhle vor dem Altare saß (am 2. August). Die Christen erhoben große Klagen, als sie eines so trefflichen Hirten beraubt waren, und begruben seinen Leichnam nebst dem blutbenetzten Stuhle in derselben Krypta, in dem sogenannten Cömeterium des hl. Callistus (s. Baronius anno 260).

Die Reliquien von Hippolytus, Adrias, Paulina und den Kindern Neone und Maria werden unter dem Hochaltare der schönen Capelle Sanct Agatha in Su-

burra aufbewahrt. Es ist jetzt die Collegiatcapelle der irischen Studenten zu Rom, welchen sie sammt dem geräumigen Collegium von Papst Gregor XVI. seligen Angedenkens überlassen wurde. Die frommen Kinder St. Patriks knieen um jenen ehrwürdigen Altar und lernen im Gebete jenen Geist des Martyrthums kennen, der für ihr leidendes Vaterland noch immer von Nöthen ist. Auch Irland hat seine Martyrer gehabt, und der Altar, unter welchem jene Martyrer aus den ersten Verfolgungen der Kirche ruhen, muß nothgedrungen dem verbannten Priester die Leiden seines eigenen Vaterlandes in's Gedächtniß rufen. Sein Glaube sieht nur die lichtere Seite jenes Ungewitters, das zur Zeit der Heimsuchung über Irland sich entladen; seine Väter stehen mit den Helden Rom's inmitten der glänzenden Martyrerschaar des Himmels; sein Vaterland zählt zu den Nationen, denen Gott Seine Gnade erwiesen hat.

Fünfzehntes Kapitel.

Die zweihundert und sechszig Soldaten.

Während der gottlose Valerian seine Verbrechen unter dem drückenden Joche des siegreichen Perserkönigs Sapor abbüßte, setzte sein unwürdiger, entarteter Sohn die tyrannische Regierung über das Reich fort. Ohne Theilnahme für seinen Vater und ohne Interesse an den Staatsgeschäften, gab er sich den schamlosesten Ausschweifungen und Schwelgereien hin.

Fast zu gleicher Zeit erhoben sich Usurpatoren, um ihm die Zügel der Herrschaft aus den Händen zu winden. Unter ihnen befand sich der ruchlose Macrian, der mit seinem schlimmen Rathe Valerian zu Feindseligkeiten gegen die Christen aufgehetzt und ein so furchtbares Strafgericht des Himmels auf jenen unglücklichen Kaiser herabgerufen hatte. Am meisten Erfolg von den Nebenbuhlern des Gallienus hatte der Soldat Claudius. Er hatte sich unter Valerian vom Tribunen zum Lagercommandanten emporgeschwungen und durch einen Triumph über die Gothen sich Namen gemacht; man überhäufte ihn mit Lobsprüchen, errichtete ihm Bildsäulen und behandelte ihn als den Abgott des Heeres; sein Ehrgeiz hielt mit seinem Glücke Schritt: er strebte nach der höchsten Würde im Reiche.

Er war ein verschlagener Mann und nahm zu einer Kriegslist seine Zuflucht, deren Erfolg sich in der Beseitigung seines Nebenbuhlers bewährte. Er schrieb die Namen einiger besonders muthigen und tapferen Offiziere aus dem Heere des Gallienus ab und ahmte genau die Züge und Handschrift des Kaisers nach. Dieses Document, angeblich eine Liste Derjenigen, welche der Tyrann zum Tode verurtheilen wollte, schickte er durch einen Vertrauten in das Lager des Gallienus, der damals gerade den Thronprätendenten Aureolus in der Stadt Mailand belagerte. Es wurde von einem der bezeichneten Opfer geöffnet. Dieser versammelte die übrigen um sich und sie beschlossen, Gallienus in jener Nacht zu ermorden. Als Alles dunkel war, erregten sie einen falschen Allarm, die Soldaten wurden unter Waffen gerufen und in der Verwirrung der elende Kaiser

mit einem Wurfspieß durchbohrt und sein Haupt von einem Offizier entzwei geschlagen. Claudius wurde nun von seinem eigenen Heere zum Kaiser ausgerufen, besiegte Aureolus und kam nach Rom, um seine Hände im Blute der Christen zu waschen und seinen Namen mit ewiger Schmach zu beflecken.

Sein Vorgänger war zu maßlos, um furchtbar zu sein. Grausamkeit, Blutvergießen und Massenmorde unschuldiger Opfer sind nicht die Flecken, die das Blatt der Geschichte verzeichnet, worauf sein Name geschrieben steht. Seine Unsittlichkeit, Unmäßigkeit und offene Nachgiebigkeit gegen rohe Leidenschaften verstattete ihm keinen nüchternen Augenblick, um die Christen zu belästigen. Jedoch bestanden noch die alten Verfolgungsgesetze zu Kraft; da waren Richter und Statthalter, welche die Schreckensedicte anwandten, um einer grausamen Laune zu fröhnen, und Diejenigen zu beseitigen, welche ihnen hinderlich schienen. In den Provinzen erlitten Viele den Martertod, während zu Rom die Verfolgung ohne die Greuel des Blutvergießens ihren Fortgang nahm. Die Christen litten, aber nicht im Coliseum oder an der Verbrechersäule, man zerfleischte sie nicht mit bleibeschwerten Geißeln oder warf sie in Kessel siedenden Oeles; man stürzte sie nicht in den Tiber und enthauptete sie nicht an dem dritten oder siebenten Meilensteine, aber eine andere und für die Christen selbst beschwerlichere Verfolgung war gegen sie im Gange. Man warf sie in abscheuliche Gefängnisse, schmiedete sie an Galeeren, oder ließ sie wie öffentliche Verbrecher in den Wäldern und Sandgruben in der Nähe der Hauptstadt Zwangsarbeiten verrichten. So fand Claudius, als er

in Rom einzog, seine Opfer vorbereitet; seine kurze und blutige Regierung eröffnet mit einer der herzzerreißendsten Scenen, die wir in der greulvollen Geschichte des Coliseums kennen.

In den Acten der persischen Edeln Marius und Martha und ihrer Söhne, wie sie die Bollandisten unter dem 19. Januar (und 1. März) geben, lesen wir das Folgende:

„Um dieselbe Zeit verordnete Claudius alle Christen, die man im Gefängnisse oder in der Freiheit auftreibe, ohne gerichtliche Untersuchung zu bestrafen. Beim Erlasse dieses Gesetzes waren in der Via Salaria zweihundert und sechszig Soldaten gefangen, welche um des Namens Christi willen zu Zwangsarbeit in den Sandgruben verurtheilt waren; er hielt sie in einem Töpfermagazine eingeschlossen und befahl sie dann in's Amphitheater zu führen und dort mit Pfeilen zu erschießen. Als dies geschehen, waren Marius und sein Weib Martha, sowie ihre Söhne Audifax und Abakuk sehr niedergeschlagen — sie gingen nach dem Platze, wo jene hingerichtet worden waren, in Begleitung des frommen Priesters Johannes und fanden, daß man Feuer an die hl. Leiber gelegt hatte. Sie begannen nun die Leiber wegzuschaffen und mit Leinen und Spezereien zu begraben, denn sie waren sehr reich, und so viel sie von ihnen aufheben konnten, begruben sie in der Krypta an der Via Salaria neben dem Clivus Cucumeris. Sie begruben auch zu gleicher Zeit einen Tribunen des Claudius, Namens Plastus, und verbrachten an demselben Platze mit dem frommen Johannes viele Tage in Fasten und Beten.“

Die Phantasie muß die furchtbaren Einzelheiten dieses greuligen Gemetzels sich selbst ausmalen. Nach den Acten wurden sie im Coliseum mit Pfeilen erschossen. Die rohe Soldateska erhielt die Erlaubniß, die Stelle der Zuschauer einzunehmen und ihre Pfeile auf ihre Gefährten fliegen zu lassen, welche man in die Arena getrieben hatte. Das Corps der Bogenschützen war von jeher das wildeste und roheste der Armee: aus ihrer Mitte wurden gewöhnlich die öffentlichen Scharfrichter genommen, ihre Unmäßigkeit, ihr rohes, ungeschlachtes Benehmen und ihre Gefühllosigkeit machten sie selbst bei den Heiden verhaßt; in den Händen von Tyrannen waren sie gefügige Werkzeuge zur Marter der Christen.

Es ist großartig, zu betrachten, wie diese tapferen Soldaten, unbewaffnet, gefesselt und schweigend die tödtlichen Geschosse erwarten, welche sie durchbohren sollen. Vergebens suchen wir etwas Aehnliches bei den Schrecken eines Schiffbruches oder des Schlachtfeldes. Bei dem ersteren besteht das Schreckliche mehr in dem Vorgefühle, als in der Wirklichkeit: die Woge, die ihr Opfer in die Tiefe stürzt, verbirgt den Todeskampf für immer; gelegentlich dringt ein Schrei eines Versinkenden durch das Getöse des Sturmes, aber einen Augenblick später ist Alles vorüber, keine Spur mehr ist von dem Wrack zu sehen, die mächtige Woge rollt darüber weg und der Wind heult wie vorher. Nicht so bei dem Schauspiele in dem Coliseum. Stundenlange mischt sich das Stöhnen der Sterbenden mit dem rohen Gelächter der Bogenschützen. Hier liegt eine Gruppe auf den Knieen, die Hände zum Gebet gefaltet; das Schwirren der flie=

genden Pfeile ist ihr Todesgeläute, sie fallen einer nach dem andern; dort haben sich zwei Freunde in der letzten tödtlichen Umarmung umschlungen, sie sind zusammen niedergestürzt und ihr Blut vereinigt sich zu demselben Strome. Niemals hatten die Tapferen eine größere Schlacht gewonnen; unverzagt schauten sie dem Tode in's Auge, dafür belohnte sie aber auch die reichste Siegesbeute der Welt.

Waren diese armen Soldaten allen Banden der Natur und Leidenschaften der Seele entfremdet? Gewiß nicht. Die Gnade, den Martertod zu erleiden, besteht nicht darin, daß sie die menschliche Empfindung betäubt; auch sie fühlten Liebe, Furcht und Schmerz ebenso kräftig im Herzen, wie sie der sterbende Soldat auf dem Schlachtfelde fühlt. Auch der Martyrer hatte Heimat, Familie und Freunde geliebt, aber die übernatürliche Weihe der Gnade hatte den Schmerz der Trennung ertödtet; er opferte den greisen Vater, die geliebte Gattin und die zarten Kinder freudig jener väterlichen Vorsehung auf, welche mit derselben Hand segnet, mit welcher sie züchtigt. Ohne Murren, ohne Seufzen und Klagen warteten sie auf ihre Krone.

Von den Schrecken dieses Blutbades gehen wir im Geiste zu einer anderen, frohen und tröstlichen Scene über. Hoch über der mächtigen Wölbung des Amphitheaters sehen wir Tausende von strahlenden Geistern über den sterbenden Kriegern aufschweben, die Kränze unverwelklichen Lorbeers tragen und die befreiten Seelen zu ewiger Wonne einführen. Wann die große Ruine an Sommerabenden von Millionen Leuchtkäfern erglänzt, die in dem Dunkel wie schwimmende Sterne herum-

fliegen, so fallen dem Besucher die strahlenden Engel ein, welche vom Himmel gesandt wurden, um jene gemarterten Soldaten zu begrüßen. Welch' ein Gegensatz zwischen der Finsterniß des Blutbades in der materiellen Welt und der Freude, welche es in den Gefilden der wahren Seligkeit hervorrief! Jahrhunderte unwandelbarer Wonne sind für jene Helden des Coliseums dahingegangen; kurz war ihr Kampf, aber lang und ewig ihr Lohn. Die irdischen Wehen sind vorübergehende Schmerzen, jenseits des Grabes werden sie zu Fleckchen an dem entfernten Horizonte der Vergangenheit; die Martern und Qualen des Glaubenstodes, welche anfänglich einen Schauder verursachen, dienen nur dazu, den Uebergang zur ewigen Glückseligkeit zu vermitteln. Darum wenden wir unsere Gedanken nicht mit den Gefühlen des Mitleids oder der Entrüstung von jenem blutigen Auftritte; wir schauen vielmehr aus unserer Niedrigkeit auf zu der glänzenden Milchstraße der Martyrer dort oben, und bitten sie, den streitenden Pilgern in diesem Thränenthale zu gestatten, daß sie sich mit ihnen vereinigen in ihren unaufhörlichen Dankgesängen zur Güte und Gnade Gottes.

Sechszehntes Kapitel.

Die Acten der hl. Prisca.

1. Kaiser Claudius erließ unter seiner Regierung ein neues, höchst ungerechtes Gesetz für das ganze Reich, daß die Christen den Göttern opfern oder hingerichtet werden sollten. Er befahl seinen Beamten und Richtern, das Gesetz pünktlich auszuführen und die christliche Religion zu vernichten; damit nicht genug, wies er sie noch besonders an, diejenigen, welche sich zum Opfern verständen, mit Ehren zu überhäufen, während für die Widerstrebenden die ausgedachteste Grausamkeit zu gewärtigen war. Um den Ernst seiner Bestrebungen klar zu legen und mit der Durchführung des gottlosen Gesetzes einen Anfang zu machen, veranstaltete derselbe Kaiser Claudius feierliche Opfer im Tempel des Apollo und beorderte gleichzeitig seine Soldaten, Alle, die man als Christen kannte, aufzugreifen und durch gewaltsame Drohungen und rücksichtslose Martern zum Götzendienste zu zwingen.

2. Da gab es denn boshafte Menschen, welche mit allen Kräften die christliche Religion zu vertilgen suchten; und als diese zu einer bestimmten Kirche kamen, fanden sie die gottselige Prisca dort im Gebete. Sie stammte von edlem Blute; ihr Vater war dreimal Consul gewesen und besaß ungewöhnliche Reichthümer. Das heilige Kind stand in seinem elften Jahre und zeichnete sich mit der Gnade Gottes durch seine werk=

thätige Liebe und Sittenreinheit aus[1]). Die Diener des Kaisers sagten zu ihr: „Unser Kaiser Claudius hat dir befohlen, den Göttern von freien Stücken zu opfern.“ Mit freudevollem Herzen entgegnete Prisca: „Laßt mich erst in die heilige allgemeine Kirche hineintreten, daß ich mich meinem Herrn Jesus Christus befehlen kann, und dann wollen wir in Frieden gehen. Im Namen unseres Herrn muß ich euren unwürdigen Kaiser schlagen und dem Triumphe Jesu beiwohnen.“ Und sie kehrte in die Kirche zurück und vollendete ihre Gebete.

3. Nachdem sie ihre Andacht beendigt hatte, ging sie mit ihnen zu dem Kaiser. Als die Diener in die Gemächer des Kaisers traten, berichteten sie ihm: „Dieses Mädchen ist bereit, den Befehlen deiner Majestät Gehorsam zu leisten.“ Bei dieser Kunde freute jener sich außerordentlich und hieß sie vor sich bringen. Als sie vor ihn in den Palast gebracht worden war, rief er aus: „Du bist groß, o Gott Apollo, und glorreich über allen Göttern, da du mir diese vornehme Jungfrau, die so schön ist und ein so gutes Herz hat, hierher gebracht hast.“ Dann zu der hl. Prisca gewendet, sprach er: „Ich habe Befehl ertheilt, dich zu mir zu bringen, damit ich dich zu meiner Herrin mache und dir Antheil gebe an meiner königlichen Gewalt.“ Worauf Prisca entgegnete: „Aber ich will unblutige Opfer darbringen und zwar allein dem makellosen Gotte, meinem Herrn Jesus Christus.“

---

1) Haec in undecimo anno erat bonorum operum et gratia Dei moribus ornata. Acta Bolland. April. 18. Nr. 2.

4. Da der Kaiser diese Worte hörte und ihren Sinn nicht verstand, befahl er, sie zu dem Tempel des Apollo zu führen, daß sie ihm opfere. Als man nun der heiligen Jungfrau befahl, in den Tempel zu treten, sprach sie mit lieblicher Geberde zu dem Kaiser: „Tritt du auch hinein, du und alle Priester des Apollo, damit ihr sehen könnt, wie der allmächtige, makellose Herr Wohlgefallen hat an den Opfern Seiner Gläubigen." Der Kaiser befahl darauf Allen, die ringsum versammelt waren, acht zu geben, was sie thuen werde.

Die hl. Prisca aber betete: „Ruhm sei dir, glorreicher Vater, ich rufe, ich flehe Dich an, stürze dieses regungslose, stumme Götzenbild nieder, das elende Sinnbild der Falschheit und Verderbniß; höre, o Herr, mich arme Sünderin, damit dieser Kaiser sehe, wie eitel die Hoffnung ist, die er auf seine Götzen gesetzt hat, und daß wir keinen andern Gott anbeten sollen, als Dich allein."

Als sie so gebetet hatte, entstand sofort ein starkes Erdbeben, so daß die ganze Stadt erschüttert wurde; die Statue des Gottes wankte und fiel auf den Boden; desgleichen ward ein Viertel des Tempels zerstört und eine Menge Volkes zugleich mit den Götzenpriestern im Schutte begraben [1]).

Der Kaiser gerieth in Schrecken und weinte. Prisca

1) Et haec ea orante statim terrae motus factus est magnus, ita ut civitas concuteretur, et corruit Apollo et comminutus est; simili modo quarta pars templi destructa est et oppressit multitudinem paganorum cum sacerdotibus idolorum. Acta Nr. 4.

aber sagte zu ihm: „Bleibe nur hier, o Kaiser; dein Apollo ist in Stücke zerbrochen, und du kannst jetzt die Trümmer auflesen; ferner sind seine Priester zugleich mit seinem Falle umgekommen; laß ihn jetzt kommen und ihnen helfen."

5. Und der böse Geist, der in dem Götzen wohnte, schrie mit lauter Stimme: „Jungfräuliche Prisca, du Dienerin des großen Gottes, der im Himmel thront, du, die Seine Gebote hält und mich meiner Wohnung beraubt hat — ich habe hier sieben und sechszig Jahre lang gelebt, und unter Claudius Cäsar zwölf. Viele Martyrer sind gekommen und haben mich in Ruhe gelassen. Ich habe noch drei und neunzig böse Geister unter mir und befehle einem jeden derselben, mir täglich fünfzig menschliche Seelen zu opfern[1]). O Kaiser, du Verfolger der Christen, du hast eine heilige Seele gefunden, durch die du deine Herrschaft in Schanden enden wirst." Diese Worte wurden mit lauter Stimme und starkem Wehklagen gesprochen; schreckliche Finsterniß umhüllte sämmtliche Anwesende und sie gingen mit großem Zittern und Zweifel weg.

6. Der Kaiser erkannte nicht, daß das Götzenbild durch die Gewalt Gottes umgestürzt war, und befahl, der Jungfrau in's Gesicht zu schlagen; und als die Henker sie eine Zeitlang geschlagen hatten, verloren sie ihre Kraft und schrieen: „Wehe uns Sündern! wir

---

1) Aehnliches steht in den Acten der hl. Martina und Tatiana; da aber die Angaben keine historische Grundlage haben, so müssen wir uns vergegenwärtigen, daß hier der stolze Geist der Lüge spricht. Seine Autorität ist nicht viel werth.

leiden wahrlich mehr, als dieses Mädchen; sie fühlt keine Schmerzen, aber wir desto mehr. Wir bitten dich, o Kaiser, nimm sie von uns!" Aber der Kaiser ergrimmte wider dieselben und befahl, das Gesicht der gottseligen Prisca noch mehr zu schlagen. Zum Himmel aufblickend, betete die hl. Jungfrau:

„Gepriesen seist Du, Herr Jesus Christus! denn Du gibst denen, die an Dich glauben, ewigen Frieden."

Und als sie dies gesagt hatte, umgab sie ein glänzendes Licht und man hörte eine Stimme vom Himmel:

„Tochter, sei guten Muthes und fürchte nichts, denn ich bin der Gott, den du anrufst, und will dich niemals verlassen."

Darauf steigerte sich die Wuth des Kaisers zur Raserei.

7. Des nächsten Tages befahl der Kaiser, als er zu Gerichte saß: „Laßt die verruchte kleine Zauberin hereinbringen, daß wir noch mehr von ihren Zaubereien sehen."

Als sie vor ihn gebracht war, fragte er sie: „Bist du damit einverstanden, mit mir zu leben und den Göttern zu opfern?"

Sie entgegnete jedoch mit Festigkeit: „Laß ab, du verruchtester Mensch, du Sohn eines teuflischen Vaters! Schämst du dich nicht, ein hülfloses Mädchen zu beschimpfen und so zu mißhandeln, wenn du weißt, daß sie niemals sich verstehen wird, den Göttern zu opfern?"

Nun befahl der Kaiser in seiner Wuth, sie zu entkleiden und zu geißeln. Der Körper des Kindes schien weiß wie der Schnee, und so stark glänzte das Licht,

das sie ausstrahlte, daß die Augen der Zuschauer geblendet wurden[1]). Während der Geißelung rief die hl. Jungfrau: „Ich habe mit meiner Stimme geschrieen zum Herrn, und Er hat mich gehört in dem Kampfe meiner Leidenschaft."

Als der Kaiser sie so beten hörte, sagte er: „Glaubst du mit deiner Zauberei mich verführen zu können?"

Die gottselige Prisca erwiderte: „Dein Vater Satan ist der Fürst aller finstern Künste, er liebt die Unzüchtigen und schützt die Zauberer."

Nun hieß der Kaiser sie mit Ruthen schlagen, doch die Heilige hatte für diese neue Strafe nur ein Lächeln. „Du ungerechter, gottloser Mann," sprach sie, „du Feind Gottes und Erfinder von Schlechtigkeiten, du bist zu verblendet, um die Segnungen zu erkennen, die du mir bei dem ewigen Schöpfer verschaffst."

8. Da sagte Limenius, ein Verwandter des Kaisers, zu diesem: „Dieses verdorbene Kind duldet jene Qualen nicht zur Verherrlichung der Christen und des Gekreuzigten, sondern hofft, wie ein glänzender Sonnenstrahl, Alles zu bewältigen. Lasse sie bis morgen in's Gefängniß werfen und sie mit Oel und Fett beschmieren und ihr diesen Glanz vertreiben." Alsbald befahl der Kaiser, sie in's Gefängniß zu bringen bis zum nächsten Tage. Auf dem Wege zum Gefängnisse rief sie mit

---

1) Tunc iratus imperator iussit spoliari eam et iterum caedi. Sancta autem videbatur candida sicut nix, cuius splendebat corpus in tantum quod nitor claritatis eius caligare faciebat respicientes in eam. Act. cap. II. nr. I

lauter Stimme vor allem Volke: „Ich danke Dir, mein Herr Jesus Christus, und flehe Dich um Deine heilige Gnade an; schütze mich vor diesem gottlosen, unlauteren Claudius, welcher Deine Gottheit verachtet.“ Die ganze Nacht hindurch pries das Kind in seinem Gefängnisse Gott und sang Hymnen, und man hörte eine Menge Personen mit ihr Gott lobpreisen. Als der Morgen dämmerte, kam der Befehl, sie aus dem Gefängnisse zu holen, um sie mit Oel und Fett zu beschmieren. Limenius bemerkte, da er den Palast verließ, einen durchdringenden Geruch, wie wenn die Luft von Wohlgerüchen erfüllt wäre, und sagte zu seinen Begleitern: „Spürt ihr nicht den herrlichen Duft?“

Doch sie erwiderten: „Die Götter haben diesen herrlichen Duft für die geliebte Prisca bereitet, denn Alle sagen, daß ihre Götter ihr heute Nacht erschienen sind.“

Als sie bei dem Gefängnisse anlangten, fanden sie die begnadete Jungfrau auf einem Throne sitzend, von einer Menge Engel umgeben, deren Glanz jeder Beschreibung spottete. Sie hielt in ihrer Hand ein Täfelchen und las folgende Worte: „Wie groß sind Deine Werke, o Herr! Du hast alle Dinge mit Weisheit geschaffen.“ (Ps. 103, 24.) Limenius gerieth darob in Schrecken und ging eilends nach dem Palaste weg, um dem Kaiser die großen Wunder Gottes zu melden. Nun befahl der Kaiser, sie zum Opfer in den Tempel zu verbringen und im Weigerungsfalle den wilden Thieren vorzuwerfen. Prisca aber fuhr fort zu beten: „Ich bin den Weg Deiner Gebote gewandelt, o Herr! lehre mich Deine Rechtfertigung, und ich will die Wunder

Deiner Gottheit lernen. Befreie mich von den Strafen der Menschen, damit ich Deine Gebote halten kann."

9. Als der Kaiser sie ansah, wie sie schöner und lieblicher war als zuvor, fragte er: „Hast du dem guten Rathe Gehör gegeben und dich dazu verstanden, den gütigen Göttern zu opfern?"

Doch sie erwiderte: „Ich bin vollständig bekehrt, du wirst mich nicht überreden, mich auf deine Streitfragen einzulassen, denn ich bin befreit von den Gottlosigkeiten und trügerischen Eitelkeiten dieser Welt. Ich habe die Gebote meines Herrn Jesu Christi empfangen. Es ist gut für mich, Ihm anzuhangen und alle meine Hoffnung auf Ihn zu setzen, der alle Wahrheit enthält, dem nichts fehlt; denn Er ist allmächtig. Deine verführerischen Worte sind wie die Pfeile der Finsterniß, welche den Weg zum ewigen Verderben weisen. Lieber freue ich mich in dem Tode der Heiligen, die mich umgeben und die deinen Vater, den Teufel, überwältigt haben."

10. Aergerlich sagte der Kaiser zu ihr: „Du sollst nicht sterben, Prisca, wenn du kommst und opferst."

Aber sie gab zur Antwort: „Befiehlst du mir wieder in den Tempel zu gehen?"

„Ja," erwiderte der Kaiser, „gehe hinein und opfere; sonst wirst du von den wilden Thieren zerrissen."

Darauf Prisca: „Mit der Gnade meines Herrn Jesu Christi, der mir, Seiner niedrigen Magd, beisteht, will ich hineingehen, wie du befiehlst."

Aber der böse Geist, der in dem Götzen wohnte,

wußte, daß das heilige Kind ihn jetzt bannen wollte, und schrie mit lauter Stimme: „Wehe mir! wohin soll ich fliehen vor Deinem Geiste, o Gott des Himmels! Das Feuer verfolgt mich von den vier Ecken des Tempels her.“

Prisca trat ein, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, deutete auf das Bild des Götzen und sprach: „Kaiser, betrachte dir einmal diesen Betrug: da sind Augen, die nicht sehen, Ohren, die nicht hören, Hände, die nicht fühlen, Füße, die nicht gehen können — eine Statue, mit verächtlichem Tande ausgeschmückt; willst du, daß ich dieser opfern soll?“

Der Kaiser verstand jedoch nicht, was sie meinte, und rief aus: „Mögen die Götter ewig leben! du hast in meine Forderung eingewilligt.“

Allein die hl. Prisca ging auf den Götzen zu und betete zu dem Herrn: „O Herr und Gott! Ewiger König! Du, der Du die Himmel ausgespannt und die Erde aufgebaut, der Du den Wassern des Meeres Grenzen gesetzt und den Kopf der Schlange zertreten hast, Du, o Herr, wolle mich jetzt nicht verlassen; höre mein Gebet, und zerstöre dieses Götzenbild aus Menschenhand, welches der böse Feind als Werkzeug seines Truges und seiner Bosheit gebraucht; lasse Claudius durch verschiedene Strafen erkennen, daß Du allein geheiligt bist in Ewigkeit. Amen.“ Dann gebot sie mit lauter Stimme: „Ich befehle dir, daß du ausfahrest, der du in diesem tauben, stummen Götzenbilde wohnst.“

Unmittelbar darauf ertönte ein Krachen wie der Donner, es fiel Feuer vom Himmel und verschlang die Priester des Tempels; eine Menge Volkes wurde ge-

tödtet; der Purpur an dem rechten Arme des Kaisers war verbrannt und das Götzenbild zu Asche verzehrt[1]). Prisca sprach: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!"

11. Darob ergrimmte der Kaiser, und ohne Rücksicht auf das stattgehabte Wunder oder auf die unsichtbare Macht Gottes, befahl er dem Präfecten: „Nimm diese Zauberin und zerfleische ihren ganzen Körper mit scharfen eisernen Haken, damit sie nicht länger das Licht dieser Welt schaue. Ich bin ganz verwirrt und beschämt, ich weiß nicht, was ich machen soll." Der Präfect begab sich sogleich in das Prätorium, setzte sich dort zu Gericht und ließ Prisca vorführen. „Führt mir," so befahl er, „jene Tempelschänderin herein; wir wollen sehen, was sie thun wird." Prisca trat lächelnd in das Prätorium.

Der Präfect sprach: „Du lachst über mich, du kleine Zauberin, weil du noch am Leben bist; bei dem reinen Licht der Sonne, ich will deine Eingeweide den Hunden vorwerfen, dann werden wir sehen, ob dein Christus einen Trost für dich hat."

Prisca: „Du gottloser Mensch! Sollte ich denn nicht über die Macht deines Kaisers lachen, der durch Jesus Christus von einem kleinen Mädchen überwunden ist und mich nachher dir überliefert?"

---

1) Et mox tonitru magnum factum est et cecidit ignis de caelo et combussit sacerdotes templi et multitudo populi mortua est, et imperatoris partem dexteram purpurae combussit, et idolum in favillam redegit, Acta, gegen Ende von Nr. 10.

Präfect: „Er ist der Herrscher und hat die Gewalt, dich an mich zu liefern, damit ich dich zu opfern zwinge oder dir das Leben nehme."

Prisca: „Ich will nicht opfern, martere mich lieber nach Herzenslust."

Jetzt ließ sie der Präfect auf die Folter spannen und ihre Glieder mit kleinen Messern zwicken. Während der Folterung rief sie mit lauter Stimme: „O Herr Jesu, hilf mir; ich fliehe unter Deinen Schutz und Schirm."

12. Der ergrimmte Präfect ließ sie nun wieder in den Kerker werfen; sie aber verband ihren heiligen Leib, stärkte sich mit dem Haare ihres Hauptes und ging ohne Widerrede in das Gefängniß. Der Präfect ritt nach dem Gefängnisse und fand das heilige Mädchen, wie vorher, auf einem hohen Throne sitzend, und ihr Gesicht glänzte wie die Sonne [1]). Voller Bestürzung eilte er weg, verschloß das Gefängnißthor, versiegelte es mit seinem Ringe, ließ fünfzig Mann als Wache zurück und ging zu dem Kaiser. Inzwischen wurde Prisca nicht müde, Gott zu verherrlichen und Sein Lob zu singen, und es entstand ein großes Licht in der Zelle, in welcher sie eingeschlossen war. Der Präfect traf den Kaiser in seinem Palaste; dieser fragte ihn verwundert: „Zu welchem Zwecke kommst du?"

Er erwiderte: „Nach Befehl deiner Majestät, habe

1) Dieser Theil der Acten ist mit äußerster Kürze geschrieben. Es werden da Umstände, zwischen welchen wohl Tage gelegen haben, gerade so erzählt, als hätten sie sich zur selben Stunde zugetragen.

ich die junge Verbrecherin Prisca mit eisernen Messern und Haken martern lassen und versucht, sie zu tödten; aber siehe, sie befindet sich noch am Leben und ist nicht zum Opfern zu bringen. Ich habe deine Befehle ausgeführt; jetzt ist es an dir, zu überlegen, welche andere Strafen man über sie verhängen soll."

Der Kaiser sagte darauf: „Es ist offenbar, daß sie auf ihre Zauberei vertraut. Wirf sie den wilden Thieren vor, die sollen sie in Stücke reißen."

Der Präfect schwieg.

13. Am Morgen schickte er die Schergen nach ihr, und als sie zu ihm hereingebracht wurde, sprach er: „Der Kaiser befiehlt dir, zu opfern; wenn du dich weigerst, sollst du den wilden Thieren vorgeworfen werden."

Prisca's Gesicht erstrahlte wie das Licht der Sonne. Sie antwortete: „Im Namen des Herrn Jesu Christi, der für uns, die an Ihn glauben, gelitten hat, bin ich sicher, dich zu überwinden."

Da der Präfect dies hörte, ward er zornig, ging zu dem Kaiser und sagte: „Ich bitte deine Majestät, mit mir in das Amphitheater zu kommen." Und sie gingen beide dahin. Dann ließen sie Prisca zwischen zwei wilde Thiere werfen.

Sie sprach: „Gebt genau Acht, wem ich opfere."

Der Präfect sagte: „Schaue, o Kaiser, diese Zauberin, welche unsere Götter umgeworfen hat; jetzt können sie die Thiere in Fetzen reißen."

Unter den Thieren befand sich ein wilder Löwe, der täglich sieben Schafe zum Fressen erhielt. Dieser hatte seit vier Tagen kein Futter bekommen, damit er die hl.

Prisca verschlinge [1]). Der Kaiser, der auf seinem Throne saß, ward von Traurigkeit übermannt und befahl, Prisca in die Arena zu führen. Als sie in das Coliseum trat, ward am Himmel ein starkes Geräusch gehört, daß die Zuschauer darüber erschracken.

Der Kaiser beredete sie: „Glaube und erfülle meine Wünsche; wende das schreckliche Unheil ab, das über dir schwebt; denn ich schwöre bei den Göttern, daß ich dich über die Maßen liebe."

Das heilige Kind hob seine Augen gen Himmel und betete: „O Herr Jesus Christus, der Du die Erkenntniß Deiner Gottheit geoffenbaret und Deine Heiligen mit Glorie gekrönt hast, erhalte mich in dem heutigen Kampfe aufrecht." Dann sprach sie zu dem Kaiser: „Du erbärmlicher Mensch, wisse, daß ich mich lieber von den Thieren zerreißen lasse, um das ewige Leben mit Christus zu verdienen, als in die Schlingen des ewigen Todes zu fallen, indem ich auf deine Lockungen höre."

Dann befahl der Kaiser, den wildesten Löwen auf sie loszulassen. Der Löwe brüllte in seinem Behälter, so daß alle Leute erschracken. Sein Wärter ließ ihn heraus, und er sprang brüllend in die Arena; dann wendete er sich gegen die Heilige; aber er zeigte keinen Schrecken, sondern Liebe und bewies, sich vorneigend, ihr seine Ehrfurcht und küßte ihre Füße [2]). Prisca be-

---

1) Erat autem et alius leo immanissimus qui cotidie comedebat septem oves. Hic non comederat per dies quattuor, ut devoraret beatam Priscam.

2) Et erat leo rugiens in cubili suo, ut omnes terreret.

tete: „O Gott, Du läßt mich wie eine Verbrecherin auf diesem Tummelplatze der Sünde kämpfen, aber Du bewahrest meine Seele rein und unbefleckt.“ Dann sprach sie, sich gegen den Kaiser wendend: „Du siehst, o Kaiser, du hast nur unsere Macht über Qualen und wilde Thiere kundgethan, weil Christus, der Himmel und Erde und Alles darin gemacht hat, immer siegreich ist; Ihm ist kraft des Willens Seines Vaters Alles unterthan.“

Da der Kaiser bemerkte, wie zahm der Löwe der Heiligen seine Scheu und Liebe bezeigte, sagte er: „Demüthige dich und erkenne die Götter an, denn sie helfen dir.“

Aber Prisca erwiderte: „Die können sich selbst nicht helfen, wie könnten sie da mir helfen? Im Namen meines Herrn Jesus Christus, durch meinen Kampf und Martertod werden sie vernichtet.“

Der Kaiser befahl nun, den Löwen in seinen Zwinger zurückzuschaffen; doch bevor das Thier die Arena verließ, stürzte es sich auf einen Verwandten des Kaisers und tödtete ihn. Zornglühend ließ Claudius jetzt die hl. Prisca wieder in's Gefängniß werfen. Sie aber war von der Gnade Gottes erfüllt und sprach: „Bewahre mich, o Herr, vor den Schlingen, die sie mir gelegt haben, und dem Aergniß der Gottlosen.“

14. Nach drei Tagen kam ihr von Neuem ein

Ille qui eum nutriebat aperiit leoni et egressus leo rugiit cursum arripiens et ambulavit ad sanctam, non terrorem ostendens, sed dilectionem et inclinans se adorabat, osculabatur pedes eius.

Befehl des Kaisers zu, in dem Tempel ein Opfer darzubringen. Er ließ deßhalb die hl. Jungfrau holen. Als sie erschien, strahlte sie wie die Sonne. Auf das Geheiß des Claudius, gläubig den Göttern zu opfern, wenn sie ihr Leben retten wolle, antwortete sie: „Ich verehre und bekenne Jesus Christus." Voller Zorn gebot da der Kaiser, sie aufzuhängen und mit Haken zu zerfleischen. Als man sie in die Höhe zog, frohlockte sie: „Du hast mich, o Herr, in Deinem heiligen Willen mit Wonne erfüllt, und ich will mich erfreuen an den Werken Deiner Hände; Deine Gerichte, o Herr, sind das wahre ewige Licht." Während sie so redete, wurden urplötzlich die Arme und Beine ihrer Peiniger von dem brennendsten Schmerze befallen, so daß sie laut zu dem Kaiser aufschrieen: „Befreie uns, wir bitten dich, von diesen Qualen; die Engel Gottes martern uns."

15. Endlich ward der Befehl gegeben, sie zu verbrennen. Die Wärter thaten, wie ihnen geheißen, zündeten ein mächtiges Feuer an und warfen sie hinein. Sie rief mit lauter Stimme: „O Herr, der Du vom Himmel herniederblickst auf diejenigen, die an Dich glauben und Dich aufsuchen, hilf mir, Deiner Magd." Und alsbald fiel ein starker Regen und ein heftiger Sturmwind schlug die Flammen nach allen Seiten auseinander und verbrannte die Umstehenden. Der Kaiser jedoch wurde äußerst niedergeschlagen, weil er von einem kleinen Mädchen überwunden wurde [1]).

1) Et mox pluvia facta est magna et sonitus venti, et dispersa est magna flamma et incendit qui circumstabant omnes. Imperator autem valde tristis erat, quia vincebatur a puella. Act. nr. 15.

16. In seiner Erbitterung gebot er, ihr alle ihre schönen Haare abzuschneiden. Und als die Wärter ihr Haar abgeschnitten hatten, sagte sie: „Es steht bei dem Apostel geschrieben, wenn ein Weib schönes Haar auf dem Kopfe hat, so sei es ihr Schmuck; du hast mir das Haar genommen, das Gott mir gegeben hat; Gott wird dir auch dein Reich nehmen."

Dann ließ er sie in den Tempel bringen, schloß das Thor, versiegelte es mit seinem Ringe und entfernte sich nach seinem Palaste. Das heilige Kind blieb hier eine Nacht und einen Tag, Gott preisend und verherrlichend. Obgleich der Kaiser und die Priester alltäglich in den Tempel zu gehen pflegten, so wollten sie doch unter keiner Bedingung hineintreten, so lange die hl. Prisca darin verweilte, denn sie hörten die Stimmen einer Menge von Engeln. Claudius bemerkte zu seiner Umgebung: „Der Gott, den wir verehren, ist groß, denn er hat alle anderen Götter versammelt, um Prisca zu belehren und zu trösten."

Am dritten Tage ließ er ein großes Opfer von Ochsen darbringen. Als die Menge die Thüre des Tempels öffnete, sahen sie Prisca auf einem Throne sitzen, von einer großen Schaar Engel umschwebt, deren Schönheit unaussprechlich war; aber ihren Gott sahen sie auf dem Boden liegen[1]). Der erschreckte Kaiser rief: „Wo ist unser Gott?" Worauf Prisca: „Siehst du nicht, wie er zu Staub geworden ist?"

---

1) Turbae autem aperientes portam templi viderunt beatam Priscam sedentem in sede et cum ea existentem coetum Angelorum quorum pulchritudo enarrari non potest; viderunt autem deum illorum in terram cecidisse, Act. nr 16.

17. Des Kaisers Wuth kannte jetzt keine Grenzen mehr und er hieß sie außerhalb der Stadt bringen und enthaupten. Frohlockend sprach die hl. Prisca: „Herr Jesus Christus, Erlöser der Welt, ich preise Dich, ich bete Dich an, ich bitte, ich flehe zu Dir, der Du mich von allem Uebel befreit hast, das man mir anthun wollte, bewahre mich jetzt, o mein Herr Jesus Christus, denn bei Dir gilt kein Ansehen der Person; vollende in mir das Bekenntniß Deines Namens; laß mich aufgenommen werden in Deine Glorie, auf daß ich glücklich dem Unheil entrinne, welches mich umgibt; vergilt dem gottlosen Claudius nach seinen Werken gegen Deine hilflose Magd.“ Nach diesen Worten wandte sie sich gegen die Schergen und forderte sie folgendermaßen auf: „Führt die Befehle aus, die ihr erhalten habt.“

So endete die hl. Prisca ihr Leben durch das Schwert, und man hörte eine Stimme vom Himmel: „Weil du für Meinen Namen gestritten hast, Prisca, gehe ein in das Reich des Himmels mit allen Meinen Heiligen.“ Und auf diese Stimme hin fielen die Henker auf ihr Gesicht und waren todt[1]).

18. Hierauf berichtete ein Christ, der heimlich Acht gab, dem Bischofe von Rom, wie sie die hl. Prisca längs der Straße nach Ostia bis etwa an den zehnten Meilenstein führten und dort enthaupteten. Als der Bischof dies vernommen, ging er mit ihm nach dem an=

1) Et ita finivit vitam beata Prisca per gladium, et vox de caelo facta est dicens: Quia certasti pro nomine Meo, Prisca, ingredere in regnum caelorum cum omnibus sanctis, et facta hac voce carnifices ceciderunt in facies suas et mortui sunt, Act. nr. 17.

gegebenen Orte, und sie fanden die Leiche zwischen zwei Adlern, den einen zu Häupten und den andern zu Füßen, wachend, daß kein Thier sie berühre. Um ihr Haupt strahlte ein blendendes Licht und ihr Antlitz lächelte im hl. Geiste[1]). Da grub ihr der Bischof selbst mit seinem Gefährten ein Grab und begrub sie an jener Stelle.

19. Als der Kaiser alle diese Dinge hörte, befiel sein Herz am selben Tage ein furchtbares Leiden, und wie ein wüthiger Hund aß er sein eigenes Fleisch[2]) und ächzend und zitternd schrie er: „Habe Mitleid mit mir, Du Gott der Christen! Ich weiß, ich habe Deine Gebote übertreten, o Christus, und Dich gelästert; ich habe Deinen Namen verfolgt und habe in meinem Undanke gegen Deine Dienerin gesündigt. Du hast mich gerecht bestraft, Du vergiltst mir, wie ich gegen Dich gehandelt." Damit gab er den Geist auf, im Todeskampfe sich krümmend und windend, und eine schreckliche Stimme ward gehört: „Gehe ein, o Kaiser, in das höllische Feuer; gehe in die äußerste Finsterniß, denn dir sind die finsteren Orte der ewigen Qual bereitet." Es entstand ein gewaltiges Erdbeben, und von den Bewohnern Rom's bekehrten sich an jenem Tage auf die Stimme vom Himmel hin mehr als fünftausend,

---

1) Tunc episcopus, hoc cum audivit, ambulavit cum ipso, qui ei nunciaverat, et ibi invenerunt eam iacentem, unam quidem aquilam sedentem ad caput eius et aliam ad pedes custodientem corpus eius, ne a feris tangeretur. Caput vero lucidum splendida facie risit in Spiritu Sancto, Act. 18.

2) Percussus est dolore cordis eadem die et sicut rabidus canis carnes suas comedebat.

ungerechnet der Weiber und Kinder[1]). Prisca erlitt den Martertod am 18. Januar.

20. Eine kurze Zeit später erbauten die gläubigen Christen an diesem Platze eine Kirche und dienten dort Gott bei Tag und Nacht. Ihr ehrwürdiger Leib blieb hier bis zum Consulate des Antonius (275 n. Chr.), wo ihre Begräbnißstätte dem hl. Papste Eutychian geoffenbart wurde, der die Priester und Gläubigen versammelte, einen wunderbar schönen Sarkophag herrichtete und in Procession nach dem Platze zog. Sie gruben die Erde auf und fanden den Körper. Denselben hoben sie mit großer Andacht und Ehrfurcht auf, trugen ihn unter Hymnen und Lobliedern auf die hl. Jungfrau und Martyrin Prisca in die Stadt und setzten ihn bei dem römischen Bogen in der Kirche der Martyrer Aquila und Prisca bei, Jesum preisend und verherrlichend, der im Himmel wohnt, dem alle Ehre und aller Ruhm gehört, der mit Gott dem Vater in Einigkeit des heiligen Geistes regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Die Acten der hl. Tatiana, wie sie die Bollandisten erzählen, stimmen vollständig mit denen der hl. Prisca überein. Es ist daher zweifelhaft, ob sie zwei verschiedene Heilige waren, oder hier eine und dieselbe Heilige nur unter verschiedenen Namen vorkommt. Dem sei, wie

---

1) Ingredere, imperator, in clibanum Gehennae; vade in tenebras exteriores; tibi enim praeparata sunt tenebrosa poenarum loca. Factus est autem terrae motus magnus et crediderunt in eadem die de iis qui erant in urbe Roma pro voce quae facta est de caelo numero plus quam quinque milia exceptis parvulis et mulieribus. Ib. 19.

ihm wolle, nach dem gelehrten Urtheil von Papebroch glauben wir, daß die hl. Tatiana in Wirklichkeit eine andere Heldin des Coliseums war. Sie hat einen besonderen Festtag im römischen Martyrologium unter dem 12. Januar.

Siebenzehntes Kapitel.

Chrysanthus und Daria.

I.

Chrysanthus war der Sohn eines Senators Namens Polemius aus Alexandria, der unter der Regierung Numerian's im Jahre 282 nach Rom kam und sogleich in die Senatorenversammlung der Kaiserstadt aufgenommen wurde. Vater und Sohn waren Heiden, aber die unergründliche Vorsehung, welche der hl. Paulus mit dem Töpfer vergleicht, der einige Gefäße zur Ehre, die andern zur Unehre bestimmt, sandte das Licht des Glaubens in das Herz des Chrysanthus und machte ihn nicht allein zum Christen, sondern auch zu einem hervorragenden Martyrer der Kirche Gottes. Ein junger Mann von feurigem Temperament und mit trefflichen Anlagen geschmückt, war er dem Studium leidenschaftlich ergeben. Er machte sich alle damals bekannten philosophischen Systeme zu eigen und studirte die Beredtsamkeit unter den ersten Lehrern; eben jetzt stand er an der Schwelle des Mannesalters und war sein Geist durch die wissenschaftliche Ausbildung entwickelt. Diese Beschäftigungen

waren unverträglich mit der Nachsicht gegen die niederen Leidenschaften der menschlichen Natur, und so war Chrysanthus tugendhaft, ohne sich sozusagen dessen eigentlich bewußt zu sein. Der Allmächtige sah auf ihn mit Wohlgefallen und brachte ihn durch Seine göttliche Gnade zur Erkenntniß des christlichen Glaubens. Die Mittel, die Er zu seiner Bekehrung anwandte, waren solche, wie sie auch in unserer Zeit gewöhnlich sind.

In seinem großen Wissensdurste las Chrysanthus jedes Buch, das ihm in die Hand kam. Er hatte auch von den Christen gehört. Die wunderbaren Dinge, die man von dieser verfolgten Secte erzählte, reizten seine Neugierde bis zum höchsten Grade. Ihre Tugend und Geduld im Leiden, ihre ungewöhnliche Nächstenliebe erfüllten den einsichtigen Geist des edlen Jünglings mit Bewunderung und Entzücken. In kurzer Zeit gelangten einige Bücher der Christen und eine Abschrift der Bibel in seine Hände. Er las sie mit wahrer Gier. Aus jeder Seite strahlte ihm Licht entgegen. Ein unerklärliches Gefühl des Friedens beruhigte sein aufgeregtes Herz. Zu jeder Tageszeit saß er vertieft in das Studium jener wahren Philosophie, die aus der ewigen Weisheit selbst hervorfloß. Er verwunderte sich, wie er so lange gelebt hatte, ohne sie zu kennen — sie, die so erhaben, so einfach, so vollkommen, schön und zugleich so schrecklich war; es ging ihm wie einem Kinde, das zum ersten Male das Meer sieht; keine Zunge kann schildern, was er fühlte.

Chrysanthus wurde ein Christ. Durch die Führung einer übernatürlichen Gewalt kam er zu einem alten Einsiedler Namens Carpophorus, der ihn unterwies und

taufte. Nach der Taufe ward sein Geist vom Licht des Himmels erhellt, und glühte sein Herz vor Feuereifer, Seelen zu bekehren; er sehnte sich darnach, Andere der Freude theilhaftig zu machen, die seine eigene Seele erfüllte. Acht Tage nach seiner Taufe sehen wir ihn auf den öffentlichen Plätzen predigen, so furchtlos wie die Apostel, als sie aus dem Speisesaale zu Jerusalem herauskamen, um das große Werk der Bekehrung der Welt zu beginnen. Zahlreiche Bekehrungen fanden durch seine Reden statt; aber Gott hatte beschlossen, daß er Seine Kirche durch seine Leiden verherrliche.

Voller Wuth erfuhr sein Vater, daß er das Christenthum angenommen. Gleich allen Heiden hielt er nichts für thörichter oder gottloser, als zu predigen, daß ein gekreuzigter Mensch der wahre Gott sei. Er ließ Chrysanthus ergreifen, sperrte ihn in einem Zimmer seines Hauses ein und versuchte ihn durch harte Behandlung zu zwingen, daß er wieder zur Verehrung der Götter zurückkehre. Er gestattete Niemanden, ihn zu besuchen, und gab ihm nur einmal täglich zu essen; aber der Jüngling war glücklich und unerschütterlich in seinem Entschlusse; er begegnete seinem harten Vater mit Achtung und Ehrfurcht. Auf diese Weise verflossen mehrere Tage, bis der böse Feind, da er ihn in seinem Glauben unwandelbar fand, seiner Tugend eine tückische, gefährliche Schlinge stellte.

Den Senator Polemius besuchte eines Tages ein Freund. Dieser fand ihn traurig und niedergeschlagen, weil alle seine Bemühungen, den Entschluß seines Sohnes zu erschüttern, fehlgeschlagen waren. Einen hinterlistigeren, boshafteren Rathgeber konnte er schwerlich

finden; der Teufel schien ihn gedungen zu haben, um den Untergang des Chrysanthus zu planen. „Wenn du den Entschluß deines Sohnes ändern willst,“ so rieth der Besucher, „so versuche ihn lieber mit Vergnügungen als mit Entbehrungen; reize ihn durch Jugend und Schönheit; über dem Vergnügen wird er vergessen, daß er ein Christ ist: du mußt wissen, daß die Christen diese Versuchungen, welche du über ihn verhängst, eher für ehrenhaft als schmerzlich halten.“

Dies dünkte Polemius ein guter Rath zu sein, und er beschloß darnach zu handeln. Er richtete ein prächtiges Gelage her, belud die Tische mit köstlichen Speisen und wählte eine Anzahl schöner Frauenzimmer aus, die er in prächtige Gewänder hüllte; und als er Alles hergerichtet hatte, was den Sinnen schmeicheln oder die Leidenschaften befriedigen konnte, führte er den heiligen Jüngling herein, in der Hoffnung, zuerst seine Tugend zu zerstören und dann mit seinem Glauben ein leichtes Spiel zu haben. Chrysanthus trat überrascht in das Eßzimmer; denn er wußte nicht, was sein Vater beabsichtigte. Tausend Lichter strahlten von den reichen Leuchtern wider; von den Wänden hingen kostbare Teppiche und der Duft der erlesensten Gerichte vereinigte sich mit den Wohlgerüchen der schönsten Blumen. Rings an dem runden Tische hatten sich mehrere Frauenzimmer gelagert: sie waren unzüchtig gekleidet und stellten die Göttinnen der heidnischen Mythologie vor; sie fächelten sich in üppiger Weise und schienen auf die Ankunft des Hauptgastes für den Abend, des Chrysanthus, zu warten. Bei seinem Eintritte standen Alle auf, ihm zu huldigen; die Musikanten spielten und Weihrauch

ward angebrannt. Erstaunt schaute der heilige Jüngling ringsum; sein Verdacht reifte augenblicklich zur Gewißheit: er sah, man hatte ihm eine Schlinge gelegt. Kaum war er in das Zimmer getreten, so verließ sein Vater hinter seinem Rücken dasselbe eilig und verschloß die Thüre mit einem schweren Riegel.

Chrysanthus betete in seinem Herzen um Stärke, denn er wußte, daß er nicht Stand halten konnte, wenn nicht der Herr ihm beistand. Sein Gebet ward erhört; alle Lockungen und Verführungen prallten wie matte Pfeile am Schilde seines Glaubens ab. Gott wirkte um seinetwillen ein seltenes Wunder. Er war kaum allein in dem Zimmer und hatte ein kurzes Gebet an den Höchsten gerichtet, als die Frauenzimmer alle in einen festen Schlaf fielen. So stand er denn allein mitten in der Einsamkeit; ungestört kniete er in dem prächtigen Gemache beiseits und gab seine Seele der süßen Freude hin, sich mit Gott zu vereinigen.

Sein Vater und die Aufwärter verwunderten sich wegen der plötzlichen Stille, die in dem Speisesaale eingetreten war: kein Laut, keine Bewegung, Alles war so schweigsam wie der Tod. Endlich übermannte Polemius die Neugierde; er öffnete heimlich die Thüre und blickte hinein. Schrecken und Staunen befiel ihn. Die Mädchen, Musikanten und Sclaven lagen auf den Bänken oder dem Boden, wie todt, Chrysanthus dagegen, in Gebet versunken, kniete in einer Ecke des Zimmers, die Arme über die Brust gekreuzt. War es ein Traum? war es Zauberei? oder war es eine Kriegslist, welche der gewandte christliche Sohn ausgedacht hatte, um noch weiter mit seinen Wünschen zu spielen und ihn zum

Besten zu halten? Er war wie vom Donner gerührt und stand in Furcht und Zweifel an der Schwelle des Gemaches. Er rief alle seine Bedienten und Aufseher herbei, um das merkwürdige Schauspiel zu sehen. Einige weinten, weil sie dachten, die Mädchen wären todt; Andere flohen erschrocken und riefen alle Freunde der Familie herbei; auf einmal ging Alles in dem Hause drunter und drüber, während es in dem Speisesaale so ruhig war, wie in einem Grabe.

Endlich nach Verlauf eines Tages und einer Nacht versicherten Polemius seine Freunde, daß dies Alles durch Zauberei und die schwarzen Künste hervorgebracht sei, welche Chrysanthus von den Christen gelernt hätte, und nach langem Berathen beschlossen sie, in das Gemach hineinzugehen und die Frauenzimmer herauszuschaffen. Als sie dieselben aus dem Speisesaale gebracht hatten, wachten sie sogleich auf; sie hatten kein Bewußtsein von dem, was vorgefallen war, und wollten zu dem Essen zurückkehren, das sie noch nicht berührt hatten. Trotz allen Abrathens kehrten einige dahin zurück; doch hatten sie eben die Schwelle überschritten, als sie wieder in tiefen Schlaf verfielen. Während sich nun die Einen belustigten, die Anderen in Schrecken geriethen, bereitete der Teufel eine neue Versuchung vor, um die Tugend des Chrysanthus zu Falle zu bringen.

Unter den Freunden des Polemius befand sich ein ehrwürdiger alter Mann, der wegen seiner Gelehrsamkeit und Klugheit in hohem Ansehen stand. Er nahm den Senator beiseite und sagte zu ihm: „Polemius, ich durchschaue die schwarzen Künste deines Sohnes; er ist ein gelehriger Schüler in der christlichen Zauberei ge-

wesen, und jetzt ist es ihm ein Leichtes, seine Geschicklichkeit an diesen einfachen, schwachen Mädchen zu üben; da aber diese Künste keine Gewalt über edle, gebildete Geister haben, so laß uns eine geistvolle, schöne Person suchen, die auf seine Gedanken eingehen und seine Frau werden kann. Ich kenne eine unter den Jungfrauen der Minerva; sie ist jung, schön und geistreich. Die Schönheit ihres Gesichtes und die Macht ihres Geistes wird sicherlich über Chrysanthus triumphiren.“ Polemius stimmte dem Vorschlage zu. Seine Vorurtheile gegen das Christenthum waren so tief gewurzelt, daß er sogar die gemeinste Dirne aus den schlechten Häusern der Stadt in seine Familie aufgenommen und zur Erbin seines Ranges und Vermögens erhoben hätte, wenn es ihm nur gelungen wäre, seinen Sohn von dem Wege der Tugend abzubringen. Der alte Senator kannte nur zwei eigentliche Verbrechen: die christliche Religion und Feigheit in der Schlacht.

Wir wollen einstweilen Polemius und seinen greisen Freund in ihren Anschlägen, wie sie auf die wirksamste Weise den edlen Chrysanthus verführen könnten, sich selbst überlassen. Der Leser möge uns lieber zu einem neuen Anblick in einem anderen Theile der Stadt begleiten.

Zu den Eigenthümlichkeiten der heidnischen Gottesverehrung gehörte es auch, daß weibliche Personen sich irgend einer Göttin zum besonderen Dienste zu weihen pflegten. Sie hatten Götter, männlichen wie weiblichen Geschlechts, um jede Neigung des menschlichen Geistes auszudrücken; es gab keine Leidenschaft, keine Begierde, welche nicht in irgend einer Gottheit versinnlicht war. Jene

Beschäftigungen, die heutzutage die Mußestunden des schönen Geschlechts ausfüllen, wie Musik, Dichtkunst, Handarbeiten u. s. w., waren in den Tagen der römischen Kaiserherrschaft Werke religiöser Huldigung, die man einer eingebildeten Schutzgottheit aufopferte. Die Schutzbefohlenen der verschiedenen Göttinnen versammelten sich von Zeit zu Zeit in den Vorhallen der betreffenden Tempel. Diese Zusammenkünfte schlossen in der Regel mit einem glänzenden Festmahl, zu welchem ihre männlichen Freunde eingeladen wurden. Unter den sogenannten „Jungfrauen der Minerva" befand sich auch eine jener von Natur tugendhaften, edlen und hochherzigen Seelen, die wir dem Leser jetzt als die Heldin unserer wechselvollen geschichtlichen Skizze vorführen wollen.

Sie hieß Daria. Eben begann sich ihre Weiblichkeit reicher zu entwickeln; sie übertraf alle ihre Gefährtinnen an Schönheit und Anmuth. Seit ihrer frühesten Kindheit (gegenwärtig mochte sie sechszehn Jahre zählen) hatte sie sich unter die Anhängerinnen der Minerva eintragen lassen; denn dies galt damals als ein sehr verdienstliches, tugendhaftes Werk. Edel und hochherzig, war sie bei Allen beliebt, und bei den dramatischen Aufführungen, wie sie schon in jenen entlegenen Zeiten unter der Jugend gebräuchlich waren, theilte man ihr regelmäßig die Rolle der Minerva zu.

Eines Morgens ging Daria mit ihren Gefährtinnen nach der Vorhalle des Minervatempels. Alterthumsforscher wollen die Lage desselben genau bestimmen. Er lag nicht weit vom Coliseum. Vielleicht ist der eine oder andere Leser schon in Rom gewesen und erinnert

sich daran, wie er in der Rua Alessandria (diese führt von dem Trajanischen Forum nach dem Colifeum) an den Ueberresten einer prächtigen Säulenhalle von schöner, reicher Bildhauerarbeit vorbeikam, deren Säulen beinahe in der Erde begraben sind. Das Volk der Umgegend nennt sie le Colonnacce. Murray beschreibt sie in seinem „Führer durch Rom" folgendermaßen: „Diese Säulen sind mehr als zur Hälfte in der Erde vergraben, ihre Höhe wird auf 35 und ihr Umfang auf 11 Fuß geschätzt. Sie bilden die Façade einer Porphorinomauer, an der noch das Capitäl eines Wandpfeilers sichtbar ist. Das Fries ist reich mit Sculpturen verziert, welche die von Minerva geförderten Künste darstellen. In dem Aufsatze über den beiden Säulen steht ein lebensgroßes Bild jener Göttin, und unter den Figuren auf dem Fries finden wir webende Frauen; andere wägen den Faden oder messen das Gewebe; andere wieder tragen den Calathus (Früchtekorb); dann läßt sich noch eine sitzende verhüllte Gestalt der Pudicitia erkennen." (p. 39.)

Hier pflegten höchst wahrscheinlich die jungen Mädchen aus der Schule Minerva's zusammenzukommen und einander in dem Betriebe der schönen Künste zu helfen, die auf dem herrlichen Friese, dem einzigen Ueberreste des prachtvollen Tempels selbst, abgebildet waren. Daria war munter und vergnügt und von zahlreichen Freundinnen umgeben, als gerade der Senator Polemius und sein alter Freund die Stufen der Säulenhalle hinaufstiegen und sie beiseite riefen. Demüthig und anspruchslos in ihren Gedanken, war sie wie vom Donner getroffen, als die beiden ihr mittheilten, sie wollten sie

zur Gemahlin des Chrysanthus machen. Sie war weder nach Geburt noch Vermögen zu dieser Stellung berechtigt und zweifelte fast an der Aufrichtigkeit dieses Anerbietens; da sie aber erkannte, daß es Polemius wirklich ernst war — denn er beschwor sie mit Thränen in den Augen —, dankte sie der Minerva für ihr Glück, rief einen vertrauten Sclaven herbei, der sie überallhin zu begleiten pflegte, und ging nach dem Hause des Senators, ohne selbst ihren Genossinnen ein Wort von dem merkwürdigen Glückswechsel zu sagen, der sie aus ihrer niedrigen Stellung zur Herrin in einer der vornehmsten Familien Rom's emporhob. Ihr glücklicher Sinn malte sich glänzende Luftschlösser von ihrer künftigen Herrlichkeit aus, während sie fröhlich neben den alten Männern dahinschritt. Sie dachte wenig an die Absichten einer Alles sehenden, liebenden Vorsehung, welche sie aus der Finsterniß zum Lichte führen sollte und ihr Freuden und Wonnen von größerer Schönheit und Dauer vorbereitete, als ihre lebhafte Einbildungskraft sich überhaupt vorstellen konnte.

Als sie im Palaste des Polemius angelangt, hatte die Unruhe und der Lärm der letzten paar Stunden nachgelassen. Chrysanthus hatte seine Abschrift der Bibel in das Triclinium geholt und war völlig in deren Studium vertieft, wie sein Vater zurückkehrte. Die Mädchen versuchten Daria abzurathen, daß sie das Gemach betrete; sie aber, offenbar im Vertrauen auf ihre Reize, sicherer jedoch von einem übernatürlichen Einflusse getrieben, beschloß, dem Auftrage seines Vaters nachzukommen und sich ihm als Braut anzubieten. Sie kleidete sich mit wahrhaft verschwenderischer Pracht; die

kostbarsten Edelsteine funkelten auf ihrer Brust, und ihr prächtiges Haar war mit Gold und Blumen durchflochten; das Roth der Schönheit und Gesundheit, das ihre Wangen färbte, bedurfte keiner künstlichen Nachhülfe; denn die Natur hat Reize verliehen, welche keine Kunst nachzuahmen vermag. Der Senator umarmte seinen alten Freund und dankte ihm, weil er ihm ein so schönes Mädchen zur Schwiegertochter empfohlen.

Aber Daria war für den Himmel auserkoren; einige Stunden später wird sie eine Christin sein. Als sie in das Triclinium trat, ward sie wider Aller Erwarten nicht vom Schlafe ergriffen; ja Chrysanthus stand auf, empfing sie freundlich und bat sie, Platz zu nehmen. Er betete eine Zeitlang für sich, rückte dann zu ihr und redete sie folgendermaßen an: „Treffliche, schöne Jungfrau, wenn du um einer schnell vergänglichen Verbindung willen, und um mich, der ich von Liebe zu einer Anderen entflammt bin, von meinem Entschlusse abwendig zu machen, deine Zuflucht zu diesem kostbaren Schmuck und den prächtigen Kleidern genommen hast, so befindest du dich in schwerem Irrthum. Würdest du nicht besser die Liebe des unsterblichen Sohnes Gottes aufsuchen? Ist diese Aufgabe doch nicht einmal so schwer, wenn du es nur versuchen willst; denn wenn du deinen Körper und deine Seele frei von jeder Makel erhältst, dann werden die Engel Gottes dich liebkosen, die Apostel und Martyrer deine Freunde, Christus selbst dein Bräutigam sein, und Er, der allmächtig ist, wird dir in Seinem ewigen Reiche ein Gemach voll makelloser Edelsteine bereiten, die Blüthe deiner jugendlichen Schönheit unsterblich bewahren und deinen Na-

men zur reichen Morgengabe im Buche des Lebens einzeichnen."

Diese Worte machten auf Daria einen lebhaften Eindruck. Die Scham, als eine Dirne gelten zu können, erschütterte ihr Herz. Der Ernst, mit welchem Chrysanthus sprach, und die erhabenen und geheimnißvollen Verheißungen einer niemals endenden Seligkeit, drängten sie, die Maske der Verstellung und Heuchelei, mit welcher sie seine Neigungen zu gewinnen dachte, abzuwerfen; sie antwortete ihm frei und aufrichtig.

„Glaube mir, Chrysanthus," sprach sie erregt, „nicht niedere Leidenschaft war es, die mich mit dir zusammengebracht hat. Ich ließ mich durch die Thränen deines Vaters bestimmen, dich wieder zu deiner Familie und zur Verehrung unserer Götter zurückzuführen."

„Nun gut," sagte Chrysanthus, „wenn du triftige Gründe vorbringst, durch welche du mich zur Umkehr zu bewegen glaubst, so will ich dir geduldig zuhören; laß uns diese Dinge zu unserem gegenseitigen Vortheile in aller Ruhe besprechen."

Er rückte näher zu ihr und sie verwickelten sich in eine philosophische Discussion, die wir in abgekürzter Form nach den Acten bringen wollen. (Oct. 28.)

„Nichts," so begann Daria, „kann dem Menschen nützlicher und nothwendiger sein, als die Religion. Wenn wir diese erste Pflicht unseres Lebens vernachlässigen, so müssen wir fürchten, den Zorn der Götter zu erregen."

„Und welche Verehrung, o weise Jungfrau," fragte Chrysanthus, „sollen wir denn den Göttern erweisen?"

„Jene Verehrung,“ war die Antwort, „welche sie antreibt, uns zu beschützen.“

„Wie können sie uns beschützen, wo sie selbst zu ihrem Schutze einen Hund brauchen, damit die Diebe sie während der Nacht nicht ausrauben; wo man ihre Fußgestelle mit eisernen Nägeln und Blei festmachen muß, damit sie ja nicht fallen und in Stücke zerbrechen?“

„Das ist allerdings wahr,“ entgegnete Daria, „aber wenn die ungebildete Mehrheit der Menschen ohne Bilder sie verehren könnte, so wäre keine Nothwendigkeit vorhanden, solche zu machen; und in der That hat man sie aus Marmor und Silber und Erz hergestellt, damit ihre Verehrer mit eigenen Augen diejenigen betrachten können, welche sie lieben, verehren und fürchten sollen.“

„Aber laß uns,“ so bemerkte Chrysanthus, „einmal betrachten, was von jenen Bildern gesagt wird, damit wir sehen, ob sie unserer Anbetung würdig sind. Sicherlich würdest du die Person oder Sache, welche äußerlich keine Spur von Herrlichkeit oder Heiligkeit zu erkennen gibt, nicht als Gott betrachten. Was bietet z. B. der schwerttragende Saturn Verehrungswerthes, der seine Kinder im Augenblicke ihrer Geburt tödtete und verschlang, wie seine eigenen Verehrer von ihm geschrieben haben? Was für einen Grund hast du, selbst Juppiter zu preisen, der so viel Verbrechen, Mordthaten und Ehebrüche begangen, als er Tage gelebt hat; der den Sturz seines Vaters geplant, seine Kinder ermordet, Matronen geschändet, seine eigene Schwester geheirathet, Königreiche geraubt und die Zauberei erfunden

hat? Wenn ihn die Geschichtschreiber dieser und ähnlicher Unthaten anklagen, die man nicht einmal nennen kann, wie kannst du ihn da Gott nennen und dies in deinem Herzen glauben? Was ist denn abgeschmackter, o edle Jungfrau, als Könige und Feldherrn zu vergöttern, weil sie tapfer und glücklich in ihren Kriegen gewesen sind, während eben die Menschen, welche sie verehren, sie gleich den andern Sterblichen sterben sahen? Welchen Grund zur göttlichen Verehrung findest du bei Mercur — jenem Gott, den die Dichter und Künstler mit den Köpfen von Schweinen und Ungeheuern und mit ausgespannten Flügeln darzustellen lieben, durch dessen Zauberkunst die verborgenen Schätze der Erde zu Tage gefördert wurden, das Gift der Schlangen unschädlich ward; und doch vollbringt er alle seine Wunder nur durch die Kraft von Dämonen, welchen er täglich eine Kuh oder einen Hahn opfert; sind das nicht die Fabeln, die man von ihm erzählt? Wo bleibt die Heiligkeit eines Hercules, welcher zuletzt, müde, immer Andere aus dem Feuer zu erretten, auf seine eigene göttliche Eingebung hin, sich selbst in die Flammen stürzte und mit seiner Keule und seiner Haut elend umkam. Selbst in Apollo, welche Tugend hast du da, in seinen dionysischen Opfern wie in seiner Unenthaltsamkeit und Unmäßigkeit? Es erübrigt uns noch zu reden von der königlichen Juno, der albernen Pallas und der ausgelassenen Venus."

Daria war starr; denn zuvor hatte sie niemals ihre geliebte Minerva albern nennen hören.

„Treffen wir sie nicht," so fuhr Chrysanthus fest fort, „wie sie hochmüthig unter einander sich streiten,

welche die schönste sei? Sind nicht die Werke der Dichter und Geschichtschreiber voll von den Kriegen und Plagen, welche um der verachteten Schönheit einer jener drei eitlen Göttinnen willen über das Menschengeschlecht hereinbrachen? Wenn nun keine dieser Personen der göttlichen Ehre würdig ist, auf welches Wesen soll da das menschliche Geschlecht, das der innerste Trieb der Natur zur Religion erschaffen hat, sein Vertrauen setzen, um es als seinen Gott zu verehren? Wahrhaftig nicht auf die niederen Gottheiten; denn die sind nur die Sclaven der anderen. Kommt es da nicht schließlich so weit, o edle Jungfrau, wenn die größeren und mächtigeren Götter so verworfen und charakterlos sind, daß dann die es um so mehr sind, welche sie verehren?"

Man sollte meinen, die beredten Ausführungen des Jünglings hätten ohne Weiteres die Vorurtheile und das haltlose Vertrauen Daria's auf das Heidenthum über den Haufen werfen müssen; aber sie war mit einem scharfen, glänzenden Verstande begabt, und ihre Antwort auf die Angriffe des Chrysanthus war nicht allein gewandt und schön, sondern gestaltete die Besprechung zu einer äußerst anregenden und tief philosophischen.

„Aber du weißt doch, Chrysanthus, daß alle diese Dinge nur die Phantasiegebilde der Dichter und der Beachtung ernster Geister nicht werth sind. In den Schulen unserer Philosophen, wo die klugen Leute die Dinge behandeln, wie sie wirklich sind, da werden die Götter nicht mit jenen Fehlern umkleidet, die du erwähnst; ihre Macht und Vorsehung wird mit symbolischen Namen ausgedrückt, welche die Phantasieschöpfun-

gen der Dichter veranlaßt haben. So hat man allegorisch die Zeit Saturn genannt; Juppiter ist ein anderer Ausdruck für Hitze, Licht und Wärme und die belebende Naturkraft; Juno wird als die Atmosphäre erklärt, Venus als das Feuer, Neptun als das Meer, Ceres als die Erde und so fort mit den übrigen. Nützen uns diese Dinge nichts? sind sie nicht der Ehre würdig?"

„Wenn diese Dinge Götter sind," erwiderte Chrysanthus ernst, „warum macht ihr da Bilder von ihnen und verehrt die Darstellungen von Dingen, welche ihr allzeit gegenwärtig habt? Die Erde ist niemals abwesend, das Feuer ist immer zu Handen, die Luft umgibt uns an allen Orten und zu allen Zeiten. Wie sonderbar, daß ihr die Bilder von jenen Dingen anbeten sollt, und nicht die Dinge selbst! Welcher König oder Herrscher würde seinem Volke befehlen, ihn selbst zu verachten, aber sein Standbild zu ehren und anzubeten? Erwäge einmal die Thorheit dieser Auffassung. Diejenigen, welche die Erde aus Ehrfurcht als Göttin verehren, sollten erst versuchen, der Göttin selbst in ihrer Art die schuldige Achtung und Ehre zu beweisen. Dürften sie dieselbe mit Pflügen und Spaten in Stücke reißen und dann schmählich mit den Füßen treten? Es gibt Andere, die überhaupt ihre Gottheit leugnen und ihre Seiten mit Pflügen und Hacken aufreißen und vielmehr Verachtung als Achtung gegen sie bezeigen; welchen von beiden öffnet sie nun ihren Schooß mit dem Ueberflusse ihrer Erndten und schmackhaften Früchte? Jedenfalls dem, welcher ihre hohe Gottheit lästert und schmäht. Wenn sie wirklich eine Göttin wäre, würde es dann so sein? Ebenso hat der Fischer, welcher zum Fischfange

auf das Meer fährt und dessen Gottheit verachtet, mehr Glück, als der Thor, der am Strande steht, um Neptun im Gebrause der Wogen anzubeten. Aehnlich verhält es sich mit den übrigen Elementen. Sie werden durch die göttliche Vorsehung Eines großen Gottes gelenkt, der sie zum Nutzen des Menschen erschaffen hat. Sie bilden nur die Theile Eines großen Werkes und hängen gegenseitig von einander ab. Die Erde bringt ihre Erndten und Früchte hervor, aber nimm einmal das Licht der Sonne, den befruchtenden Regen und den erfrischenden Thau weg, und sie wird unfruchtbar und werthlos. Das Meer rollt seine mächtige Fluth von Küste zu Küste und trägt in seinem Schooße den Handel von Nationen; es gehorcht festen Gesetzen und verkündet die Macht und Herrlichkeit seines Schöpfers. Er also, der die Sonne, die Erde, das Meer, die Luft geschaffen hat und die ganze Natur mit der Kraft belebt, stets Neues zu erzeugen, Er ist allein der Ehre, Verehrung und Anbetung würdig. Der Schüler achtet nicht die Wissenschaft oder Bücher des Lehrers, sondern den Lehrer selbst. Der Kranke lobt nicht die materiellen Arzneien, die ihm helfen, sondern den Geist und die Geschicklichkeit des Arztes. So lange darum, edle Jungfrau, jene Dinge, welche du als göttlich aufzählst, nicht belebt und noch abhängig sind, so lange muß eine andere Macht vorhanden sein, um auf sie einzuwirken und sie zu beleben — diese Macht ist Gott!"

Daria war bekehrt. Chrysanthus hatte kaum seinen letzten durchschlagenden Beweis beendigt, als sie sich zu seinen Füßen warf und ihn bat, sie in der Kenntniß des wahren Gottes zu unterrichten. Während er sprach,

kämpften in ihrem Herzen die widerstrebendsten Gefühle, Eitelkeit und Selbstlob hatten in ihrem Geiste ihren Sitz aufgeschlagen, und ein tiefeingewurzeltes Vorurtheil schien der Ueberzeugung jeglichen Zugang versperrt zu haben; aber der Allmächtige, der den freien Willen beeinflußt, jedoch nicht zwingt, sandte ihr die mächtigen Stützen der Vernunft und Gnade zu Hilfe. Die Beredtsamkeit des Chrysanthus, dem jungen Mädchen, das ihn bekämpfen wollte, weit überlegen, und die sanften, unsichtbaren Eingebungen der göttlichen Gnade machten sie zu einer willigen Gefangenen des Evangeliums der Liebe.

II.

Nachdem der Allmächtige diese beiden Seelen zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht hatte, ersah Er sie zu Gefäßen der Auserwählung aus, die Seine Herrlichkeit verkünden und viele Seelen retten sollten. Als Daria sich bereit erklärte, eine Christin zu werden, schlossen Chrysanthus und sie einen heiligen Bund; zu ihrem beiderseitigen Nutzen und zum Heile Anderer bedienten sie sich einer frommen Kriegslist. Sie kamen überein, vor der Welt als Mann und Frau zu gelten, während sie zu gleicher Zeit Gott ihre Keuschheit weihten. Durch diese Kriegslist erhielt Daria die Erlaubniß, in ihr eigenes Haus zu gehen, um sich zur Taufe vorzubereiten, und wurde Chrysanthus von seinem Vater in Freiheit gesetzt.

Ob dieser vermeintlichen Umkehr herrschte große Freude, und Polemius gab seinen Freunden ein herr=

liches Gastmahl. Chrysanthus besuchte täglich Daria, und als sie hinlänglich vorbereitet war, wurde sie zugleich mit ihrer Mutter von dem hl. Papst Cajus getauft. Unmittelbar nach ihrer Taufe empfing sie aus den Händen des Heiligen Vaters den Schleier der Jungfräulichkeit; darnach führte sie, wie die Acten erzählen, ein höchst erbauliches Leben.

Der feurige Eifer der beiden jungen Christen theilte sich Jedem mit, der mit ihnen in Berührung kam; durch dieselben Mittel, durch welche sie selbst bekehrt worden waren, ließen sich noch Viele bewegen, die Thorheiten des Heidenthums abzuschwören und den christlichen Glauben anzunehmen. Zahlreiche Jünglinge und Jungfrauen entsagten der Welt und erwählten die Keuschheit. Chrysanthus unterrichtete die Männer, Daria die Weiber. Der Teufel konnte es aber nicht ertragen, daß sie diese guten Werke fortsetzten; er erregte deshalb einen Sturm, der ihnen die Krone des Martertodes brachte.

In der Stadt lebten einige boshafte junge Leute, welche schlimme Blicke auf ein von Daria bekehrtes Mädchen geworfen hatten. Außer sich über ihren Verlust, gingen sie, vom bösen Feinde angestachelt, zum Stadtpräfecten und klagten, daß durch die Umtriebe des Chrysanthus und der Daria ihre Bräute ihnen abwendig gemacht und in die verhaßte Secte der Christen gelockt worden seien. (Clamant adolescentes se desponsuras sibi mulieres amisisse etc.) Einige Weiber sagten das Gleiche von Chrysanthus aus, und so befahl der Präfect Celerinus sie auf der Stelle zu ergreifen, und wenn sie den Göttern nicht opfern wollten, auf die Folter zu spannen. Der Militärtribun Claudius, ein Mann, der

wegen seiner Zauberkunst in großem Rufe stand, ward beordert, die Ausführung dieser Befehle zu überwachen. Es war dies ein glückliches Ereigniß für ihn sowohl als für seine Soldaten, wie der Fortgang unserer Erzählung beweisen wird. Er händigte Chrysanthus seinen rauhen Soldaten aus, und gab ihnen die Erlaubniß, nach Herzenslust ihn zu foltern, bis er sich bereit zeige, zu opfern.

Es wäre unmöglich, die zahllosen Qualen und Schmähungen zu schildern, denen der edle Jüngling ausgesetzt ward, welcher seine Freude darin fand, unseren göttlichen Heiland in Seinem Leiden wie in Seiner Geduld nachzuahmen. Sie schleppten ihn gewaltsam zu einem Juppitertempel außerhalb der Stadt und versuchten ihn hier durch alle erdenklichen Schmerzen und Unbilden zum Opfern zu verleiten. Unter Anderm brauchten sie lederne Riemen und benetzten sie, banden sie dann, so fest sie konnten, um Arme und Beine, in der Hoffnung, daß das nasse Leder, wenn es trocken sei, tief in sein Fleisch einschneiden werde; aber eben hatten sie dieselben um den Heiligen gewunden und mit aller Gewalt festgeknüpft, als sie zerrissen und in Stücken auf die Erde fielen.

Dann führten sie ihn nach der Stadt zurück, warfen ihn in ein elendes Gefängniß und versuchten ihn wieder mit einem dreifachen Strick zu binden; aber dieser fiel auf die gleiche Art herunter. Sie schrieben dies Alles der Zauberei zu, und ein Soldat, gottloser als die übrigen, schüttete eine unreine Flüssigkeit auf ihn und rief zum großen Ergötzen seiner Cameraden: „Jetzt hilft dir deine Zauberei nichts mehr"; aber anstatt eines

unangenehmen Geruches, ging ein süßer Duft von ihm aus, wie wenn man ihn mit Rosenwasser besprengt hätte. Jetzt wurde er nackt in ein Kalbsfell gesteckt und auf offener Straße liegen gelassen, daß ihn die Hunde zerfleischten und die glühende Sonnenhitze versenge. Aber der Diener Gottes empfand von dieser Marter kein Unbehagen; die Hunde liefen herbei, schnüffelten an ihm, als wenn ein besonderer Duft die Luft schwängerte, und liefen dann schnell weiter, wie wenn sie Prügel bekommen hätten. Und seine Haut wurde auch nicht beschädigt oder gebräunt, sondern nach einem Tage und einer Nacht, während welcher man ihn in diesem Zustande gelassen hatte, fanden ihn die Wächter, als sie nachsahen, noch anmuthiger und schöner als vorher. Sie wunderten sich über die Maßen, führten ihn wieder in's Gefängniß und meldeten eilends ihrem Tribunen Claudius Alles, was geschehen war.

Claudius kam persönlich, um die Wunder zu sehen, und meinte in seinem Stolze, er vermöge seinen unwissenden Soldaten den Hergang zu erklären, wie diese Wunder durch Zauberei gewirkt würden. Als er im Gefängniß eintraf, war dasselbe erleuchtet, als ob tausend Lampen von seinen düsteren Mauern herunterhingen, und drang ein lieblicher Duft wie aus einem Frühlingsgarten aus demselben hervor. Claudius befahl, den Heiligen vor ihn zu bringen, und redete ihn dann im Beisein seiner rauhen Veteranen hochmüthig folgendermaßen an:

„Durch welche Kraft vollbringst du diese Wunder? Ich habe alle Zauberer und Schwarzkünstler bewältigt, aber niemals eine solche Kunst wie bei dir gefunden.

Da du ein ansehnlicher und weiser Mann zu sein scheinst, so verlangen wir von dir nichts weiter, als daß du dich von der verruchten Gemeinde der Christen lossagst, welche Aufruhr und Empörung im römischen Volke stiften; opfere den allmächtigen Göttern und erhalte dich in der Würde deines Standes und Vermögens."

Chrysanthus betete innerlich für die Bekehrung dieses wohlmeinenden, aber unwissenden Tribunen. Im Gefühle seiner Unabhängigkeit erwiderte der Heilige mit einem sanften Tadel:

„Wenn du nur einen Funken von Klugheit besäßest, so würdest du offen erklären, was du zum Theile bekannt hast, daß ich nicht durch Zauberei diese Dinge thue, sondern durch die Kraft des unendlichen Gottes. Du siehst mich ebenso an, wie du deine eigenen Götter ansiehst; wenn du jedoch die Wahrheit gestehst, so wirst du anerkennen, daß sie nicht einmal die Macht haben, zu hören und zu sehen, wie wir sie haben. Du hast in dir einen Geist, der deinen Leib belebt und die Einsicht gibt, was haben dagegen jene Dinge, welche du Götter nennst, als Staub und Blei?"

Das alte römische Gesetz bestrafte eine Lästerung gegen die Götter des Reichs strenge; Claudius, der jene von Chrysanthus lächerlich machen hörte, fühlte nun zwar auf der Stelle die Wahrheit seiner Worte, nichtsdestoweniger gab er dem ersten Antriebe seines heidnischen Herzens nach und befahl den Heiligen zu entkleiden und zu geißeln. Man brachte Ruthen, so hart wie Eisen, um die strengste Strafe an ihm zu vollziehen; aber sobald sie sein Fleisch berührten, wurden sie so

weich wie Papier. Der Tribun ward bei dem Anblick dieses Wunders tief ergriffen; die Gnade, die an seinem Herzen angeklopft, fand Eingang, und er befahl den Heiligen loszubinden und wieder anzukleiden. Alles schwieg, als die Soldaten Chrysanthus anzogen; sie fragten sich erstaunt, was denn der Tribun damit bezwecke, daß er den Heiligen auf einmal so mild behandelte, oder welche neue Strafart er vorbereite, um die Standhaftigkeit des Dieners Gottes zu erschüttern. Aber Claudius gebot Ruhe und Aufmerksamkeit und hielt darauf eine feierliche Ansprache:

„Ihr wißt es, tapfere Soldaten, daß ich alle Zauberkünste verstehe; dieser Mann aber, das sehe ich, vollbringt diese Wunder nicht durch Zauberei, sondern durch den Beistand der göttlichen Macht; ihr habt gesehen, wie die Bande, mit denen wir ihn fesselten, zerrissen sind; ihr habt ihn dem Brande der Sonne ausgesetzt, ohne daß es ihm etwas schadete, sein abscheuliches Gefängniß hatte sich in einen lichten, duftenden Raum verwandelt, und jetzt sind die Ruthen von dem härtesten Holze so weich wie Papier geworden, sobald man sie an seinen Körper brachte. Was bleibt uns also anders übrig, wo hier die Wahrheit zu Tage tritt, als daß wir uns zu seinen Füßen niederwerfen und ihn für die Unbilden, die wir gegen ihn verübt haben, um Verzeihung bitten, auf daß er uns mit jenem Gotte versöhne, dessen Nachfolger in jedem Kampfe siegreich bestehen. Gerade so wie dieser Mann uns überwindet, so würde er auch alle Mächtigen und Kaiser der Welt überwältigen.“

Nach diesen Worten kniete sich Claudius mit allen

seinen tapferen Soldaten um Chrysanthus, und der edle Tribun sprach Namens seiner Waffengefährten laut zu ihm: „Wir wissen, heiliger Jüngling, daß dein Gott der wahre Gott ist, und bitten dich, uns etwas von Ihm zu sagen und uns mit Ihm zu versöhnen."

Chrysanthus weinte vor Freude. Sein Gebet war kurz und stille, aber wirksam; und die Antwort erfolgte augenblicklich, voll überreichen Segens. An jenem Tage taufte er den Tribunen sammt Gemahlin und Kindern, sowie eine ganze Cohorte Soldaten. Darauf lebte er einige Tage friedlich im Hause des Claudius, unterrichtete seine jungen Täuflinge und bereitete sie für die Prüfung vor, die ihr junger Glaube bald bestehen sollte.

Inzwischen war die Kunde von dem Vorgefallenen zu Numerianus gedrungen. Er befahl, Claudius einen Stein um den Hals zu binden, ihn in's Meer zu werfen und alle Soldaten, die nicht opfern wollten, zu enthaupten. Gott aber ergoß so reiche Gnaden in ihre Seelen, daß sie inbrünstig um Seinetwillen zu sterben verlangten; die beiden Söhne des Claudius bekannten sich als Christen und erlitten einen glorreichen Martertod; ebenso vertauschten alle Soldaten muthig das elende Leben dieser Welt gegen den ewigen, seligen Aufenthalt in dem verklärten Reiche Gottes.

Auf dem Platze, wo sie hingerichtet wurden, befand sich ein altes Denkmal, das die Christen ankauften und als Capelle benutzten. Es war an der Via Maura, nicht weit von der Stadt. In diesem Denkmal begruben die Christen die Leichen des Claudius und seiner Soldaten. Hilaria, die noch lebte, kam häufig dorthin,

um zu beten, und mit vielen Thränen bat sie unsern Herrn, sie zu ihrem Gemahle in die Anschauung Seiner Herrlichkeit aufzunehmen. Eines Tages sahen einige Heiden beim Vorübergehen sie beten, und da sie die Wittwe als Christin kannten, so beschlossen sie dieselbe zu ergreifen und vor den Kaiser zu schleppen. Als sie zu diesem Zwecke auf Hilaria zukamen, bat diese, sie möchten ihr doch gestatten, daß sie noch eine Weile bete; dann wolle sie mit ihnen gehen, wohin sie nur verlangten. Sie willigten ein, und sie ging nun in das Innere des Denkmals, streckte die Arme gen Himmel und bat den allmächtigen Gott, Er möge sie vor Schande und der schweren Prüfung retten, welche sie für den Glauben zu bestehen hätte. Gott erhörte ihr Gebet. Als die Heiden einige Minuten gewartet hatten, wurden sie ungeduldig; sie gingen hinein, um sie gefangen zu nehmen, aber sie fanden sie leblos auf dem Boden. Ihr seliger Geist war in das Reich der ewigen Wonne entflohen. Die Heiden ergriffen erschreckt die Flucht. Zwei Dienstmägde Hilaria's, die in der Nähe gestanden und dem ganzen Vorgange unbemerkt zugeschaut hatten, begruben ehrfurchtsvoll ihre gute Herrin in demselben Grabe neben ihrem Manne und ihren Kindern.

Aber kehren wir zu den Helden unserer Erzählung zurück. Als es bekannt geworden war, daß Chrysanthus die Bekehrung der Legion des Claudius veranlaßt hatte, so wurde eine noch härtere Strafe für ihn aufgehoben. Man warf ihn in das mamertinische Gefängniß, war indessen noch unentschieden, zu welcher Todesart man ihn verurtheilen solle. Die Acten erzählen, daß man ihn in ein tiefes, finsteres, eckelerregendes Gefängniß

warf; Chrysanthus war nackt und mit schweren Ketten vom Kopf bis zu Füßen gefesselt. Trotzdem verließen ihn auch in dem mamertinischen Gefängnisse nicht das Licht, der Wohlgeruch und die Freude, welche zuvor schon alle durch seine Gegenwart geheiligten Gefängnisse verschönert hatten. Chrysanthus empfand mehr Freude und Stolz darüber, daß man ihn in den Kerker der hl. Apostel Petrus und Paulus geworfen hatte, als wenn man ihn zum Kaiser erklärt hätte.

Wir müssen jetzt unsere Schritte ein wenig zurücklenken und nach dem Schicksale der edelen, schönen Daria sehen. In jenen Tagen der Schamlosigkeit war die beliebteste Marter, die man gegen ein Christenmädchen anwandte, die wahrhaft teuflische, sie in ein Bordell zu sperren. Dies geschah auch mit Daria. An dem Morgen ihrer Gefangennahme brachte man sie wegen ihrer außerordentlichen Schönheit vor den Kaiser selbst. Die Acten halten sich bei der Unterhaltung nicht auf; aber es liegt auf der Hand, daß die edle Verachtung, mit welcher diese reine Seele die Lockungen und Versprechungen des Kaisers zurückwies, die ganze Wucht seines Zornes auf sie beschwor. Der Kaiser befahl denn auch, die Jungfrau in dem besuchtesten Bordell der Stadt preiszugeben. Dieses lag unter den Bogen des Coliseums. Während Chrysanthus Wunder verrichtete und Hunderte von Seelen in dem einen Theile der Stadt taufte, war Daria die Heldin der augenscheinlichsten Wunder in der Nachbarschaft des Amphitheaters. Jene Macht, welche niemals das hilflose Mädchen verläßt, das wider seinen Willen unter die Gottlosen geworfen wird, sie wußte auch Daria zu bewahren. Wir wollen

ihre wunderbare Erhaltung genau mit den Worten der Acten erzählen.

„Aber Daria erhielt Hilfe durch einen Löwen, der aus der Arena entflohen war. Derselbe drang in das Zimmer ein, wo sie preisgegeben war und betete, und legte sich mitten auf den Boden. Die Inwohner wußten hievon nichts und schickten zu der Jungfrau einen verworfenen, falschen jungen Mann. Aber sobald er eintrat, stürzte sich der Löwe auf ihn, warf ihn zu Boden und stampfte mit den Füßen auf ihm herum, während er gleichzeitig nach der Jungfrau Christi hinblickte, damit sie ihm gebiete, was er mit dem Menschen anfangen solle. Als Daria sah, was der Löwe gethan hatte, sprach sie zu ihm: „Ich bitte dich beim Sohne Gottes, laß ihn doch hören, was ich ihm sagen muß.“ Der Löwe ließ ihn sogleich frei und begab sich dann an die Thüre, damit Niemand anders herein könne.

„Dann sprach Daria zu dem Jünglinge: „Du siehst, wie der wilde Löwe, nachdem er den Namen Christi gehört hat, Gott verehrt; aber du, unglücklicher junger Mann, der du mit Vernunft begabt bist, du bist so tief in Verbrechen und Schandthaten versunken; du rühmst und brüstest dich mit den Dingen, deren du dich schämen müßtest.“ Aber der Jüngling warf sich zu ihren Füßen und begann zu rufen: „Laß mich nur mit heiler Haut hinausgehen, und ich will vor Jedermann predigen, daß der Christus, den du anbetest, der einzig wahre Gott bist.“ Daria befahl darauf dem Löwen, ihn hinauszulassen. Und als der Löwe die Thüre freigemacht hatte, eilte der Jüngling durch die Straßen

und rief mit lauter Stimme, daß Daria eine Göttin sei.

„Als darauf einige beherzte Leute aus der Arena kamen, um den Löwen einzufangen, so warf er sie durch die göttliche Kraft sämmtlich zu Boden und hielt sie zu Füßen der heiligen Jungfrau, ohne ihnen etwas zu Leide zu thun. Daria sagte alsdann zu ihnen: „Wenn ihr an Christus glaubt, so könnt ihr ruhig fortgehen; wenn aber nicht, so laßt euch von euren eigenen Göttern befreien.“ Aber sie riefen einstimmig: „Wer nicht an Christus als den lebendigen und wahren Gott glaubt, den lasse nicht lebendig von diesem Platze gehen!“ Und nach diesen Worten gingen sie weg mit dem Ausrufe: „Glaubt es, o Römer, es gibt keinen Gott außer Christus, den Daria gepredigt.“

„Nunmehr befahl der Präfect Celerinus, an dem Zimmer, worin Daria preisgegeben war, Feuer anzulegen. Der Löwe wurde beim Anblicke des Feuers erschreckt und gab durch Brüllen seine Unruhe zu erkennen. Daria jedoch gebot dem Thiere Ruhe. „Habe keine Angst,“ sagte sie, „du wirst nicht durch Feuer umkommen, auch wirst du nicht mehr gefangen oder getödtet werden, sondern eines natürlichen Todes sterben. Laß darum deine Furcht, und geh' in Frieden; denn Der, den du in mir geehrt hast, wird dich beschützen.“ Und der Löwe ging mit einer Verbeugung des Kopfes weg, mitten durch die Hauptstadt, ohne daß Jemand ihn berührte. Alle, die aus seinem Rachen gerettet wurden, ließen sich taufen.“ (Surius, Oct. 28.)

Als alle diese Dinge zu Ohren Numerian's drangen, befahl er dem Prätor Pontius, Chrysanthus und

Daria zu zwingen, daß sie den Göttern opferten, oder sie mit den grausamsten Martern zu Tode zu quälen. Nachdem der Prätor ihnen seinen Auftrag gemeldet und vergeblich versucht hatte, sie zum Opfer zu bereden, ließ er Chrysanthus in der Folterkammer aufhängen. Aber die Folter brach sofort in Stücke und die Fackeln erloschen. Die Leute auf der anderen Seite, welche Daria berührten, geriethen in Furcht und litten heftige Schmerzen. Da der Prätor dies sah, ging er eilig zum Kaiser, um ihm Bericht zu erstatten; aber jener, der es der Zauberei und nicht dem göttlichen Beistande zuschrieb, gab den Befehl, sie lebendig in einer Grube vor der Porta Salaria zu begraben. Man vollzog den Befehl, und es war des Allmächtigen Wille, daß Seine Diener auf diese Weise ihre Krone errangen und zu Ihm kamen. Chrysanthus und Daria wurden vor die Stadt geführt, indem eine große Menge ihnen folgte; als man sie in die Grube warf, sangen sie zusammen ein Loblied. Bald bedeckten sie die Steine und Erde, welche die Heiden auf sie warfen, und sie fanden an der gleichen Stelle ihren Tod und ihr Grab und gingen gemeinsam im Geiste zu der ewigen Hochzeit des göttlichen Lammes ein.

Gleich nach ihrem Martertode wurde das Grab der Schauplatz zahlreicher Wunder und Bekehrungen. Das Volk pilgerte furchtlos in Schaaren dahin, so daß man allgemein davon sprach und Numerian seine Soldaten beauftragte, jede Spur des Grabes wegzuschaffen, damit sich die Christen künftig dort nicht versammeln könnten. Die Soldaten kamen eines Morgens nach der Feier der heiligen Geheimnisse, griffen die versammelte

Gemeinde an und tödteten eine große Anzahl. Unter denen, die damals am Grabe der Martyrer den Tod fanden, war auch der Priester Diodorus, der Diakon Marianus und Viele, deren Namen nicht bekannt sind.

Die Acten unserer beiden großen Heiligen schließen mit folgenden Worten:

„Wir, die Brüder Varinus und Armenius, haben jene Dinge aufgeschrieben, wie sie sich zugetragen, auf Befehl des Heiligen Vaters Stephan und diese Acten nach jeder Stadt geschickt, auf daß es Alle wissen, wie die heiligen Martyrer Chrysanthus und Daria im himmlischen Reiche von Gott die Krone des Martyrthums empfangen haben. Ihm sei Ehre und Macht jetzt und in Ewigkeit!"

Achtzehntes Kapitel.

Die diocletianische Verfolgung.

Die diocletianische Verfolgung war die bei Weitem heftigste und ausgedehnteste Kirchenverfolgung. Unzählige Martyrer fielen derselben zum Opfer, und inmitten all der Greuel und Schrecken dieser Heimsuchung begann die Kirche jene glorreiche Laufbahn des Triumphes, die ihren Einfluß nach allen Seiten erweiterte und die Segnungen des Glaubens weit über die Grenzen des großen römischen Reiches hinaustrug. Der Anfang des vierten Jahrhunderts war Zeuge des Kampfes zwischen ihr und den Mächten dieser Welt; sie triumphirte und behauptet noch heutigen Tages die Macht, die sie da-

mals errungen. Bevor wir eine bestimmte Lebensbeschreibung nach den Acten der glorreichen Martyrer geben, die unter Diocletian im Coliseum litten, möchten wir erst unseren Lesern ein kurzes Gesammtbild dieser entsetzlichen Verfolgung entwerfen, von den Anfängen bis zu den glücklichen Folgen derselben.

Wir wollen nicht bei den seltsamen Wechselfällen des Glückes verweilen, das einen Mann wie Diocletian an die Spitze des römischen Reiches stellte. Er war ein Sclave und eines Sclaven Sohn; als tapferer Söldner erwarb er sich in den Reihen des Heeres Ruhm und Ehre. Probus ernannte ihn zum Feldherrn, und nach dem Tode des Carinus wählten ihn seine eigenen Truppen zum Kaiser. Sein Charakter bildete eine Mischung von Unwissenheit, Stolz, Habsucht und Grausamkeit. Der Aberglaube, der immer ein Kennzeichen schwachen Geistes ist, fand seine Heimstätte und seinen Triumph in Diocletian's tückischem, feigem Herzen. Er glaubte an die Orakel und setzte in alle deren Aussprüche einen unbedingten Glauben. Ein merkwürdiges Zusammentreffen flößte ihm hohe Ehrfurcht vor diesen heidnischen Betrügereien ein. Eine gallische Druidin sagte ihm nämlich, als er noch Feldherr war, wenn er einen Eber erschlagen hätte, so würde er Kaiser werden. Er tödtete mit eigener Hand den Mörder Numerian's und wurde bald darauf zum Kaiser ausgerufen; dies war nach seiner Meinung die Erfüllung der Prophezeiung. Wie wir weiter sehen werden, war es das Orakel Apollo's, das ihn zur Verfolgung der Christen antrieb.

Diocletian hatte einen Freund, einen unwissenden Soldaten von niedriger Herkunft, Namens Maximian,

den gleichfalls das blinde Glück begünstigt und von seinem Waffengefährten zu seinem Mitregenten im Reiche erhoben hatte. Unwissend und grausam wie Diocletian, war er in den Händen der höllischen Mächte, die einen Vernichtungskrieg gegen die Kirche Gottes unternahmen, ein gefügiges Werkzeug. Beide theilten das Reich unter sich. Diocletian gab dem Wohlleben des Ostens den Vorzug, während er Maximian den unglücklichen Westen überließ.

Auffallender Weise erfreute sich jener Theil des Reiches, welchen Diocletian für sich behalten hatte, in den ersten Jahren seiner Regierung des Sonnenscheins und der Ruhe. Eusebius gibt in seinem achten Buche eine feurige Schilderung der glücklichen Lage der Kirche in jenen Gegenden. Während es sicher feststeht, daß Diocletian den Christen mißtraute und sie sogar haßte, so scheint er sich anfänglich doch enthalten zu haben, sie durch Furcht einzuschüchtern. Ihre Zahl war damals schon sehr beträchtlich; die allgemeine Entrüstung gegen sie war mehr oder weniger gewichen; die politischen Wirrnisse der letzten vier Jahre hatten den Sinn der Heiden vergänglichen Ereignissen zugewandt, während der allzeit wachsame und thätige Geist des Glaubens sich die Ruhe zu Nutzen machte und darauf ausging, Seelen zu suchen, und öffentlich das Evangelium des Herrn verkündigte. Der niedergeworfenen Kirche genügten jetzt ein paar Monate ungestörten Friedens, um sich aus ihren Ruinen zu erheben. Der Sturm der Verfolgung hatte sich gelegt, man sah Tausende sich um das Kreuz drängen, Katechumenen und Neophyten füllten die Reihen der Christen aus, welche während des

Kampfes gelichtet waren. So war zur Zeit der Thronbesteigung Diocletian's fast das halbe Reich christlich. Vornehmlich im Osten blühte die Kirche. Von einem Basilius und Gregorius und einer Schaar heldenmüthiger Martyrer geleitet, hatte sie schon zu tiefe Wurzeln im Boden geschlagen, als daß die schrecklichste Verfolgung, welche über die Kirche hereinbrach, sie hätte verderben können. Selbst in Nicomedia, welches den Hauptstoß des Angriffes zu bestehen hatte, wirkte sie im Verborgenen weiter, als Diocletian und Galerius glaubten, sie sei schon vernichtet. Ja das Christenthum hatte eine so hohe Blüthe erreicht, daß sogar die Gemahlin und einige Kinder des Kaisers dasselbe angenommen hatten und viele Beamte des kaiserlichen Hofhalts offen ihre christliche Religion bekannten. „Welche Herrlichkeit und Freiheit uns vor dieser Verfolgung gegeben war," sagt Eusebius, „kann ich kaum schildern. Vielleicht war es Dank der Güte des Kaisers, der uns sogar die Verwaltung von Provinzen anvertraute und alle Besorgniß, daß man den Göttern opfern müsse, Angesichts der Achtung beseitigte, mit welcher er unsere Religion behandelte. Was soll ich von den zahlreichen Christen in den kaiserlichen Palästen, ihren Weibern, Kindern und Bedienten sprechen, denen er die Freiheit gab, öffentlich Gott zu verehren? Wer vermöchte die unzählbare Menge Menschen zu beschreiben, die täglich sich der Heerde Christi anschlossen, die zahlreichen Kirchen in jeder Stadt und die Schaaren hochgestellter Personen, welche nach den geheiligten Räumen des wahren Gottes strömten? Die alten Kirchen reichten nicht mehr aus, und über ihren Fundamenten stiegen neue und größere in die Höhe.

So machte unser heiliger Glaube von Tag zu Tag weitere Fortschritte, ungeachtet der Bosheit der bösen Geister und der geheimen Anschläge gottloser Menschen, während der Herr uns würdig hielt, mit Seiner rechten Hand uns zu schützen"[1]. Diese letzten Worte des großen Geschichtschreibers klingen wie eine schlimme Vorahnung, denn er schreibt erst seine Einleitung zu dem blutigsten Abschnitte seiner oftererwähnten Todes- und Verfolgungsgeschichte.

Obgleich Eusebius in den unumwundensten Ausdrücken von dem allgemeinen Frieden der Kirche und der offenkundigen Begünstigung des Kaisers spricht, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß Diocletian ein Heuchler war und in jenen ersten Jahren seiner Regierung die Christen eher aus einer niedrigen, feigen Politik, als aus wirklicher Gunst und Nachsicht so milde behandelte. Ja sogar in einzelnen Theilen der für ihn selbst vorbehaltenen Provinzen wüthete die Verfolgung mit größerer oder geringerer Heftigkeit, ganz nach der Willkür der Statthalter, auf Grund der nicht widerrufenen Edicte Aurelian's, die gegen die Christen noch in Kraft bestanden. Aus der Provinz Aegea in Lycien lesen wir im ersten Jahre seiner Regierung (285) von den Martyrern Claudius, Asterius, Neone und deren Gefährten. Es sind Denkmäler vorhanden, woraus hervorgeht, daß die Verfolgung auch in anderen Provinzen wüthete[2]. All dies muß Diocletian bekannt gewesen

---

1) Eusebius, Hist. Eccl. l. VIII. cap. 1.

2) Bolland. Aug. 23. Desgl. Tillemont, t. 5. Persécution de l'Eglise sous Dioclétien, art. 2.

sein; er gestattete die Verfolgung, wo es ihm ein Leichtes war, ihr vorzubeugen. Sei dem, wie ihm wolle, diese Heuchelei war im Vergleich zu der blutdürstigen Grausamkeit in seinen späteren Jahren noch eine Tugend.

Wir müssen auch einmal unsere Aufmerksamkeit auf Maximian lenken. Dieser Elende, der so unerwartet mit dem Purpur bekleidet worden, setzte seinen Leidenschaften keine Grenzen. Er haßte die Christen noch ärger, als Diocletian. Eine seiner ersten Handlungen war, daß er in Gallien eine ganze Legion christlicher Soldaten hinrichten ließ. Es waren die besten und bravsten Soldaten des Heeres, mehr als sechstausend Mann [1]). Sie waren ihm eigens aus dem Osten zu Hilfe geschickt worden, um gefährliche Unruhen zu unterdrücken. Im Westen angelangt, fielen die edelsten und reichsten unter dem Beile, um den Blutdurst und die Habsucht dieses Ungethüms zu sättigen.

Nichtsdestoweniger machte die Kirche allenthalben Fortschritte, und trägt Eusebius kein Bedenken, jene Tage eine Zeit der Ruhe zu nennen. Aber leider äußerte jene Ruhe einen schlimmen Einfluß auf die Gläubigen; die Strenge der alten Sitten lockerte sich und es rissen allmählich Mißbräuche ein. „Die ungestörte Freiheit, die uns der Herr verliehen hatte, um ruhiger Seine Gebote beobachten zu können, wurde von uns mißbraucht. Es drang bei uns der Geist des Neides und der Unzufriedenheit ein; ein innerer Krieg wüthete; die Waffen, mit denen wir einander zu verletzen trachteten, waren unsere

1) Ruinart, Acta SS. Mauri et Sociorum.

verleumderischen Zungen; Betrug, Falschheit und Heuchelei maßten sich an, die Handlungen der Leute zu überwachen; aber Gott hatte die Geißel schon in die Hand genommen. Wir sahen sie zwar schwer auf jene fallen, die im Heere dienten, waren jedoch so unempfänglich für jede Warnung des Evangeliums, daß wir gar nicht versuchten, durch zeitige Buße den drohenden Sturm abzuwenden, der sich über unseren Häuptern immer dichter zusammenzog. Wie blinde, bethörte Menschen, die nicht daran denken, daß im Menschenleben Alles durch eine höhere Vorsehung nach deren weisen Rathschlüssen geleitet und geordnet wird, fuhren wir fort, Gott zu versuchen, indem wir neue und schwerere Vergehungen zu der früheren Schuld hinzufügten. Endlich bedeckte der allmächtige Gott, nach der Weissagung des Propheten Jeremias, die Tochter Sions mit Verwirrung und warf den himmlischen Ruhm Israels zu Boden, und am Tage Seines Zornes gedachte der Herr nicht des Schemels Seiner Füße“ [1]).

Die Mächte der Finsterniß schienen Schritt vor Schritt bemessen und sich vorsichtig vorwärts bewegt zu haben, bevor sie mit ihrer ganzen Wuth sich auf das schlafende Lager Israels niederstürzten. Ein neues Ungethüm in Menschengestalt wird auf Erden gesandt, um seine Macht zu mißbrauchen; es übertrifft noch die beiden regierenden Cäsaren an Grausamkeit und Lastern aller Art. Dieser Mann war Galerius.

Diocletian, den Angst und Furcht ganz unzurechnungsfähig gemacht hatten, faßte den Plan, das Reich

---

1) Euseb. Hist. Eccl. l. VIII. 1.

in zwei weitere Theile zu zerlegen. Die beständigen Unruhen der Barbaren, die von allen Seiten drohten, und auch einige Aufstände im Innern bewogen schließlich den kurzsichtigen Kaiser, diese selbstmörderische Politik einzuschlagen. Sein Plan war, zwei Nebenkaiser zu ernennen, welche unbeschränkte Gewalt haben sollten, ihre zuständigen Gebietstheile zu vertheidigen und zu regieren, ohne gerade den Titel Kaiser zu führen. Zu diesem Zwecke erwählte er Constantius Chlorus, einen Mann von edler Abkunft und großen Verdiensten, und Galerius, den Sohn eines Bauern, einen Glückssoldaten.

Galerius war Jahre lang damit beschäftigt, die Unruhen an den Grenzen des Reiches zu unterdrücken. Durch die Gebete der christlichen Soldaten in seinem Heere trug er einen vollständigen Sieg über die Perser davon. Sein Stolz hielt gleichen Schritt mit seinem Glück und nach seiner Rückkehr vergaß er sich ob seiner Erfolge so weit, daß er seinen Wohlthäter verachtete und selbst Kaiser zu werden strebte. Seine Mutter war noch am Leben. Sie war ebenso grausam und abergläubisch, wie ihr Sohn; die einzige Erziehung, welche sie ihm mitgab, war der Haß gegen die Christen. Als Galerius aus dem Osten heimkehrte, hatte sie ihn kaum umarmt, als sie schon gegen die Christen zu hetzen begann und ihrem Sohn anbefahl, sie zu verfolgen.

Galerius regierte in der Provinz Illyricum; hier zog er zuerst das Schwert gegen die Kirche. Er machte in seinem eigenen Hause und dann im Heere den Anfang[1]. Die Sclaven seiner ruchlosen Mutter wurden

---

1) (Galerius Maximianus) diu ante reliquos imperatores

über dem Küchenfeuer verbrannt, während sie selbst wie eine Furie in unheimlicher Freude zuschaute. Unter den Soldaten befahl er alle Christen hinzurichten, da sich aber deren Zahl als zu groß herausstellte und sonst zwei Drittel dem Tode verfallen wären, wurde der Befehl abgeändert und nur einige der hervorragendsten hingerichtet; zugleich aber wurden alle Anderen von jeder Beförderung oder Auszeichnung ausgeschlossen. Wenn wir sagen, es litten nur einige den Martertod, so gilt dies bloß im Vergleich zu der großen Zahl der Ueberlebenden; trotz alledem kann man sie jedoch nach Tausenden zählen. In den Acten des hl. Andreas, der als Tribun in dem Heere des Galerius diente, lesen wir, daß er um das Jahr 300 mit dreitausend Gefährten gemartert wurde [1]. Aber die Klugheit lenkte das Schwert des Galerius wieder in die Scheide und hinderte den Streich, den er gern geführt hätte — die bestimmte Stunde der Vorsehung hatte noch nicht geschlagen, sie rückte jedoch schnell näher.

Vier Jahre lang hatte er sich mit dem Wunsche getragen, die Christen völlig auszurotten. Er wußte aus Erfahrung, daß sie wie Lämmer zur Schlachtbank gingen, daß sie gegen einen ungerechten Urtheilsspruch weder murrten, noch sich auflehnten. Mit teuflischer Bosheit faßte er deshalb den Plan, im ganzen Reiche eine geheime und doch allgemeine Verfolgung zu ver-

---

christianos qui in exercitu militabant ac praesertim eos qui in palatio suo versabantur per vim abducere a religione sua conatus est etc. Euseb. c. XVIII.

1) Bolland. 19. Aug.

anstalten, um für alle Zeiten den verhaßten Namen der Christen von dem Erdboden wegzuräumen. Zu diesem Zwecke aber mußte Diocletian ein Edict erlassen. Er ging daher nach Nicomedia, wo Diocletian residirte, und ließ ihm keine Ruhe, bis er seinen Plan durchgesetzt hatte.

Dies war im Jahre 302. Nichtsdestoweniger bangte es Diocletian bei dem Gedanken, einen Massenmord der Christen in Scene zu setzen. Seine natürliche Furchtsamkeit malte ihm Schreckgebilde von Aufläufen, Aufständen und Bürgerkriegen vor, die ihn zuletzt vom Throne stoßen konnten. Deshalb fürchtete sich Diocletian, ungeachtet der „übernatürlichen" Aufforderungen seiner hochgeachteten Orakel und des unausgesetzten Drängens des Galerius und seiner gottlosen Mutter, den entsetzlichen Schritt zu wagen, und schob die Unterzeichnung des unseligen Edicts, so lange er konnte, hinaus. Als Galerius auf gütlichem Wege nichts ausrichtete, schlug er den Ton hochmüthiger Herausforderung an, bis Diocletian endlich einwilligte unter der Bedingung, daß das Orakel des Apollo es anempfehle. Man schickte einen Seher nach dem Orakel, und ein Goldgeschenk des Galerius brachte die Antwort zuwege, daß die Christen den Göttern feindlich seien. Der Würfel war gefallen. Der Monat, der Tag, die Stunde wurde festgesetzt, wo die drei Dämonen entfesselt und die Kirche Gottes in Trübsal und Verlassenheit geschleudert werden sollte. Die terminalischen Spiele, die man alljährlich mit großem Pomp zu begehen pflegte, standen bevor, und der Eröffnungstag derselben, der 23. Februar 303, war als Anfang der Verfolgung auserse-

hen. An alle Statthalter in den Provinzen erging die Botschaft, sich einzurichten und Folter, Feuer und Schwert für die Diener Christi bereit zu halten. Viele derselben freuten sich bei der Aussicht auf dieses Blutfest. Die Ausrottung einer verhaßten Secte war immer willkommen, dazu fachte die Hoffnung auf unermeßliche Reichthümer, die aus den Händen der Christen in ihren Säckel fließen würden, und auf die steigende Gunst der kaiserlichen Majestät in ihren verdorbenen Herzen einen so regen Eifer an, daß diese Verfolgung sich nicht nur zur allgemeinsten, sondern auch zur schrecklichsten gestaltete, welche die Kirche je bestand.

Die Christen wußten, daß die Stunde der Gefahr nahte. Man hat die Verfolgungen recht passend mit den Stürmen auf hoher See verglichen: die Kirche war dann das Schifflein Petri, welches der Wuth der Elemente widerstehen mußte. Der Himmel gab seine Anzeichen, welche den nahen Kampf verkündeten; trüb und dunkel war die Zukunft, wie der Horizont, wenn ein Sturm heraufzieht. Die Stimme der Hirten schallte durch die Kirche, wie das ängstliche Geschrei der Seemöve, die den aufsteigenden Wogen trotzt und ihren wohlbekannten Sturmruf ertönen läßt. Die Weiber und Kinder wurden in den Räumlichkeiten der Katakomben untergebracht, während jeder lose Riegel an den Bollwerken festgemacht und jedes Segel gerefft wurde. Die Bischöfe hatten ihre besorgten Heerden um sich versammelt und mit solch feuriger Beredtsamkeit ermuthigt, daß sie schon in der Begierde Martyrer waren, ehe das Beil des Henkers ihnen die Krone brachte. Während muthige Jünglinge, die fest standen wie die Eichen,

z. B. Sebastianus und Pancratius, in den Städten blieben, um die Wucht des Angriffes auszuhalten, und ihre schwächeren Brüder anzueifern, begruben sich zarte Jungfrauen von edler Abkunft, wie Agnes und Prisca, in der Einsamkeit der Landhäuser und beteten in der Bedrängniß, wie erschreckte Tauben in ihren Schlägen klagen. Der Vorgeschmack des Uebels ist oft bitterer, als der Schlag selbst. Schon vor der Verkündigung des Edicts wurden viele Kirchen verlassen und Altar und Gottesdienst in das Privatzimmer eines weniger bekannten Christen oder in die Archisolien der Katakomben verlegt. Als der Sturm hereinbrach, stand der ängstliche Marcellinus an der Spitze der Kirche — selbst er verlor bei der Wuth des Ungewitters den Muth; er ließ das Steuerruder eine Zeitlang im Stich, nahm es jedoch wieder auf, wie der hl. Petrus, und fand schließlich auf seinem Posten den Tod. Die fromme Matrone Lucina hatte ihren Garten und ihr Landhaus außerhalb der Porta Capena für ein neues Cömeterium hergegeben, kurz, soweit es die Zeit erlaubte, war die Kirche zu Rom für den Kampf gerüstet.

Schon längst ist das blutige Edict unterzeichnet und eine Abschrift von Nicomedia nach Rom und Illyricum geschickt. Galerius, der erste Urheber der Verfolgung, konnte es so wenig abwarten, bis der furchtbare Tag dämmerte, daß er die Freude schon vorher zu genießen beschloß. Die Christen hatten auf einem Hügel, der die Stadt Nicomedia beherrschte, eine schöne Kirche erbaut. Man konnte sie von den Fenstern der kaiserlichen Residenz aus sehen. Kaum hatte der Morgen des 22. Februar gedämmert, als eine Abtheilung Soldaten

abgeschickt wurde, um die Kirche zu zerstören. Sie nahmen Alles fort, was sie im Inneren fanden — Bücher, Geräthe und Gewänder, und verbrannten sie im Freien; dann rissen sie unter Lärmen und Schreien das Gebäude auf den Grund nieder. Der Kaiser und der Cäsar sahen freudig von einem Fenster des Palastes zu und belohnten die Soldaten bei ihrer Rückkunft für ihr edles, tapferes Verhalten. Am nächsten Morgen wurde an den Marmorsäulen des Forums von Nicomedia die Pergamentrolle angeheftet, welche Tausenden der auserlesenen Kinder Gottes eine Krone unvergänglicher Herrlichkeit ankündigte.

Das Edict sollte im ganzen Reiche gleichzeitig verkündigt werden, aber in Folge einer geheimen Eifersucht des Senats wurde es zu Rom bis zum 17. April hinausgeschoben. Der stolze Senat hing noch immer an seinen altüberkommenen Rechten und suchte sich einzureden, daß seine Macht nicht bloß auf dem Papiere stehe. Noch warf er, einer entblößten und preisgegebenen Festung vergleichbar, seinen stolzen Schatten auf die Ebene, wie in den Tagen seiner Herrlichkeit, und hielt eine Zeitlang den Fall des gezückten Schwertes auf. Der böse Feind sollte jedoch seiner Beute nicht verlustig gehen. Der römische Pöbel war es gewohnt seinen Einflüsterungen zu gehorchen und leistete willig zu jeder Beleidigung des wahren Gottes seine Handlangerdienste. So ertönte denn wieder im Paroxysmus roher Aufregung der Schreckensruf, der so oft auf den Bänken des Coliseums widergehallt, im Circus Maximus. Zu Zehntausenden regten sich die Wütheriche aus der Hefe des Volkes und schrieen fast gleichzeitig:

»Christiani tollantur!« Fort mit den Christen! Und zwölfmal wiederholten es Hunderttausende von blutdürstigen Stimmen im Chore. Immer und immer wiederholte sich das Geschrei: „Tod und Vernichtung den Christen!“ Deßhalb beschloß denn der Senat, die Verfolgung gegen die Christen zu erklären, und erließ demgemäß ein Decret. (Siehe die Acten des hl. Sabinus bei Baronius unter dem Jahre 301.)

In Nicomedia ging gerade an dem Morgen, wo das Edict veröffentlicht wurde, ein reicher christlicher Edelmann über das Forum. Unglücklicherweise riß er im Uebermaße seines Eifers die Schrift in Stücke und zerstreute sie in den Wind. Er ward ergriffen und vor dem Palaste Diocletian's langsam zu Tode geröstet [1]).

Galerius ging mit der äußersten Rücksichtslosigkeit vor; Rachsucht und Verzweiflung steigerten noch seine natürliche Grausamkeit. Das erste Edict war für seinen Zweck zu milde, er will ein anderes, in blutigen Lettern geschriebenes. Der Verfasser des Buches: „Tod der Kirchenverfolger,“ berichtet uns, wie er sich das zweite Edict zu verschaffen wußte.

„Mit Beihilfe einiger Vertrauten legte er Feuer an den kaiserlichen Palast. Sobald als der Brand entdeckt wurde, begannen die Agenten des gottlosen Kaisers laut zu verbreiten, die Christen trügen an dem Feuer Schuld, sie seien die Feinde des Herrschers, so daß die Flam-

---

1) In den Martyrologien von Ado und Usuardus wird dieser Mann Johannes genannt und sein Tag auf den 7. September gelegt.

men eines höllischen Hasses gegen die Christen wüthender in den Herzen der Heiden entbrannten, als die materiellen Flammen, welche die kaiserliche Wohnung verwüsteten." (De morte persecutorum, c. XIII, desgl. Baronius unter dem Jahre 301.)

Edict auf Edict folgte dem ersten: kein Gesetz hatte vorher so rücksichtslose Bestimmungen aufzuweisen. Sie waren insbesondere gegen die Geistlichen, die Kirchen, hl. Schriften und Jungfrauen gerichtet. Es war mit die erste Bethätigung dieser Edicte, daß alle junge Mädchen, welche nicht opfern wollten, öffentliches Eigenthum werden sollten [1]).

Aber die Blitze Gottes waren immer bereit, Seine hilflosen Bräute zu vertheidigen; und wo immer man dieses abscheuliche Gesetz auszuführen wagte, da bildeten Tod und Gericht die unmittelbare Folge. Dabei beruhigte sich aber der ränkesüchtige Galerius nicht. Nachdem er den Erfolg seiner ersten Kriegslist gesehen, so verstrichen kaum vierzehn Tage, als er zum zweiten Male Feuer an den kaiserlichen Palast legte, und indem er die Schuld auf die Christen schob, Diocletian glauben machte, daß sie Brandstifter seien und ihn lebendig im eigenen Palaste verbrennen wollten. Galerius entfloh in verstellter Angst, weil er, wie er sagte, so lange nicht sicher sei, als sich ein Christ im Palaste befinde. Alle diese Pläne hatten auf den unselbstständigen Diocletian den gewünschten Einfluß, und aus einem reinen Werkzeug in der Hand seines Collegen, wurde er der

1) Siehe Acten der hl Theodora; desgl. Tillemont, vol. V. art. 19; Baronius anno 301, Nr. 31 sqq.

giftigste Feind der Kirche und übertraf noch, wenn dies denkbar ist, die Grausamkeiten seiner beiden anderen weströmischen Collegen.

„Seine Wuth gegen die Christen," sagt Lactantius, „hatte jetzt den höchsten Grad erreicht; er verfolgte nicht mehr einige wenige, sondern Jedermann, überall. Zuerst zwang er seine Tochter Valeria und sein Weib Prisca, sich mit den heidnischen Opfern zu beflecken. Seine Lieblingssclaven, welche die Leitung des ganzen Hofes und den unmittelbaren Dienst bei seiner Person versahen, ließ er hinrichten; die Priester und Alle, die beim Gottesdienst Hilfe leisteten, wurden ergriffen und ohne Richterspruch ermordet; Männer und Frauen jeglichen Alters mußten sich den grausamsten Foltern unterziehen. Wegen der großen Anzahl der Angeklagten wurden dieselben massenweise in den Tod befördert. Unermeßliche Feuer wurden um sie angezündet und verzehrten so ganze Massen auf einmal. Die Bedienten des Kaisers warf man mit Steinen um den Hals in's Meer. In allen Tempeln der Götter tagten Richter, deren ganze Beschäftigung darin bestand, die Leute zum Opfern zu bewegen; die Staatsgefängnisse waren überfüllt und jede neue, unerhörte Marter ward versucht, um die Christen zum Abfall zu zwingen oder in Stücke zu zerreißen." (Wie oben, c. XIV.)

Der Vernichtungskrieg ist jetzt vollständig erklärt und der Kampf tobt durch das ganze Reich. Die Provinz Gallien war der einzige Platz, welcher der Wuth Diocletian's entging. Sie stand damals unter Constantius Chlorus, dem Vater Constantin's des Großen. Er war gerecht und von keinen Vorurtheilen gegen die

Christen eingenommen; wo er konnte, suchte er das Morden und Gemetzel im Großen zu verhindern. Nur vereinzelte Statthalter unter ihm nahmen die Güter der Christen in Beschlag und ließen sie auch hie und da hinrichten, jedoch blieben Gallien die Greuel erspart, wie sie die anderen Theile des Reiches aufzuweisen haben. Die Schilderungen jener Schreckenszeit, die uns Lactantius, Eusebius und der unsterbliche Basilius [1]) hinterlassen haben, füllen ganze Bände aus — Bände, welche in den Augen der Kirche geheiligt sind, denn sie zeigen nicht nur die Heftigkeit und Allgemeinheit der Verfolgung, sondern verkünden auch die Herrlichkeit und den größeren Sieg jener göttlichen Anstalt, welche sie überlebt hat und auf dem Felsen der Zeit auch heute noch so unzerstörbar steht, als zur Zeit, da ein Galerius sie zu vernichten strebte.

Alles, was menschliche und teuflische Bosheit aufbieten konnte, wurde behufs Ausrottung der Christen versucht. „Außerdem," schreibt ein hl. Martyrer nach Eusebius (8. Buch), „ward bekannt gemacht, daß Niemand Theilnahme oder Mitleid für uns bezeige, sondern Jedermann sollte uns so anschauen und behandeln, als wenn wir keine Menschen mehr wären." Der beredte Basilius sagt in einem Panegyricus auf die christlichen Martyrer: „Die Häuser der Christen wurden zerstört oder in Trümmer gelegt, ihre Güter wurden die Beute des Raubes, ihre Leiber die Beute gefühlloser

---

1) Eusebius und Lactantius waren Augenzeugen; Basilius sah nur die Wirkungen der Verfolgung, denn er lebte in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts.

Lictoren, welche sie wie wilde Thiere zerfleischten und ihre Matronen an den Haaren durch die Straßen schleiften — ebenso unempfindlich für die Regungen des Mitleides gegen das Alter, wie gegen die zarte Jugend. Die Unschuldigen wurden Strafen unterworfen, die gemeinhin für die schlimmsten Verbrecher vorbehalten waren. Die Gefängnisse waren angefüllt von den Insassen christlicher Wohnungen, welche heute verlassen stehen; und die menschenleeren Wüsten und die Höhlen des Waldes wimmelten von Flüchtlingen, deren einziges Verbrechen die Verehrung Jesu Christi war. In diesen trüben Zeiten verrieth der Sohn den Vater, klagte der Vater sein eigenes Kind an; der Sclave trachtete nach dem Eigenthum des Herrn, indem er ihn bei Gericht angab, der Bruder strebte dem Bruder nach dem Leben — kein Gefühl, kein Band der Menschheit schien mehr anerkannt zu sein, Alles war so vollständig mit Blindheit geschlagen, wie wenn sie vom Teufel besessen wären. Nicht genug damit, entweihten unreine Hände das Haus Gottes, wurden die Altäre des Heiligthums umgestürzt; ward kein reines Opfer, kein Weihrauch mehr dargebracht, kein Platz für die göttlichen Geheimnisse gelassen; allenthalben tiefe Trübsal, dicke Finsterniß, die jede Tröstung erschwerte; die Priestercollegien waren zerstreut; es konnte aus Angst vor dem allerwärts fließenden Blutbade keine Synode und kein Concil zusammentreten: die Dämonen feierten ihre Orgien und besudelten Alles mit dem Rauche und Blute ihrer Opfer." (Orat. in Gordium Mart.)

Lactantius sagt: „Die ganze Erde war niedergeworfen und unterdrückt, drei Bestien der rohesten Art

sandten ihr Wuthgebrüll vom Osten bis Westen, um die Christen zu verschlingen. Wenn ich hundert Zungen und einen hundertfachen Mund hätte, wenn meine Stimme von Eisen wäre, so könnte ich nicht alle die Schrecken der heidnischen Grausamkeit berichten, die sie gegen die Christen anwandten.“ [1])

Um die Christen ausfindig zu machen, nahmen die Heiden ihre Zuflucht zu eben so boshaften als lächerlichen Kriegslisten. Außer den Hofspionen, deren Name Legion war, traf man die Einrichtung, daß in allen Verkaufsläden von Lebensmitteln Götzenbilder aufgestellt wurden, so daß man nicht einmal den nöthigen Lebensbedarf kaufen konnte, ohne den Dämonen opfern zu müssen. Jeder Platz, jeder Brunnen, jedes Bäckerhaus, jede Metzgerbude — sie alle hatten ihre kleine Bildsäule irgend eines fabelhaften Gottes, eine Pfanne mit Feuer und eine Büchse mit Weihrauch. Wer etwas kaufen wollte, mußte erst vor dem Götzen Weihrauch verbrennen, und ein Beamter der Regierung stand dabei, um die abgeschmackte Huldigung zu Ehren der Dämonen zu erzwingen. In ihrer Opferwuth gingen sie so weit, daß man alte Männer, die seit Jahren ihr Haus nicht verlassen hatten, auf die öffentlichen Plätze schleppte, um Weihrauch zu opfern, und zarte Kinder in der Mütter Armen an dieser Verhöhnung des wahren Gottes theilzunehmen zwang [2]).

Wollten wir die entsetzlichen Leiden der Christen unter den neuen und unerhörten Martern, welche die

---

1) De mort. pers. c. 16.

2) St. Optatus Milivitus, lib. I. et III.

Verfolger erfanden, schildern, so könnten wir Bücher mit Schreckensscenen füllen, die unser Blut erstarren machten. Sie würden über die blutigsten Phantasiegebilde noch hinausgehen; Feuer, Wasser, Eisen und die rohe Gewalt eingefleischter Teufel halfen mit allen Mitteln zusammen, um Schmerz zu erzeugen, zu verbrennen, zu zerfleischen; die höchste Wissenschaft war, mit den langsamsten Martern zu tödten. Die Scham, vor dem rohen Pöbel nackt ausgezogen zu werden, war für die jungen Christen beiderlei Geschlechtes qualvoller, als die Geißelung oder Folter. Man kannte ebensowenig gegen das zarte Mädchen von acht, als gegen den alten Mann von achtzig Jahren Gnade oder Mitleid.

Um die Schrecken jener Tage noch zu vermehren, beraubte man die verstümmelten Körper der Gemarterten des Begräbnisses und ließ sie oft Tage lang auf den öffentlichen Plätzen liegen, oder warf sie auf die Felder außerhalb der Städte, um den Hunden oder Raubvögeln zur Beute zu dienen. Es erging der Befehl, die Leichen Tag und Nacht zu bewachen, damit die Christen sie nicht wegnehmen und ihnen Ehren bezeigen könnten. „Da hätte man," sagt Eusebius, „keine kleine Anzahl Männer sehen können, welche diesen wilden und barbarischen Befehl ausführten, einige derselben wachten sogar, als ob dies eine hochwichtige und bedeutsame Angelegenheit wäre, auf einem Thurme, damit der Todte nicht gestohlen würde. Die wilden Thiere, Hunde und fleischfressenden Vögel zerstreuten hie und da Stücke von menschlichen Leichen, und die ganze Stadt war rund herum mit menschlichen Eingeweiden und Gebeinen besät, so daß nichts greuliger und fürchter-

licher aussah, sogar für die, welche vorher unsere Feinde gewesen waren. Alle Leute betrauerten nicht sowohl die unglückselige Lage derjenigen, an welchen diese Grausamkeiten verübt wurden, als das Brandmal, welches damit ihnen selbst und der Menschheit im Allgemeinen angeheftet wurde.“ Kein Wunder, daß solche Barbareien selbst dem härtesten Steine Thränen entlockten, denn Eusebius fährt in demselben Kapitel mit der Schilderung eines großen Wunders fort: „Nachdem man viele Tage lang diese greuligen Barbareien verübt hatte, ereignete sich folgendes Wunder. Das Wetter war schön, die Luft rein und das ganze Himmelsgewölbe heiter und glänzend, als plötzlich von allen Säulen in der Stadt, welche die öffentlichen Gallerien stützten, viele Tropfen in der Gestalt von Thränen herabfielen, und das Forum und die Straßen (ohne daß irgend eine Veränderung in der Luft wahrnehmbar wurde) mit Wasser aus einer unbekannten Quelle bethauten und benetzten, so daß alsbald unter allen Bewohnern sich das Gerücht verbreitete, die Erde könne die dermaligen Greuelthaten nicht mehr ertragen und vergieße auf diese unerklärliche Weise Thränen, und die Steine und unvernünftigen Gegenstände weinten über das, was geschehen sei, um die wilden, ungezügelten Leidenschaften der Menschen zu beschämen. Ich setze keinen Zweifel hierein,“ sagt Eusebius weiter, „daß diese Geschichte von künftigen Generationen als eine lächerliche Dichtung wird betrachtet werden [1]).“

Dies war eine seltsame Erscheinung, aber es ist nicht von Belang, wie sie erklärt werden möge, sondern

1) De Mart. Palest. c. IX.

die Auslegung, welche die Heiden selbst ihr gaben, bleibt immer als Zeugniß für den moralischen Sieg bestehen, welchen die Christen über den Geist ihrer Verfolger davon trugen.

Es wäre unmöglich, nur annähernd die Zahl zu berechnen, welche bei dieser Verfolgung niedergemetzelt wurde. Zehn lange Jahre hindurch tobte der Sturm über das Reich, und während das Blut von Tausenden im unaufhörlichen Strome von den öffentlichen Richtstätten floß, kam in den Wüsten oder in ungesunden Kellerräumen eine weit größere Zahl um. Aus einem alten Kataloge, herausgegeben von Papebroch, scheint hervorzugehen, daß innerhalb dreißig Tage an einem einzigen Platze fünfzehn Tausend hingerichtet wurden. Eusebius nennt sie eine „unzählbare Gesellschaft aus allen Provinzen.“ In der Thebais allein sah er selbst eine Reihe von Jahren hindurch täglich zehn, zwanzig, dreißig und sogar sechszig hinrichten. „Ein ander Mal wurden hundert Männer mit ganz kleinen Kindern und Frauen an Einem Tage getödtet, welche zu verschiedenen Todesarten verurtheilt waren; zuletzt war das Schwert des Scharfrichters stumpf, und da es nicht mehr zu gebrauchen war, zerbrochen. Die Scharfrichter selbst aber waren so ermattet, daß einer den andern ablösen mußte. Bei dieser Gelegenheit,“ fährt er fort, „beobachteten wir einen bewundernswerthen Eifer des Geistes und eine wahrhaft göttliche Kraft und Heiterkeit an denen, welche an Christus glaubten; denn eben war gegen den ersten das Urtheil gesprochen, als gleich andere von einer anderen Seite herbeieilten, um

laut vor dem Stuhle des Richters ihren Glauben zu bekennen.“ (viii, 9.)

Er erzählt auch, wie in einer Stadt Phrygiens, deren Statthalter, Beamte und sämmtliche Bürger Christen waren, diese Alle mit evangelischem Freimuthe ihren Entschluß erklärten, lieber zu sterben, als zu opfern. Man legte an alle Enden der Stadt Feuer an und besetzte sie ringsum mit Soldaten, wie bei einer Belagerung, damit Niemand entschlüpfen könne. So wurde die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, vernichtet, und sie gingen zusammen ein in die ewige Herrlichkeit.

Baronius berichtet auch (301 nr. 47), wie eine ganze Christengemeinde an einem Weihnachtsmorgen in ihrer Kirche verbrannte. Nichts gibt uns vielleicht einen besseren Begriff von der weiten Verbreitung und Heftigkeit der Verfolgung, als der Eindruck, welchen die Kaiser davon empfingen, daß sie nämlich das Christenthum vollständig vernichtet hätten. Es schien ihnen so ganz undenkbar, daß die christliche Kirche noch länger fortbestehen könne, daß sie schon voraus in der Sicherheit des Erfolges schwelgten und an zahlreichen Plätzen prunkhafte Inschriften aufsetzten, um neben anderen Heldenthaten der Kaiser zu verewigen, daß sie den Aberglauben zerstört. Im Folgenden zwei Proben solcher lügenhaften Inschriften:

DIOCLETIANVS · IOVIVS · ET · MAXIMIANVS ·
HERCVLEVS · CAES · AVGG ·
AMPLIFICATO · PER · ORIENTEM · ET ·
OCCIDENTEM · IMP · ROM ·
ET ·
NOMINE · CHRISTIANORVM ·
DELETO · QVI · REMP · EVER-
TEBANT[1]).

Dann:

DIOCLETIANVS · CAES ·
AVG · GALERIO · IN · ORIENTE · ADOPT ·
SVPERSTITIONE · CHRIST ·
VBIQVE · DELETA · ET · CVLTV ·
DEORVM · PROPAGATO[2]).

Wir lächeln, wenn wir diese Inschriften und dann die katholische Kirche betrachten, wie sie gegenwärtig ist mit ihren zweihundert Millionen Unterthanen. Die ganze Bevölkerung des römischen Reiches zählte nicht so viele Seelen, als sie heutzutage in ihrer Heerde. Ein paar Monate später, nachdem man diese Platten an den Mauern des kaiserlichen Palastes befestigt hatte, saß auf dem kaiserlichen Throne selbst ein Christ. Als

---

1) Diocletian, des Juppiter, und Maximian, des Hercules Sohn, die Cäsaren, nachdem sie das römische Reich im Osten und Westen erweitert und den Namen der Christen vernichtet, welche den Staat umzuwälzen gedachten.

2) Diocletian, Kaiser, nachdem er Galerius im Osten adoptirt, den christlichen Aberglauben überall zerstört und die Verehrung der Götter verbreitet hat.

der Bildhauer die Inschriften einmeißelte, welche er für den Leichenstein der vernichteten Secte bestimmt hielt, führte Constantin seine Truppen über die Alpen und hatte vielleicht schon am Himmel das große Zeichen gelesen, welches ihm verkündete, daß er von dem ewigen Gotte auserkoren sei, Seine Kirche zu befreien und für immer die Macht des Heidenthums zu brechen; ja als diese marmornen Tafeln aus der Werkstätte gebracht wurden und zum ersten Male das Licht des Himmels von ihrer geglätteten Oberfläche widerstrahlten, da nahm St. Peters regierender Nachfolger eine neue Eintheilung seiner Gemeinden vor, und erhöhte ihre Zahl auf fünfundzwanzig, um die religiösen Bedürfnisse seiner Gläubigen zu befriedigen, welche sich unter dem Schwerte vermehrten [1]).

Wie seltsam, wenn man bedenkt, daß jene Monumente dereinst zum Andenken an den Umsturz des Christenthums errichtet wurden! Es war gerade am Vorabende seines Triumphes, als die Dynastie, welche es zu zermalmen strebte, in den Wehen der Auflösung lag. Diese Denkmäler werden im Museum des christlichen Nachfolgers der Cäsaren als Sehenswürdigkeiten aufbewahrt; ihre Schreckensherrschaft ist verschwunden, um der milderen Herrschaft jener Gewalt zu weichen, welche sie vernichtet wähnten, und jetzt bilden ihre goldenen Häuser, ihre Triumphbogen und Riesentheater

1) Hic (Marcellus Papa) fecit coemeterium via Salaria et viginti quinque titulos in urbe constituit quasi dioeceses propter baptismum et poenitentiam multorum qui convertebantur ex paganis et sepulturas martyrum. Ex Lib. Pont. in Vita Morul.; ferner Baronius a. 309 nr. 4.

nur Ruinen neben den Kirchen, welche die Ueberreste der von ihnen gemordeten Blutzeugen decken. Wo dachten Diocletian oder Galerius daran, als sie selbstgefällig jene Denksteine zum Ruhm ihrer Großthaten lasen, daß dereinst einmal ein christlicher Tourist von einer unbekannten Südseeinsel des Morgens eben diese Inschriften im vaticanischen Museum lesen und des Abends auf einem zerbrochenen Bogen des Coliseums sitzen würde, um die Trümmer des Goldenen Hauses in ein Skizzenbuch zu zeichnen!

Diese interessanten Inschriften bieten jedoch ein drastisches Bild von der Heftigkeit der Verfolgung. Jegliche Spur der Kirche war vom Angesicht der Erde weggefegt. Sie war in der That von Oben her niedergeschmettert und aus den Kreisen der Reichen verwiesen; aber sie blühte in den Hütten der Armen, welche zu unbedeutend waren, um von den hochmüthigen Heiden belästigt zu werden. Sie lebte in den Katakomben, deren dunkele, düstere Gänge sogar den verbissensten Verfolgern Furcht einflößten; und während die Kaiser und ihre Handlanger auf Erden keine Spur der Kirche mehr bemerkten, schaarten sich die Christen tief unten in den Eingeweiden der Erde zu Tausenden zusammen und feierten die hl. Geheimnisse in Basiliken, die alle Schönheiten der Kunst schmückten, und sangen Gottes Lob vor marmornen Altären, die in Gold und Lichtern strahlten. So hatte es auch kommen müssen. Der Allmächtige wollte nicht, daß Seine Kirche unterginge. Er ließ sie in Seiner allweisen Vorsehung heimsuchen, aber hätte Er Seine schützende Hand nicht über sie ausgestreckt, so würden die Wächter der Stadt sie vergebens bewacht

haben. „Nisi Dominus custodiret civitatem, frustra vigilat qui custodit eam.“ (Ps. 127.)

Doch das Christenthum hatte schon gesiegt und seine Emancipation vollendet, ehe Constantin das Kreuz zum Siegeszeichen annahm. Zur Genüge war der Beweis erbracht, daß die Kirche keiner irdischen Schutzherrlichkeit benöthige und ohne das gnädige Lächeln oder auch die Duldung der Mächtigen der Welt bestehen könne. Ihre mächtigsten, tödtlichsten Feinde mußten schließlich in tiefer Erniedrigung ins Grab wandern und der Welt durch öffentliche Erlasse verkündigen, daß es ihnen mißlungen sei, die Kirche zu vertilgen. Die Emancipationsedicte, die der gottlose Galerius auf seinem Todesbette erließ, schienen von dem Allmächtigen zum feierlichen Schlußacte für alle die dreihundertjährigen Erlasse und Anstrengungen bestimmt zu sein, die Seine Kirche zertreten und vernichten sollten. Sie verkündigten der ganzen Welt und allen Generationen, daß die Kirche trotz des Kaiserreiches mit allen seinen Schrecken und Machtmitteln nicht nur bestehen, sondern auch blühen und triumphiren konnte, daß — mit Einem Worte — ihre Geschichte, ihre Fortdauer und übernatürliche Sendung von ihrem erhabenen Gründer selbst in die Verheißung zusammengefaßt war: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“

Hier möge ein Paragraph aus dem letzten Edicte des Tyrannen Galerius folgen, zum interessanten und rührenden Gegensatze mit den Inschriften, die erklärten, das Christenthum gehöre nur mehr der Vergangenheit an:

„Andurch sei Allen zu wissen, daß sie, wenn sie dieser

Secte und Religion anhangen wollen, durch diese unsere gnädige Gunst die Erlaubniß erhalten, jene Religion, der sie seither angehangen, in einer Art und Weise zu üben, wie es Jedem von ihnen passend und angenehm ist. Außerdem gestatten wir ihnen, ihre Gotteshäuser wieder aufzubauen.

„Wenn etwa Häuser oder Grundstücke, welche sich früher in Händen und Eigenthum der Christen befanden und durch die Verfügungen unserer Vorfahren (Diocletian und Maximian) der Schatzkammer zugefallen oder von einer Stadt in Besitz genommen oder verkauft, oder Jemanden als ein Zeichen der kaiserlichen Gnade verliehen oder anvertraut worden sind, so haben wir verfügt, daß sie in den alten rechtmäßigen Besitz der Christen zurückgehen." (Euseb. l. viii. c. 16.)

Für unseren kurzen Ueberblick dieser heftigen Kirchenverfolgung wüßten wir mit keinem geeigneteren Paragraphen zu schließen, als dem, der den Triumph unseres Glaubens erklärte; aber wie der letzte Auftritt im Trauerspiele am erschütterndsten wirkt, so bieten die Strafgerichte Gottes über die Verfolger einen harmonischen Schluß für die geschilderten Greulthaten, und wir nehmen die Geduld des Lesers nochmals in Anspruch, um ihm wenigstens aus der großen Zahl Einen Beweis für die Wahrheit dieser göttlich eingegebenen Worte zu liefern: „Niemand hat seine Hand gegen Gott erhoben und dabei Erfolg gehabt."

Seitdem Diocletian sein erstes Edict veröffentlicht hatte, ward seine Seele von den Qualen gepeinigt, welche die bösen Geister immer mit sich führen. Uebertriebene Furcht und Verzweiflung machten ihn für sich

selbst und Jedermann unerträglich, der das Unglück hatte, mit ihm zu verkehren. Er kam nach Rom und wurde vom Volk durch Geschrei vertrieben; er verließ die Stadt in jäher Flucht mitten im Winter, obgleich in wenigen Tagen die großen Spiele zur Feier seines neunjährigen Consulats beginnen sollten. Auf der Reise nach Ravenna zog er sich ein langwieriges Unwohlsein zu, das ihm furchtbare Schmerzen bereitete. Sein Geist war schwachsinnig und zuweilen tobsüchtig. Doch die höchste Stufe seiner Leiden war seine Demüthigung. Galerius zwang ihn schimpflicher Weise auf den Kaisertitel zu verzichten. Man brachte ihn auf eine große Ebene, etwa drei Meilen außerhalb der Stadt Nicomedia, setzte ihn auf einen prächtigen Thron, bekleidete ihn mit Purpur und zwang ihn dann vor dem gesammten Heere und allen Bewohnern der Stadt, sich selbst aller Abzeichen seiner Gewalt zu entkleiden und dieselben auf den Tyrannen zu übertragen, der auf einem anderen Throne neben ihm saß. Der alte Kaiser schrie wie ein Kind, knirschte zeitweise in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen und stieß Verwünschungen gegen die Götter aus, denen er einst so treu gedient. Er wurde mit Hohngeschrei von dem Orte seiner Erniedrigung vertrieben und floh fast allein nach Salona in Dalmatien, dem Schauplatz seiner dunklen Geburt, woselbst er in Vergessenheit als Wahnsinniger starb [1]).

„Der Andere, welcher ihm an Ehren zunächst kam,“ so schreibt Eusebius über Maximian, „machte seinem Leben durch Erhängen ein Ende, gemäß einer gewissen

---

1) Vid. De morte persecutorum c xvii.

teuflischen Prophezeiung, welche ihm dieses Loos zum Lohne für seine vielen verwegenen Schandthaten in Aussicht gestellt hatte."

Aber wie denn Galerius die Haupttriebfeder der Verfolgung war, so mußte ihn auch das schwerste Strafgericht treffen. Lactantius[1]) hat eine so abschreckende Schilderung seiner Krankheit hinterlassen, die ihn bei lebendigem Leibe buchstäblich aufzehrte, daß wir dieselbe nicht übersetzen können. Es genüge zu sagen, daß er den Tod des Herodes, des ersten Verfolgers Jesu Christi, starb. „Diese Krankheit," sagt Eusebius, „griff unheilbar um sich und fraß sich ihren Weg bis in die innersten Eingeweide, woraus eine unaussprechliche Menge von Würmern hervorkamen und ein ganz unausstehlicher Gestank entstand; denn vor seiner Krankheit war er (in Folge der übermäßigen Portionen, die er verschlang) außerordentlich fettleibig geworden; als dieses Fett nun faulte, wurde der Umgang mit ihm widerlich und unerträglich. Daher wurden einige Aerzte, welche den scheußlichen Dunst, den sein Körper ausströmte, nicht vertreiben konnten, hingerichtet. Andere wurden, wann sie kein Heilmittel schaffen konnten (als sein ganzer Leib angeschwollen und jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben war), auf seinen Befehl grausam niedergestoßen." (l. viii.) Lactantius berichtet, der Gestank seines verfaulten Leichnams sei so furchtbar gewesen, daß er nicht bloß den Palast, sondern die ganze Stadt verpestete. In diesem Zustande mußte er ein ganzes Jahr aushalten, bis ein qualvoller Tod die Welt von einem ihrer größ-

---

1) Loc. cit. cap. xxxiii.

ten Ungeheuer befreite. Es war inmitten jener Qualen, wo er das Edict zu Gunsten der Christen erließ und flehte, daß sie zur Vergeltung für diese Gnade zu ihrem Gott um seine Genesung beten sollten. Er starb am 15. Mai 311, zwei Wochen nach der Unterzeichnung des Widerrufs, den er wegen seines lasterhaften Krieges gegen den wahren Gott geleistet hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Die Acten des hl. Vitus und Genossen.

1. Zur Zeit, da Valerian unter den Kaisern Diocletian und Maximian Statthalter war, tobte die Christenverfolgung in der Provinz Sicilien. Dort lebte damals ein hl. Knabe Namens Vitus, der viele Wunder wirkte. Tag und Nacht flehte er zur Gnade Gottes, der sich denn auch würdigte, ihm folgende Antwort zu geben: „Ich will dir, o Vitus, die Gnade gewähren, um welche du bittest."

Sein Vater, ein gewisser Hylas, war ein angesehener, aber gottloser Mann. Nachdem er seinen Sohn vergeblich hatte verführen wollen, daß er den Göttern opfern solle, befahl er, ihn mit Geißeln zu schlagen; dann ließ er seinen Hofmeister Modestus kommen, und gab ihm folgenden Auftrag: „Siehe zu, daß mein Sohn nicht mehr die Worte spricht, welche wir gehört haben."

Dem kleinen Knaben aber erschien ein Engel des

Herrn, tröstete ihn und sprach: „Ich bin dir als Schutzengel beigegeben worden; ich will dich beschützen bis zum Tage deines Todes, und Alles, um was du den Herrn bitten wirst, wird dir gegeben werden."

Unterdessen kam es zu den Ohren des Statthalters Valerian, daß Vitus, der Sohn des hochangesehenen Hylas, den Herrn Jesus Christus verehrte und anbetete. Da ließ der Statthalter den Vater des hl. Knaben rufen, und sagte zu ihm: „Was muß ich von deinem Sohne hören? Er verehre den Gott der Christen? Wenn du ihn am Leben erhalten willst, so mußt du versuchen, ihm diese Thorheit auszureden."

2. Als Hylas dies von dem Statthalter gehört, rief er seinen Sohn und sagte: „Lieber Sohn, höre auf den Rath deines Vaters und gib deine thörichte Verehrung auf. Wie du dazu gekommen bist, einen todten Mann anzubeten, kann ich nicht sagen. Wenn der Statthalter es erfährt, wird er rücksichtslos seine ganze Gewalt gegen dich anwenden; es wird dein Untergang und mein Kummer sein.

Darauf erwiderte der gottselige Vitus: „O Vater, wenn du nur diesen Gott kännteſt, den du einen todten Mann nennst, so würdest auch du ihn anbeten. Er ist das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt."

„Aber Vitus," meinte der Vater, „ich weiß, daß Christus, welchen ihr Gott nennt, von den Juden gegeißelt und von Pilatus gekreuzigt wurde."

„Allerdings; aber dies ist ein großes, wunderbares Geheimniß," entgegnete der Knabe.

3. Hylas war ein Heide und konnte nicht Alles

verstehen, was das Kind sagte, jedoch in der natürlichen Liebe eines Vaters, fürchtete er mehr die Folgen, welche aus dem Bekenntnisse des Christenthums erwuchsen, als die Geringschätzung, welche er den Göttern des Reiches bezeigte. Während er nachsann, wie er seinen Sohn bewegen könne, von seinem Glauben abzufallen, wirkte der allmächtige Gott durch Vitus Wunder. Die Kranken wurden durch seine Gebete geheilt, die Blinden erhielten das Gesicht, und die Teufel, die er austrieb, mußten öffentlich die Verdienste des hl. Jünglings anerkennen. Der Statthalter Valerian, der von den Vorgängen gehört hatte, befahl, Vitus vor ihn zu führen. Als er kam, fragte Valerian: „Warum opferst du nicht den unsterblichen Göttern? Weißt du nicht, daß unsere Fürsten verordnet haben, einen Jeden, der den sogenannten Menschen Christus anbete, hinzurichten?"

Aber Vitus, vom hl. Geiste erfüllt, kein Zeichen von Furcht äußernd — gewiß selten in solchem zarten Alter — machte das Zeichen des hl. Kreuzes und antwortete: „Ich werde niemals dareinwilligen, Dämonen oder Steine oder Stücke Holz anzubeten; ich will nur dem lebendigen Gotte dienen, der mich immer beschützen wird."

Da begann sein Vater zu weinen und rief in dem Hofe: „O kommt und weint mit mir, denn mein einziger Sohn geht dem Tode entgegen."

Aber Vitus sprach zu ihm: „Das thue ich nicht, wenn ich in das ewige Leben eingehe."

Hierauf sagte Valerian: „Weil du von edler Geburt bist, und weil ich mit deinem Vater vormals auf freundschaftlichem Fuße stand, so will ich nicht das Ur=

theil in seiner ganzen Strenge gegen dich als einen Verächter der Götter vollstrecken; aber du bist ein verstockter Junge, und mußt deshalb wenigstens deine Strafe empfangen; Lictoren, gebt ihm ein paar Ruthenstreiche!"

4. Nachdem sie ihn eine Zeitlang geschlagen, fragte der Statthalter: „Willst du jetzt nachgeben?"

Der Knabe erwiderte: „Ich habe dir ja schon vorher gesagt, ich will nur Jesus Christus, den wahren Gott, verehren."

Jetzt befahl der Statthalter den Lictoren, stärkere Ruthen zu nehmen und heftiger auf ihn zu schlagen; aber als sie zum zweiten Male sich näherten, verdorrten ihre Arme. (Et brachia eorum arefacta sunt.) Valerian bekam das gleiche Leiden an seinen Arm und rief mit lauter Stimme aus: „Wehe, ich habe meinen Arm verloren und fühle großen Schmerz. Hylas, das ist kein Sohn, den du hast, sondern ein Teufel von einem Zauberer."

„Ich bin kein Zauberer," erwiderte Vitus, „sondern der Diener des Herrn, durch welchen ich Alles thun kann."

„Dann heile mich," forderte Valerian ihn auf, „und ich will dich nicht Zauberer heißen."

Vitus erhob die Augen gen Himmel und betete: „O Herr Jesus Christus, Du Sohn des allmächtigen und wahren Gottes, ich bitte Dich um jener willen, die ringsum stehen, heile den Arm des Statthalters, damit sie an Dich glauben."

Und sogleich war sein Arm geheilt.

5. Nun übergab Valerian den Knaben seinem Vater und bat ihn, denselben nach Hause zu nehmen und

alles Mögliche zu versuchen, daß er opfere. Hylas that so und bemühte sich durch Freundlichkeit und Schmeicheleien den Sinn seines Sohnes umzuwandeln; er kleidete ihn in prächtige Gewänder und suchte ihn durch fortwährende Gelage und üppige Tänze zu verführen; indeß der hl. Jüngling verschloß gegen alle Lockungen Augen und Ohren und betete zu Gott um Ausdauer.

6. Einmal traf es sich, daß sein Vater ihn in ein schönes Gemach führte; sogleich strahlte dieses in einem himmlischen Lichte wider; und es erschienen eine Anzahl Engel und sangen um den Knaben. Die ganze Familie und Dienerschaft kam an die Thüre. Das Licht war so stark, daß Niemand hineinschauen konnte und Hylas geblendet wurde. Als die Musik verklungen und das glänzende Licht verschwunden war, fand man, daß er sein Gesicht verloren hatte. Er jammerte vor Schmerz, und alle Mägde und Aufwärter weinten. Sie legten ihn auf ein Ruhebett und umstanden ihn trauernd und klagend. Man rief nach Valerian, der ihm befreundet war, und dieser forschte nach seiner Ankunft, was vorgefallen sei; man erzählte ihm, Hylas sei blind geworden. Der Statthalter ließ ihn vor den Altar des Jupiter bringen, und Hylas gelobte dort, unzählige Mastochsen mit vergoldeten Hörnern zu opfern, wenn er sein Gesicht wieder erhielte. Er versprach auch der Göttin Vesta Jungfrauen zu weihen, aber seine Augen blieben geschlossen und er litt heftige Schmerzen.

7. Hierauf führten sie ihn zu seinem Sohne und baten diesen kniefällig, er möge ihn doch heilen. Vitus fragte ihn, ob er dem Dienste der Dämonen entsagen und an den wahren Gott glauben wolle. Hylas bejahte

die Frage. Aber der hl. Jüngling las seine Gedanken und entgegnete: „Ich verstehe deine Antwort; dein Herz ist verhärtet; allein um der hier Anwesenden willen, will ich, obwohl du dessen nicht würdig bist, dich heilen."

Der hl. Vitus betete nun, die Schuppen fielen von seinen Augen und er sah.

Darnach sagte sein Vater zornerfüllt: „Ich danke meinen Göttern, daß sie mich geheilt haben, und nicht deinem Gott."

Von jener Zeit an nahm er sich vor seinen Sohn zu tödten.

8. Der Engel des Herrn erschien Modestus, dem Hauslehrer des gottseligen Vitus, einem frommen, heiligmäßigen Manne, und forderte ihn auf, den Knaben an's Ufer des Meeres zu führen; dort werde ein Schiff auf sie warten und sogleich dahin abfahren, wohin sie wünschten.

Aber er erwiderte: „Ich weiß den Weg nicht. Wohin soll ich gehen?"

Darauf erklärte der Engel: „Ich will ihn dir zeigen."

Der hl. Vitus zählte damals etwa sieben Jahre. (Erat autem beatus Vitus circiter annorum septem.)

Der Engel geleitete sie an die Seeküste, wo der Herr ein kleines Schiff bereit hielt, und der Engel nahm die Gestalt eines Schiffers an und fragte sie: „Wohin eilt ihr, gute Leute?"

Vitus antwortete: „Wohin immer der Herr uns führt, wollen wir Ihm pünktlich und freudig folgen."

Dann fragte der Engel: „Wo ist euer Fahrgeld?"

Worauf Vitus versetzte: „Er, dem wir dienen, wird dich bezahlen.“

Sie stiegen in das Schiff, und der Engel ergriff das Steuerruder. Endlich kamen sie an einen Platz Namens Alectorius, und als sie landeten, verschwand der Engel. Aber sie gingen an das Land und erreichten den Fluß Siler und machten unter einem Baume Rast. Der Herr vollbrachte durch Vitus viele Wunder. Die Nahrung brachte ihnen ein Adler vom Himmel zu. Und auf den Ruf ihrer Wunder hin versammelte sich eine Menge Volkes um sie. Aus Vielen schrieen die bösen Geister heraus: „Was hast du mit uns zu schaffen? Du bist vor der Zeit gekommen, uns zu vernichten.“

Vitus verbrachte seine Zeit damit, daß er das Volk belehrte und eine große Anzahl taufte. Sein ständiges Gebet war: „Ich habe geglaubt, darum habe ich geredet; aber ich bin über die Maßen erniedrigt“ — (Ps. 115) und: „Wie der Hirsch schmachtet nach der Wasserquelle, so schmachtet meine Seele nach Dir, o Gott.“ (Ps. 42.)

9. Inzwischen war der Sohn des Kaisers Diocletian von einem unreinen Geiste geplagt und der Teufel schrie aus seinem Munde: „Wenn nicht der Lucanier Vitus hierher kommt, so werde ich dich nicht verlassen.“

Der Kaiser fragte: „Und wo kann ich diesen Mann finden?“

Der Dämon entgegnete: „Er ist auf dem Gebiete von Tanagra, bei dem Flusse Siler.“

Darauf sandte der Kaiser bewaffnete Soldaten aus, um den von dem Dämon bezeichneten Mann auf der

Stelle zu holen. Als sie an dem Platze angekommen, trafen sie den Streiter Christi im Gebete zum Herrn, und der Anführer der Soldaten fragte: „Bist du Vitus?"

Er antwortete: „Ja."

Dann sagte er: „Der Kaiser bedarf deiner Hilfe."

Worauf Vitus: „Ich bin ein so unbedeutendes, geringes Wesen, wie kann er meiner Hilfe bedürfen?"

Sie antworteten: „Sein Sohn ist von einem Teufel geplagt, und darum hat er verlangt, daß wir dich zu ihm bringen."

Da sagte Vitus: „Nun so wollen wir in Gottes Namen gehen."

Als sie in Rom anlangten, wurde seine Ankunft dem Kaiser gemeldet, und befahl dieser, ihn sofort vor ihn zu bringen. Das Gesicht des hl. Vitus war außerordentlich schön und strahlte einen lichten Glanz aus; seine Augen waren wie die Strahlen der Sonne, denn sie waren von der Gnade Gottes verklärt. Diocletian fragte ihn: „Bist du Vitus?"

Er aber schwieg.

Nun begann der Kaiser Modestus zu fragen; dieser aber, ein alter und einfacher Mann, wußte keine passende Antwort zu geben, und der Kaiser lachte ihn aus.

Da sagte der gottselige Vitus: „Warum fragst du denn diesen alten Mann gerade so, als wenn er noch jung wäre? Müßtest du nicht vielmehr Achtung vor seinen grauen Haaren haben?

Zornig fuhr Diocletian ihn an: „Wie kannst du so anmaßend sein, daß du deinen höchsten Herrn so unmanierlich anfährst?"

Vitus versetzte: „Wir sind nicht unmanierlich; wir haben den Geist der Einfalt durch die Güte Christi empfangen. Wir sollen lieber die Sanftmuth der Taube nachahmen. Unser Meister, der uns belehrte, ist von Natur gut. Er ist allerdings groß an Macht, aber bescheiden in Seiner Einfalt. Deshalb muß, wer Sein Jünger sein will, sanften und demüthigen Herzens und nicht leidenschaftlich und ungestüm sein."

10. Da schrie der Dämon jämmerlich aus dem Munde des gequälten Sohnes Diocletian's: „O Vitus, warum quälst du mich so grausam vor der Zeit?"

Vitus erwiderte darauf nichts; aber der Kaiser sagte: „Vitus, kannst du meinen Sohn heilen?"

Der hl. Vitus antwortete: „Allerdings ist es möglich für ihn, daß er seine Gesundheit wieder erhält, die ich ihm zwar nicht geben kann; aber durch mich kann Christus, dessen Diener ich bin, wenn Er will, ihn mit Leichtigkeit von diesem gottlosen Feinde befreien."

Und nachdem ihn Diocletian gebeten hatte, näherte er sich dem Besessenen, legte seine Hände auf dessen Haupt und sagte: „Unreiner Geist, fahre aus von diesem Geschöpfe Gottes im Namen unseres Herrn Jesus Christus."

Und sogleich verließ ihn der Teufel und tödtete eine große Menge Ungläubiger.

Als Diocletian sah, daß sein Sohn geheilt war und viele der Ungläubigen, die über den hl. Vitus gespottet hatten, getödtet wurden, sagte er, hingerissen von der Schönheit des Knaben, zärtlich und schmeichelnd zu ihm: „Theuerster Vitus, wenn du dich nur bereit erklärst, unsern Göttern zu opfern, so will ich dir den besten Theil

meines Reiches geben; ich will dich mit unermeßlichem Reichthum an Gold und Silber und kostbaren Gewändern und allen möglichen prächtigen Geräthen beschenken und dich ehren, wie meinen theuersten und vertrautesten Freund."

Vitus entgegnete: „Ich brauche dein Reich nicht, noch deine Gewänder und Reichthümer; ich habe meinen Herrn und Gott, der mich mit dem Gewande der Unsterblichkeit bekleiden wird, welches keine Finsterniß verdunkeln kann, wenn ich fortfahre, ihm gläubig zu dienen."

Darauf sagte Diocletian: „Thue das nicht, Vitus, sondern denke lieber an dein Leben und opfere den Göttern, damit du nicht durch allerlei Martern umkommst."

Hierauf erwiderte dieser: „Ich erachte jene Martern, mit denen du mir droheſt, für ganz unschätzbar; durch sie kann ich die Palme erringen, welche der Herr Seinen Auserwählten zu versprechen sich gewürdigt hat."

11. Diocletian befahl nun seinen Dienern, den hl. Vitus sammt Modestus in ein elendes Gefängniß zu werfen, und als sie im Gefängniß lagen, befahl er, jeden von ihnen mit achtzig Pfund Eisen zu belasten und den Kerker mit seinem eigenen Ringe zu versiegeln, so daß Niemand hinein konnte, um ihnen nur einen Tropfen Wassers zu reichen. Als man aber aufschloß, erleuchtete alsbald ein großes Licht das Gefängniß, so daß die erschreckten Wächter erstaunt dareinschauten.

Der hl. Vitus betete mit lauter Stimme: „Du hast Dich zu unserer Hilfe geneigt, o Herr, eile und

befreie uns von dieser Züchtigung, wie Du die drei Jünglinge im Feuerofen und Susanna von der Bosheit der falschen Zeugen befreit hast."

Bei diesen Worten des Heiligen erschütterte ein Erdbeben das Gefängniß, und ein wunderbares Licht durchstrahlte dasselbe, während sich rings ein köstlicher Wohlgeruch verbreitete. Es erschien ihm der Heiland und sagte: „Stehe auf, Vitus, sei getrost und stark, siehe, Ich bin bei dir alle Tage."

Darnach verschwand die Erscheinung. Das Eisen, welches sie beide fesselte und niederdrückte, zerschmolz wie Wachs; und es ertönten die Stimmen vieler Engel, die mit ihnen in dem Gefängnisse sangen: „Gepriesen sei der Herr und Gott Israels, denn Er hat uns heimgesucht und die Erlösung Seines Volkes gewirkt."

Da die Gefängnißwärter dergleichen hörten, geriethen sie in große Furcht, liefen zu dem kaiserlichen Palaste und schrieen laut: „O frömmster Kaiser, hilf uns, die ganze Stadt und das Volk geht zu Grunde."

Wie der Kaiser diese Rufe vernahm, ward er bestürzt und fragte die Wärter: „Was ist denn das für ein großes Unglück, welches ihr so unvernünftig verbreitet?"

Sie antworteten: „Vitus, den du uns befohlen hast, im Gefängnisse anzubinden, ist von einem blendenden Lichte umgeben; ein unaussprechlicher Wohlgeruch erfüllt die Zelle; und bei ihnen (Vitus und Modestus) ist ein Mann, dem Niemand in's Gesicht schauen kann; er sprach mit ihnen, und eine Menge weißgekleidete Jünglinge sangen laute Jubellieder."

12. Voll Zornes befahl jetzt Diocletian, das

Amphitheater in Stand zu setzen. „Ich will,“ so sagte er, „sie den wilden Thieren preisgeben und sehen, ob ihr Christus sie aus meinen Händen befreien kann.“

Und als sie in's Amphitheater gekommen waren, bat Vitus seinen betagten Hofmeister, nicht bange zu sein. „Sei muthig, Vater,“ redete er ihm zu, „und fürchte nicht das Schwert des Bösen, denn jetzt sollen wir unsere Krone erlangen.“

Bei dieser Vorstellung befanden sich mehr als fünftausend Menschen, ohne die Frauen und Kinder zu zählen, deren eine zahllose Menge zugegen war.

Als sie vor Diocletian standen, fragte dieser: „Vitus, wo befindest du dich jetzt?“

Aber Vitus erhob die Augen gen Himmel und erwiderte nichts.

Diocletian wiederholte seine Frage: „Vitus, wo befindest du dich jetzt?“

„Nun,“ entgegnete Vitus, „ich befinde mich im Amphitheater; thue doch, was du willst, mit mir.“

„Denke an dein Leben,“ sagte Diocletian, „und opfere den großen Göttern.“

Vitus sprach: „Möge es dir nimmer wohlergehen, du Satan, du reißender Wolf, du Seelenräuber! Wie groß ist deine Frechheit, daß du mich zu solchem Zeug bereden willst, nachdem du so viele Wunder gesehen hast! Ich aber besitze Christus, dem ich bis auf diesen Augenblick alle Gedanken meiner Seele geopfert habe, und dem ich jetzt Alles opfere, was von mir übrig bleibt.“

13. Unfähig, seine Wuth zu beherrschen, befahl der Kaiser seinen Dienern, den Kessel (oder Ofen) mit

Blei und Pech zu füllen. Die Lictoren thaten, wie sie geheißen, und der hl. Streiter Christi ward hineingeworfen. Als sie ihn hineinwarfen, sagte der Kaiser: „Jetzt will ich sehen, ob dein Gott dich aus meinen Händen befreien kann."

Aber Vitus machte das Zeichen des lebenbringenden Kreuzes, während ihn die Schergen in den Ofen schleuderten. Die Masse wogte, wie die See; aber alsbald erschien ein Engel, welcher die Gluth auslöschte, während der hl. Vitus aufrecht in der Mitte stand und dem Herrn ein Loblied sang: „Du, der Du die Kinder Israels aus dem Lande Aegypten und vom Joch des Tyrannen und aus dem eisernen Ofen durch Deinen Diener Moses befreit hast, gib uns Gnade, um der Verherrlichung Deines hl. Namens willen." Den Kaiser aber redete er folgendermaßen an: „Ich danke dir, Diocletian, und deinen Dienern, daß ihr mir ein so prächtiges Bad und so weiche Tücher zurecht gemacht habt."

Das ganze Volk brach in den Ruf aus: „Solche Wunder haben wir niemals gesehen; wahrhaftig, der Gott dieses Kindes ist wahr und groß." (Tamquam mirabilia numquam vidimus; vere enim verus et magnus est Deus infantis huius.)

Vitus ging ohne irgend eine Beschädigung an seinem Körper aus dem Ofen heraus; sein Fleisch aber schimmerte wie der Schnee. Und er dankte Gott mit den Worten: „Du hast mich geprüft, o Herr, wie Gold, Du hast mich im Feuer erprobt, und keine Schlechtigkeit ward an mir erfunden." Den Kaiser scheltend, sagte er kühn: „Schäme dich, du Teufel, mit dem Sa=

tan, deinem Vater, wo du siehst, welche Wunder der Herr in Seinen Dienern wirkt."

14. Die Wuth des Kaisers steigerte sich immer mehr, und er befahl, einen Löwen herbeizubringen, dessen Brüllen sogar die Männer mit Furcht erfüllte. Als er losgelassen war, höhnte der Kaiser: „Glaubst du, deine Zauberei werde diesmal siegen?"

„Dummer, thörichter Mann!" rief Vitus, „siehst du denn nicht, daß Christus der Herr mit mir ist? Auf Sein Wort werden mich die Engel aus jeder Qual und aus deinen Händen befreien."

Als der Löwe nun auf ihn zusprang, machte er das Zeichen des Kreuzes über ihn und er fiel zu seinen Füßen, streckte die Zunge heraus und leckte sie (plantas eius lingebat). Dann sagte Vitus zu Diocletian: „Siehe nun, du gottloser Mann, die Thiere geben Gott die Ehre, und du erkennst deinen Schöpfer nicht an; doch wenn du jetzt an ihn glaubst, will ich dir die Erlösung versprechen."

Diocletian erwiderte: „Du magst an Ihn und Sein ganzes Geschlecht glauben."

Vitus gab lächelnd zurück: „Du hast ganz richtig gesprochen; denn ich und alle meinesgleichen, die durch den Glauben aus Gott geboren sind, in dem ich wiedergeboren wurde, streben nach einer ewigen Krone im Himmel."

In jener Stunde bekehrten sich an die tausend Personen. Diocletian sagte zu ihm: „Viele aus dem Volke beginnen, da sie dein Treiben sehen, an jene Künste zu glauben, durch welche du das Feuer und die wilden Thiere überwältigst."

Vitus entgegnete: „Feuer und Thiere werden nicht durch Künste regiert, sondern weil sie Geschöpfe sind, so geben sie ihrem Schöpfer, meinem Herrn Jesus Christus, die Ehre. Um so mehr aber solltest du dich schämen, weil du, doch ein vernunftbegabtes Geschöpf, schlechter bist, als empfindungslose Dinge und unvernünftiges Vieh."

15. Hierauf befahl Diocletian seinen Wärtern, Vitus, seinen Hofmeister Modestus und seine Amme Crescentia, welche durch seine Predigt sich zu Christus bekehrt hatte, auf die Folter zu spannen. Vitus bemerkte dazu: „Wie lächerlich und feige zeigst du dich, wenn du befiehlst, ein Weib zu foltern."

Aber die Heiligen Gottes wurden auf die Folter gespannt, so daß ihre Beine auseinander gerenkt wurden und ihre Eingeweide zum Vorschein kamen. In dieser Qual rief der gottselige Vitus aus: „O mein Gott, rette uns in Deinem Namen und in Deiner Kraft befreie uns!"

Alsbald entstand ein großes Erdbeben, es blitzte und donnerte heftig, die Tempel der Götzen stürzten ein und viele Leute kamen um's Leben. Auch der Kaiser floh erschreckt, und die Stirne mit der Hand schlagend, rief er mit lauter Stimme aus: „Wehe mir! Ich bin schmachvoll von einem Kinde überwunden worden!"

Vom Himmel aber stieg ein Engel herab und hob die Körper der Heiligen von der Folter weg. Im nächsten Augenblicke sahen sie sich wieder an den Fluß Siler versetzt und unter einem Baume ruhend. Vitus rief wieder den Herrn an und sagte: „O Herr Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erfülle den Wunsch

der Deinen, welche Deinen Namen durch die Leiden des Martertodes verherrlichen wollen; bewahre sie, o Herr, durch Deine Kraft vor den Gefahren dieser Welt und verleihe ihnen die Anschauung Deiner Herrlichkeit.“ Und als er sein Gebet beendigt hatte, drang eine Stimme vom Himmel, die zu ihm sagte: „Vitus, dein Gebet ist erhört!“

Und sogleich verließen ihre heiligen Seelen die reinen Leiber in Gestalt schneeweißer Tauben und flogen, von jubelnden Engeln begleitet, zu den fernen Gefilden des Himmels auf.

16. Drei Tage lang bewachte ein Adler des Himmels ihre Ueberreste. Am dritten Tage fuhr eine edle Dame, Florentia, in ihrem Wagen am Ufer des Flusses, als plötzlich das Pferd scheute und sie mitten in den Strom warf. Sie begann schon zu sinken, als St. Vitus, auf dem Wasser schreitend, ihr erschien. Florentia rief ihn mit lauter Stimme an: „Rette mich, wenn du ein Engel Gottes bist!“

Der hl. Vitus entgegnete: „Ich bin Vitus, gesandt von dem Herrn, welcher der Urheber und Bewahrer des menschlichen Lebens ist, um dich zu retten, damit du unsere Leichname begrabest; und was immer du verlangst im Namen des Erlösers, das wirst du durch unsere Bitten erhalten.“

Nach ihrer Rettung aus der Fluth hob Florentia die Leichen der Heiligen auf, balsamirte sie mit Spezereien und begrub sie an derselben Stelle, wo sie starben, und die Morianus hieß. Der hl. Vitus litt mit Modestus und Crescentia am 15. Juni für unsern Herrn

Jesus Christus, dem alle Ehre, Herrlichkeit, Macht und Majestät gehört in alle Ewigkeit. Amen.

Zwanzigstes Kapitel.

Der letzte Martyrer.

Maxentius war im Tiber ertrunken und Constantin im Triumph nach der Hauptstadt marschirt. Durch lauten Ausruf und Maueranschläge machte er allen Menschen das Banner der Erlösung bekannt. An dem höchsten Theile des Capitols errichtete er ein mächtiges Kreuz und setzte folgende Inschrift darunter: „In diesem Zeichen des Heiles, dem wahren Sinnbild der Tapferkeit, habe ich eure Stadt befreit und aus dem knechtischen Joche eines Tyrannen erlöst, indem ich Senat und Volk von Rom in ihrer alten Herrlichkeit und Würde wiederhergestellt.“ Es ist das Kreuz, das auf dem Capitole triumphirt. Siehe, das größte Wunder in der Geschichte! Rom hatte viele Wunder während seines tausendjährigen Bestehens geschaut; aber das Schauspiel auf dem höchsten seiner sieben Hügel, am Morgen nach der Schlacht bei den Saxa Rubra, war das merkwürdigste und zu gleicher Zeit das wichtigste in der Geschichte seines veränderten Laufes. Das am meisten verhöhnte, verachtete und verfolgte Ding auf der Welt wird urplötzlich das Emblem, das wahre Sinnbild der Tapferkeit, das Werkzeug der Befreiung und Erlösung für ein gedrücktes, niedergetretenes Volk!

Das war ein unvergleichlich größeres Wunder, als die Erscheinung des Kreuzes, die Constantin hatte. Es führte einen Umsturz von Dynastien und eine Umwandlung in den Herzen der Menschen herbei, welche allein von der Hand Gottes kommen konnte. Sogar nach der beschränkten Auffassung der menschlichen Vernunft können wir uns kaum ein anderes Wunder vorstellen, das so gut darauf berechnet war, die heidnische Welt von der Gottheit des gekreuzigten Heilandes zu überzeugen, welchen sie zu verachten suchte. Nach Jahrhunderten der Verfolgung, nach jedem denkbaren Widerstande, den menschliche Macht oder Bosheit gegen Seine Kirche aufbieten konnten, triumphirt jetzt jene Kirche in dem Sinnbilde ihrer Unsterblichkeit, in dem Kreuze auf dem Capitol.

Manche der eingefleischtesten Heiden konnten kaum ihren Sinnen trauen; Lästerungen gegen den Gott ausstoßend, den sie noch haßten, aber dessen Macht sie anerkennen mußten, gingen sie weg; die Christen aber sammelten sich dichter und dichter bei dem Symbole ihrer Hoffnungen; sie küßten es und benetzten es mit vielen Thränen; sie sangen ringsum in lauten, freudigen Tönen die Lieder des königlichen Propheten, der seinen Triumph vorausgesagt hatte. In weiter Entfernung und niederwärts der Abhänge des Capitols hörte man noch Schaaren wegziehender Christen singen: „Wer ist gleich Dir, o Herr, unter den Göttern? Du bist verherrlicht worden in den Heiligen, wunderbar in Herrlichkeit und Wunder wirkend."

Aber vielleicht ist das eine übel angebrachte Freudenbezeigung über einen Sieg, der nur von kurzer

Dauer sein soll. Das Coliseum ist noch nicht umgewandelt. Noch sind nicht seine Greuelscenen zu Ende, und noch soll Christenblut in seiner Arena fließen. Die Aufschrift gegenwärtigen Kapitels entrollt ebenso heftige Scenen blutiger Verfolgung, als wir seither erzählt hatten. Nichtsdestoweniger war der Triumph Constantin's ein dauernder, vollständiger und allgemeiner. Der Kaiser war blos ein Werkzeug in den Händen Gottes, um die vollständige Befestigung Seiner Kirche zu bewirken. Sein wunderbares Entweichen vom Hofe des Galerius, seine Großmuth, Klugheit und edle Gesinnung, und zu alledem sein siegreicher Marsch aus Gallien, wo er mit einer Handvoll Leute die übermächtigen Streitkräfte des Reiches vernichtete, all dieses waren Mittel, die Gott gewählt, um Seine Kirche im Mittelpunkte der Welt auf eine Grundlage zu stellen, die kein Sturm mehr erschüttern konnte, um ihre sichtbare und äußere Mission unter den Menschen zu beginnen und alle Nationen der Erde an ihren Busen zu führen. Unmittelbar nach dem Triumphe Constantin's erhob sie ihr Haupt in voller Unabhängigkeit; sie schüttelte den Schein der Schwäche ab, welcher ihre Kindheit verhüllte, und zeigte der Welt, daß ihre Existenz und Sendung nicht mehr zweifelhaft, beängstigt oder zerstörbar sei. In diesem Sinne ist der Triumph Constantin's heute herrlicher, vollkommener und augenscheinlicher, als vor fünfzehn Jahrhunderten, wo der Katholicismus zur Religion Roms erklärt wurde. Obgleich es auch in der Zeit Constantin's Martyrer gab und mit der Verfolgung Julian's zeitweilig die Tyrannei des Heidenthums wieder auflebte, so waren dies doch nur die Merkmale für die Vereinigung der Kirche



mit ihrem gekreuzigten Meister; es waren Schläge der Züchtigung aus Vaters Hand, es waren nicht Zeichen der Schwäche, sondern Beweise des Lebens und der Kraft. Sie brauchte nicht mehr aus dem Bereiche der Menschen zu fliehen: ihre Katakomben sind für die schlummernden Todten leer gelassen, welche der Auferstehung harren, und das Coliseum wird nie wieder die Walstatt ihres Glaubens sein. Jedoch ein anderes Martyrthum gab es in dem Coliseum. Die Ströme Blutes, welche aus den Adern von vielleicht tausend Blutzeugen des Glaubens geflossen, hatten noch nicht das Maß der Schlechtigkeit ausgefüllt; es schien noch Blut einer andern Gattung zu fehlen und der letzte Erguß des rothen Stromes, der den Sand des mächtigen Amphitheaters röthete, sollte das Blut eines Martyrers der christlichen Liebe sein. Laßt uns nunmehr diese letzte rührende Scene schildern, welche uns von den Martyrern des Coliseums überkommen ist.

Eine der ersten Regierungshandlungen Constantin's war, daß er durch öffentlichen Erlaß solche blutige Schauspiele verurtheilte, die so wenig zu dem Geiste des Christenthums paßten. Dies war ein wichtiges Ereigniß, nicht nur in der Geschichte des Coliseums, sondern auch in der Geschichte Roms. Das Volk liebte diese Schauspiele mit einer Art von blindem Fanatismus. Es hatte sich häufig in der früheren Geschichte der Stadt ereignet, daß tobende Pöbelhaufen, die Wuth und Gewalt schnaubten und die Straßen mit dem Blute von Patriciern zu überschwemmen drohten, durch die Spiele im Circus und Coliseum beruhigt wurden. Die Volksthümlichkeit jedes neuen Kaisers hing in hohem Grade

von der Ausstattung der Spiele ab, mit welchen er seine Unterthanen unterhielt. Inmitten von Krieg, Hungersnoth und öffentlicher Trauer drangen die sorglosen Schaaren zu den berauschenden Vorstellungen im Amphitheater und Circus; je mehr Blut es zu vergießen gab, desto größer war die Begeisterung des Volkes; je gottloser und grausamer die Spiele, desto größere Frömmigkeit wähnte man den Göttern zu bezeigen! Deßhalb war die Schließung des Coliseums ein gewagter Schritt, der zu andern Zeiten einen Aufruhr veranlaßt und dem Kaiser vielleicht den Thron gekostet hätte. Obwohl Constantin alle Machtmittel aufwandte, um die Ausführung seines Edictes zu bewerkstelligen, so dauerte es doch noch fast hundert Jahre nach seinem Tode, bis der letzte Gladiatorenkampf im Coliseum stattfand.

Das Christenthum räumte langsam, aber sicher, mit jeder Spur des Heidenthumes in der Stadt auf. Die Erhöhung des weiblichen Geschlechtes und die Aufhebung der Sclaverei waren Riesenunternehmungen, welche nahezu zweihundert Jahre lang alle seine Kräfte in Anspruch nahmen; während dessen wurde es niemals müde, seine Stimme gegen diese abscheuliche Unsitte zu erheben; das Heidenthum dagegen hörte nicht auf, die strenge Moral der Kirche zu verspotten. Honorius erneuerte das Aufhebungsgesetz Constantin's; aber vergeblich. Die Spiele wurden nicht mehr auf Staatskosten veranstaltet, sondern es fanden sich genug Senatoren und reiche Adelige, die mit den kaiserlichen Schaustellungen vergangener Tage zu wetteifern suchten. Das Coliseum hatte — darin lag der ganze Unterschied gegen früher — nicht mehr seine Martyrer, aber es hatte noch seine

Opfer. Endlich siegte der milde Einfluß des Christenthums; die unablässigen Gebete der Christen waren durch die Wolken des Himmels gedrungen; sogar diese beliebteste Einrichtung des Götzendienstes und der Schande muß sich dem wiedergebärenden Geiste der Kirche beugen, und das Coliseum schloß seine lange Laufbahn der Schrecken und Greuel mit einem ebenso furchtbaren Trauerspiele, wie wir deren so manche geschildert; doch umsomehr trug es zur Verherrlichung und Ehre jenes Glaubens bei, welcher Rom überwunden hatte. Ein armer Mönch, Namens Telemach, der sein Leben als Einsiedler in den Wüsten Libyens zugebracht hatte, war mit einem heiligen Eifer beseelt, dem Unwesen dieser öffentlichen Schauspiele ein Ende zu machen. Er ging nach Rom, gesellte sich zu den Zuschauern in dem mächtigen Amphitheater und sprang, sobald die Gladiatoren ihr mörderisches Gefecht begannen, in die Arena, warf sich zwischen ihre Waffen und versuchte die versammelten Tausende wegen ihrer Grausamkeit und Gottlosigkeit zurechtzuweisen. In dem Aufruhr der unsinnigen Volksmasse verklang seine Stimme ungehört, und dort, wo der ehrwürdige Ignatius und eine Schaar anderer Blutzeugen gelitten, da fiel der Leib dieses glorreichen Martyrers für die Sache der Menschlichkeit unter den schweren Bruchstücken der marmornen Sitze und Verzierungen, die man aus jeder Bank des Amphitheaters herabschleuderte; dasselbe schien mit lauter Dämonen, die nach Menschenblut lechzten, besetzt zu sein. So entsetzlich auch das Gericht war, welches das Volk an einem schwachen und unbewaffneten Manne übte, weil er wagte, es in seinem unmenschlichen Zeitvertreibe zu

stören, so triumphirte doch jener arme Mönch; denn die Gladiatoren, welche er trennte, kämpften nimmermehr miteinander; sein Opfer war dort oben angenommen: das Coliseum war bekehrt. Der Kaiser Honorius verbot unverzüglich alle Schauspiele im Coliseum unter den strengsten Strafen, und obwohl man nochmals einige Jahre später einen letzten verzweifelten Versuch machte, die Mordthaten und Opfer dieses Dämonentempels wieder in's Leben zu rufen, so triumphirte doch das Blut Telemach's; die unmenschliche Belustigung der Gladiatorengefechte blieb hinfort ein Flecken der Vergangenheit.

Wir können nicht umhin, den Eifer Telemach's zu bewundern. Mit Vorliebe verweilen wir bei diesem letzten Trauerspiele im Coliseum; denn es ist eines der erhabensten und interessantesten der alten Kirche. Man schaudert zwar über das traurige Loos des armen Mönches, aber sein Schmerz ging bald vorüber. Sein Opfer war der höchste Grad der Tugend, die der Mensch gegen seinen Nebenmenschen üben kann, und jetzt strahlt seine Krone in Ewigkeit. Seine christliche Liebe war jenes Feuer, welches Alles verzehrt. Sie setzte einen Heldenmuth der Selbstverleugnung voraus, wie er über unsere Natur geht, und verlieh ihm jenes glänzende Mal, an dem die Menschen erkennen konnten, daß er der Nachfolger des Erlösers war, welcher so viel liebte.

Weit entfernt in den Tiefen der libyschen Wüsten, hatte er gehört, daß das Coliseum zu Rom noch vom Blute der Menschenopfer rauche. Vielleicht hatte ihm ein flüchtiger Büßer, der die Eitelkeit und Gefahren

der Welt kennen gelernt hatte, und in die Einsamkeit geflohen war, um sich für die Ewigkeit vorzubereiten, eine Beschreibung der dortigen Greuel geliefert. Er faßte den hochherzigen Entschluß, diese rohe Leidenschaft zu zerstören; er fühlte, daß etwas geschehen müsse, und wenn er auch seine Wüste verlassen und sein eigenes Blut bei dem Unternehmen vergießen sollte. Lange und inbrünstig empfahl er diesen Gedanken Gott an. In nächtlichem Wachen und strenger Abtödtung, unter vielen Thränen und tiefer Erniedrigung betete er um irgend ein Zeichen des göttlichen Willens. Was konnte er thun, so dachte er, ein armer, unwissender Einsiedler, ungeübt im Sprechen, barfuß und in grobes Sacktuch gekleidet? Königen, Päpsten und Martyrern war es nicht gelungen, das Uebel auszurotten, und er rechnete auf Erfolg. Er befürchtete einen Trug des Satans, bedachte sich und zweifelte, aber die Gnade Gottes trieb ihn an; eine innere Stimme sagte ihm: „Ich kann alle Dinge thun in Ihm, der mich stärkt.“ Er drang tiefer in die unbetretene Wildniß der Wüste, um sich bei einem alten, erfahrenen Einsiedler Rath zu holen, einem Schüler des großen Paulus, der zuerst jene unbewohnten Gegenden geheiligt hatte. Der greise Mönch rieth ihm zu gehen, denn Gott hatte sein Opfer angenommen.

Endlich ergreift er den Wanderstab und sagt mit vielen Thränen seiner geliebten Zelle, seinem rohen Kreuze und seinem kleinen Flusse Lebewohl, dessen beständiges Murmeln sich mit seinen Gebeten zum Lobe Gottes verbunden hatte. Die Wüste war ihm eine Heimstätte geworden, und um so trüber und düsterer lag die

übrige Welt vor ihm. Kein Soldat rückte je mit muthigerem Schritte auf das Schlachtfeld, als Telemach in seinen Kampf mit den stolzen Leidenschaften der Menschen. Er wandert durch bevölkerte Städte, durch angebaute Ebenen und über wilde Berge, er sucht kein anderes Dach, als das offene Himmelszelt; der Stein in der Wüste ist das einzige Kissen, das er seit Jahren benutzt hat. Nach einem Marsch von Wochen, Monaten, ja vielleicht Jahren kam er zuletzt erschöpft, mit wunden Füßen, aber froh im Herzen, unter den Mauern der ewigen Stadt an. Die Sonne strahlte von den schimmernden Kuppeln der kaiserlichen Weltmetropole wider. Die Augen des armen Mönches waren von den gold- und silberbedeckten Tempeln, von den endlosen Reihen von Marmorsäulen geblendet, die sich auf allen Seiten mit einer Pracht und einem Glanze erhoben, wie sich die Phantasie die Städte im Lande der Träume vorstellt. Er tritt in die Stadt und geht durch ihre volksbelebten Straßen, ohne zu merken, daß allenthalben das Volk ihn anstaunt, welchem seine ungewöhnliche Tracht auffällt. Die einen lachen, die andern höhnen ihn, alle sehen verächtlich den alten Mönch an, den die Engel einer erhabenen Bestimmung entgegenführen.

So viel wir erfahren können, war es am Morgen des 1. Januars im Jahre 404 n. Chr. Geburt, als Telemach in Rom eintraf. Die gewöhnlich an den Kalenden des Januar (1. Januar) gefeierten Spiele wurden auf Kosten eines reichen Senators veranstaltet. Sie blieben zwar an Pracht weit hinter den Schauspielen des goldenen Zeitalters zurück, leisteten aber desto mehr in Rohheit. Telemach eilte mit der Menge in's

Amphitheater. Als er das Capitol bestieg mit seinen fünfzig Tempeln, die noch von den abscheulichen Opfern rauchten, schauderte er, denn er sah ein, daß die Dämonen jenen Theil der Stadt im Besitz hatten. Was regte sich Alles in seinem Herzen, als er gleich darauf den vollen Anblick des mächtigen Amphitheaters vor Augen hatte! Es erhob sich in dem Thale am Fuße des Capitols, in staunenswerther Majestät über Tempel und Bogen ragend, welche das Forum einrahmten — unermeßlich wie die Pyramiden, die er auf seiner Wanderung durch Aegypten gesehen, schöner als Alles, was bis jetzt in jener Wunderstadt seinem Auge begegnet war; es stieg höher in die Luft, als die umliegenden Hügel, und trug dabei eine Festigkeit zur Schau, die dem Verfalle oder dem Raube der Zeit zu trotzen schien. Er ging die Via Triumphalis hinab, sich unbewußt, daß er selbst zu einem Triumphe schritt, wie ihn die Weltgeschichte selten erlebt hat. Er ging unter den Bogen durch, wo oftmals edle Martyrer den wilden Thieren entgegen geschleppt wurden, und es überlief ihn kalt, als er zum ersten Male die blutbefleckte Arena schaute, deren Schrecken ihn im Traume beängstigt hatten, und deren Bekehrung der unaufhörliche Gegenstand seines Gebetes war. Es war noch frühe am Tage und die Spiele hatten noch nicht begonnen; das Volk drängte sich zu den Sitzen; er ließ sich auf einer Bank nieder und war bald, unbekümmert um das Stimmengewirre ringsum, ganz in den Verkehr mit Gott versunken, als ob er an dem Ufer seines kleinen Flusses in der Wüste predigte.

In seiner inbrünstigen Andacht, die Hände über

die Brust gefaltet, kam er den Römern wie eine Erscheinung aus der anderen Welt vor. Sein Anzug und sein seltsames Aussehen, der Schein der Heiligkeit, welcher sich an dem wahren Diener Gottes abspiegelte und der sich nie verbergen läßt, zog theils die Verachtung, theils die Ueberraschung und Ehrfurcht der versammelten Menge auf ihn. Wer oder was ist er? fragte Jedermann verwundert, als er sich plötzlich rasch erhob, um die ungewöhnliche Erscheinung zu betrachten, die regungslos auf einer Bank saß. Die einen hielten ihn für einen armen Narren, der keine weitere Beachtung verdiente, andere behaupteten, es sei ein müßiger Sclave aus dem Osten, andere endlich, daß er wahrscheinlich ein Bote von den Orakeln sei; denn jene wichtigen Personen waren insgemein phantastisch und geheimnißvoll gekleidet. Aber es wird sich bald zeigen, daß er in Wahrheit ein Bote von den Orakeln der ewigen Weisheit ist, um die Welt die großen Wahrheiten der göttlichen Offenbarung zu lehren.

Die Spiele haben begonnen. Gleich Alypius wurde er durch das unmenschliche Schreien, welches den ersten Schub der Kämpfenden begrüßte, aus seiner Träumerei aufgescheucht. Vier rüstige, trotzigblickende Männer sind nackt in die Arena getreten; sie bemühen sich freudig darein zu schauen und jeder dünkt sich des Sieges gewiß. Sie gehen rings um die Arena herum, nach der alten Sitte bei den Spielen, damit das Publikum seine Lieblinge auswähle, auf sie wette und ihren Sieg im Voraus verkünde. Bei ihrem Rundgange bieten einige durch einen wehmüthigen Blick und eine Kußhand einem Freunde in den oberen Bänken das letzte Lebewohl.

Trotz ihrer Anstrengungen, muthig dem Tode in's Gesicht zu lachen, tragen doch ihre Gesichter das bleiche Gepräge der Verzweiflung und verräth die Natur, daß sie umzukommen fürchten; blinde Wuth war es, welche ihren Gang zum Kampfe beschleunigte, nicht, was die Römer Tapferkeit nannten. Eben messen sie die Schwerter und werden von dem Leiter der Spiele in Paare getheilt; eine Zeitlang fechten sie zum Zeitvertreib mit hölzernen Schwertern, dann kommen die schimmernden Stahlklingen, welche für den tödtlichen Kampf glänzend gewetzt sind; sie nehmen die Waffen zur Hand und beginnen sodann die blutige Vorstellung. Aber siehe, der Mönch ist aufgestanden; er fliegt über die Bänke, springt über das eiserne Geländer des Podiums, faßt mit wuchtiger Hand die Kämpfenden und wirbelt sie im Kreise herum.

Wer vermöchte die ganze Aufregung zu schildern, die jetzt entstand! Die Zuschauer tobten, wie der Löwe, dem ein untergeordnetes Thier seine Beute entreißt. War das ein lautes, wildes Getöse in den alten Mauern des Amphitheaters; gerade war die Unterhaltung im Begriffe, anregend zu werden, und da kam der verwegene Fremdling ihnen in die Quere! Mußte das nicht die Entrüstung zur Wuth steigern? Wir können nur einen schwachen Begriff von der Stimmung des Pöbels geben, als Telemach in der Arena erschien, um dem Kampfe der Gladiatoren Einhalt zu thun, wenn wir uns einen Kapuzinerpater vorstellen, der, mit dem groben Tuche und Stricke des hl. Franziskus bedeckt, auf die Bühne der Alhambra in London stürzte, um die Leichtfertigkeit und Unzüchtigkeit des dortigen Ballets

zu rügen. Die Gladiatoren waren verblüfft und standen betroffen, wie vor einem übernatürlichen Wesen. Der hl. Mönch versuchte das Volk anzureden, aber sie zischten, heulten und stampften in boshafter Wuth und endlich, als wären sie nicht im Stande, sich länger zu beherrschen, rissen sie die Sitze und Bänke auf und in wenigen Minuten füllte sich die Luft mit einem Schauer von zerbrochenen Bank- und Pflasterstücken, die von allen Seiten des Amphitheaters auf das Haupt Telemach's niederregneten. Er kniete sich, streckte die Arme gegen Himmel und opferte sein Leben für die Bekehrung dieser großen Schaubühne der Schande. Der Martyrer der christlichen Liebe starb und bedeckte mit seinem Tode einen der schwärzesten Flecken auf der Arena des Amphitheaters. Das Christenthum sühnte durch die edle Selbstaufopferung Eines Mannes die Verbrechen von dreihundert Jahren und erhob den sittlichen und vernunftbegabten Charakter des Menschengeschlechtes über die ungeschlachten Leidenschaften, welche es entwürdigten.

Die Aufregung des Publikums nahm zusehends zu und verbreitete sich wie ein Feuer über die einzelnen Bänke. Viele flohen vor Schrecken und allarmirten die Stadt durch ihr Geschrei, andererseits strömten neue Massen zu Tausenden in das Amphitheater und steigerten den Lärm und die Verwirrung. Der Präfect befahl die Trompeten zu blasen und rief nach den Gladiatoren, um die Kämpfe wieder aufzunehmen; indeß vergeblich, der Himmel hatte ein Decret geschrieben, das keine irdische Macht umstoßen konnte! Schließlich wurde das Militär beordert die Menge zu zerstreuen

und bekannt gegeben, daß die heutigen Spiele beendet seien.

Es muß auf die Römer einen seltsamen Eindruck gemacht haben, daß der Tod eines einzigen Mannes so unerwartete Folgen nach sich zog. Und dies umsomehr, als man vernahm, daß der ermordete Mann ein Armer, Fremder und dazu noch ein verhaßter Christ gewesen war. Ein Menschenleben hatte ja damals so geringen Werth, daß tyrannische Herren und Herrinnen öfters einen armen Sclaven tödteten, weil er zufällig einem Lieblingshündchen oder Kätzchen aus Versehen einen Schaden zugefügt hatte. Im Coliseum insbesondere, wo es kein ungewöhnlicher Anblick war, wenn hundert Gladiatoren an einem Tage umkamen, war der Tod, so kann man wohl sagen, eigentlich der gewöhnlichste Anblick, den die Arena bot. Und nun trennte der Tod dieses armen Mönches nicht nur die Gladiatoren bei ihrem mörderischen Angriffe aufeinander und war schuld daran, daß die Menge herzloser Zuschauer in die Straßen zerstreut wurde, sondern er hatte auch den Erfolg, daß die oberste Gewalt des Reiches ein endgültiges, unverletzliches Verbot dieser unmenschlichen Belustigungen erließ. So folgenreich und so vollkommen wirkte die Sendung Telemach's, daß nicht allein in dem Coliseum, sondern in allen Amphitheatern des weiten Reiches das Schwert des Gladiators zerbrochen und der Beruf eines kunstgerechten Mordens für immer vernichtet wurde. Dieses ist nur eine einzelne Thatsache unter den vielen, welche die Geschichte liefert, um zu zeigen, wie die katholische Kirche die Welt regenerirte. Die Werkzeuge der göttlichen Vorsehung sind klein und

verächtlich, aber ihre Werke sind wunderbar und in ihrem Einfluß auf die Geschicke der Menschheit dauernd gewesen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Telemach's Triumph nach dem Tode.

I.

Fünf Jahre nach dem im letzten Kapitel geschilderten Trauerspiele sah das Coliseum wiederum ein ebenso seltsames und ergreifendes Schauspiel. Nicht zwar, daß wieder Martyrer ihr Blut in seiner geheiligten Arena vergießen mußten, aber jede Seite in der Geschichte dieser großen Ruine bietet ein Bild des Grauens. Die Mächte der Finsterniß wagten den verzweifelten Versuch, die Schreckensregierung in dem Coliseum wieder herzustellen. Zeitweilig schien es ihnen auch zu glücken, die verblendete große Masse schwamm in Entzücken, und der Sclave ward wieder mit dem Schwerte des Gladiators bewaffnet. Aber Er, der das Opfer Telemach's aufgenommen, Er wußte die Plane der Bösen zur rechten Zeit zu durchkreuzen, und zerstreute sie nach Seinem Rathschlusse wie Spreu vor dem Winde. Nicht ohne schweren Kampf gaben die Römer die berückenden Spiele des Amphitheaters daran, und Schrecken und Verwirrung bezeichneten den letzten Versuch, die alten blutigen Vorstellungen wieder in's Leben zu rufen. Der Schluß unserer blutgetränkten Bilder ist darum ein er=

schütternder. Es ist eines der furchtbarsten Gottesgerichte, der Beginn Seiner höchsten Gnade!

Längst schon hatte für Rom die Stunde der Wiedervergeltung geschlagen, jene Stunde, welche die Vorsehung so lange hinausgeschoben, um die unbußfertige Stadt zu bestrafen. Die Gothen und die barbarischen Volksstämme aus dem Nordosten des Reichs plünderten sie unter der Anführung Alarich's. Diese rohen, ungesitteten Stämme hatten eifrig in ihren Ueberlieferungen alle die Niederlagen und Ungerechtigkeiten aufbewahrt, welche sie Seitens der römischen Waffen erlitten. Lange hatten ihre Häuptlinge wie die Propheten des Alterthums ihre weissagenden Stimmen gegen die stolze Königin erhoben. Rache war ihr Gott und die Plünderung Roms das Elysium ihrer Freuden. Als die Stunde kam, ließ der Allmächtige sie gewähren; fünf bis sechshunderttausend der rohesten Soldaten wälzten sich gegen die unglückliche Stadt, und bevor die Römer ihre Gefahr recht erkannten, hatte Alarich schon seinen Weg durch die schönen Ebenen Italiens genommen, und bezeichneten Trümmerhaufen und rauchende Ruinen die Spuren seines siegreichen Marsches.

Die Römer schwelgten in allen möglichen Ausschweifungen und dachten an nichts, als an die Belustigungen des Circus und Coliseums. Ihre Gleichgültigkeit und Blindheit gegenüber dem entsetzlichen Sturze, der sie bedrohte, war das erste Zeichen des Schicksals, das ihren Untergang beschlossen. Die stolzen Senatoren und Patricier lächelten über die Kühnheit eines barbarischen Königs, der ihre Stadt angreifen wollte. Sie schauten auf ihre Triumphbogen, auf die zahllosen

Siegeszeichen, die allenthalben ihrem Blicke begegneten, auf die Tempel so vieler Götter und für ihre Waffenthaten vergötterter Heroen und Kaiser; mit selbstgefälligem Stolze bespöttelten sie die Idee, als könnten sie die Beute eines Barbaren werden. Wie sollten sie zittern trotz all der vielen Unterpfänder der Herrschaft, die stolzen Römer, deren Mauern, mit dem Blute so manches gefangenen Opfers gekittet, hinlänglich durch den Schrecken des römischen Namens und den grauenvollen Untergang so manches Eroberers bewacht schienen? Aber das Unglück sollte ihren Hochmuth schnell zu Falle bringen. Während sie noch in ihren Triclinien lagen, kamen die Banden Alarich's, die den Zusammenstoß herbeisehnten, zerstörend durch die Marmorhallen und Lustgärten ihrer vorstädtischen Landhäuser, und warfen jeden Widerstand zu Boden, bis sie wie eine Sündfluth Tod und Verwirrung in das Innere der Stadt trugen.

Durch eine geschickte Vertheilung seiner Truppen schloß Alarich die Mauern ein, beherrschte die zwölf Hauptthore, schnitt jede Verbindung mit dem umliegenden Lande ab und überwachte sorgfältig die Schifffahrt auf dem Tiber, auf welche Rom zum Unterhalte seiner unzähligen Einwohnerschaft angewiesen war. Die heimgesuchte Stadt lernte nun stufenweise die Beschwerden des Mangels und zuletzt das grauenhafte Elend der Hungersnoth kennen. Die Zeit der Rache hat ihre Schläge auf die unglückliche Stadt eröffnet. Hunderte starben täglich des Hungertodes, und da die öffentlichen Begräbnißplätze außerhalb der Mauern in den Händen des Feindes waren, verpestete der Gestank von so

vielen verwesten und unbeerdigten Leichen die Luft, und die Leiden der Hungersnoth wurden bald durch jene der Seuchen noch vergrößert.

In dieser äußersten Noth schickte der Senat eine Deputation in das Lager der Gothen, um wegen der Uebergabe zu verhandeln. Als die Mitglieder der Gesandtschaft in das Zelt Alarich's geführt wurden, nahmen sie eine stolze Haltung an, als wollten sie den Schein erwecken, daß sie am Ende ebenso gut zum Kriege, wie zum Frieden bereit seien. Sie sagten, wenn der Gothenkönig sich weigere, eine günstige, ehrenhafte Capitulation zu unterzeichnen, so möge er nur das Signal geben und den Kampf mit einem unzähligen Volke beginnen, das im Kriege abgehärtet und von Verzweiflung beseelt sei. „Je dicker das Gras, desto leichter zu mähen," war die Antwort, mit welcher sie der Barbar zum großen Ergötzen seiner Offiziere verhöhnte, die über diesen bäurischen Witz in ein lautes, beschimpfendes Gelächter ausbrachen. Dann dictirte er die Bedingungen, unter denen sie allein erwarten könnten, daß er ihre Stadt verschone: alles Gold und Silber innerhalb der Stadt Rom, ob es nun dem Staate oder Privatpersonen gehöre, alle Kostbarkeiten und alle als Sclaven festgehaltenen Barbaren auszuliefern.

„Wenn dies, o König," sagte einer der Gesandten, „die Dinge sind, welche du von uns haben mußt, so können wir fragen, was gedenkst du uns überhaupt noch zu belassen?"

„Euer Leben," entgegnete der stolze Eroberer.

Als nach menschlichem Ermessen jede Hoffnung erschöpft war, beschlossen die Römer, wieder ein Mal ihre

Zuflucht zu den unsterblichen Göttern zu nehmen. Es war das Gerücht verbreitet, die Stadt Narni sei jüngst durch gewisse mystische Bräuche und Opfer der Etrusker, die damals in Rom waren, von den Gothen verschont geblieben, und eben dieselben verwerflichen Mittel, die in Beschwörungen mit dem Blute ermordeter Gefangenen bestanden, wurden auf öffentlichen Befehl vom Capitol feierlich angewandt. Vergebens sprachen die christlichen Senatoren gegen die entsetzliche Unthat; ihre Stimmen verhallten unter den begeisterten Rufen nach Herstellung der heidnischen Bräuche, unter Schmähungen und Lästerungen auf Christus. Sozomenos erzählt, daß die einsichtigsten Römer das Unglück der Stadt als ein gerechtes Gericht über ihre unverbesserliche Anhänglichkeit an den Götzendienst betrachteten. Aber Juppiter schleuderte seine Donnerkeile nicht auf das Lager der Gothen; die Schrecken der Hungersnoth und Pest nahmen zu, und der gedemüthigte Senat sah sich gezwungen, eine neue Gesandtschaft zu dem Feinde zu schicken und um Gnade anzuhalten. Die Stadt wußte vorläufig einen Waffenstillstand zu erkaufen; aber sie ist in der Wagschale gewogen und ist zum Untergange reif. Alarich zog sich für den Winter in die milden, fruchtbaren Gefilde Tusciens zurück, bereichert mit den Schätzen der Hauptstadt und durch vierzigtausend Sclaven verstärkt, die ihre Ketten gebrochen und sich dem Barbarenheere angeschlossen hatten; denn sie hofften, sich dereinst für die Grausamkeiten rächen zu können, die man während ihrer Knechtschaft gegen sie geübt hatte. Diese Rache konnten sie ein Paar Monate später kosten; sie war entsetzlich und erbarmungslos.

Die Bedingungen des Vertrages wurden nicht gehalten, und Alarich rückte mit einem Theile seiner Truppen heran, um die Stadt, nach welcher er begehrte, trotz aller Versprechungen und Zugeständnisse, zu stürmen. Bei dieser zweiten Einschließung der Stadt wurde der Heide Attalus auf Alarich's Geheiß zum Kaiser ernannt. Dieser Mann wurde nur zu dem einzigen Zwecke auf den Thron erhoben, damit er erniedrigt und die kaiserliche Würde selbst entehrt und dem Spotte preisgegeben würde. Einige Wochen später riß man ihm zur Schande den Purpur von den Schultern und machte ihn selbst und seine Höflinge zu Sclaven des Barbarenkönigs. Nichtsdestoweniger bot er während seiner kurzen Regierung Alles auf, um die abergläubischen Bräuche des Heidenthums einzuführen. Wieder stieg der Duft unreiner Opfer über der Stadt auf und begannen zu Ehren der unsterblichen Götter die grausamen Spiele im Circus und Coliseum. Diese geschichtliche Rundschau möge dem Leser als Einleitung zu dem folgenden Bilde aus dem Coliseum dienen.

Seit dem Tode des Mönches Telemach ist es im Coliseum stille geworden. Der Stand der Gladiatoren war ausgestorben und während der Schrecken der Hungersnoth jedes Thier in der Stadt geschlachtet worden. Der neue Kaiser muß jedoch seine Thronbesteigung mit den Spielen im Circus und im Coliseum feiern. Noch hing das Volk mit blindem Fanatismus an den Einrichtungen der Vergangenheit; es war in dem Wahne befangen, daß die Götter sich noch mehr, als es selbst, an Blut und Greueln erfreuen, und um diese eingebildeten Tyrannen zu besänftigen, welche, wie man glaubte,

die Geschicke des Reiches lenkten, muß wiederum die ausgetrocknete Arena von Menschenblut benetzt werden. Es wurden deßhalb mehrere tausend Sclaven in die Arena getrieben, um miteinander auf Tod und Leben zu kämpfen. Rings wütheten Hunger und Pest, die Leute fielen todt auf den Straßen nieder, trotzdem füllten zehntausende von hungrigen Gestalten die Bänke des Coliseums, um sich an dem blutigen Schauspiele zu laben. Als Attalus und seine heidnischen Offiziere in der kaiserlichen Loge erschienen, begrüßten ihn nicht die Wünsche, daß er noch lange Zeit regieren möge, sondern das scheußliche Geschrei des Volkes, welches einen Preis auf den Kopf der Sclaven gesetzt wissen wollte, die dem Tode entgegen gingen. Aber der Allmächtige ließ es nicht zu, daß die Unthat zu Stande kam. Die elenden Sclaven hätten sich schon wie Schafe hinschlachten lassen, aber Hunger und Krankheit hatten sie so heruntergebracht, daß sie nicht mehr die Kraft hatten, die Waffen gegeneinander zu erheben; sie hätten sich willig ihrem Schicksale unterworfen, denn der Tod wäre ihnen eine willkommene Befreiung von ihrem Elende gewesen. Sie riefen die Lictoren an, zu kommen und ihnen den Todesstoß zu versetzen; sie streckten die Hände zu ihren Herren auf, damit diese sie tödteten oder ihnen Speise gäben. Man kann sich nicht leicht etwas Schrecklicheres denken, als diese Vorstellung im Tempel der Furien. Ein verhungernder Pöbel drängte sich auf die marmornen Bänke, um ein Gladiatorengemetzel anzusehen und dann sich an dem Fleische seiner Opfer zu laben! Die Luft war von Lästerungen gegen jede Gottheit, von Juppiter bis Diocletian herab, angefüllt. Die

Dämonen, welche sich an dem Elende der Menschheit freuen, waren in zahllosen Legionen zugegen; lauter und fürchterlicher klangen deßhalb die Lästerungen gegen den heiligen Namen Christi. Die Sclaven weinten, winselten und schrieen, das Volk aber heulte lauter und lauter nach Essen. Der Scheinkaiser floh vor Angst und die Massen zerstreuten sich, ohne ihr Verlangen nach Menschenblut zu sättigen; in Furcht und Verwirrung, unter Aeußerungen des Schmerzes und der Verzweiflung, mit den grauenhaftesten Gotteslästerungen vermischt, nahm das römische Volk Abschied von seinen geliebten Gladiatorenspielen.

II.

Doch die Schrecknisse dieses Tages waren nur der Anfang einer dunkleren Schreckensnacht. Die Schandthaten und Gotteslästerungen während der kurzen Regierung des Attalus konnten das Verhängniß, welches über der unglücklichen Stadt schwebte, nur beschleunigen. Fast gleichzeitig, als der heidnische Theil des römischen Volkes die blutigen Vorstellungen im Coliseum wieder in's Leben zu rufen suchte, kündigte Alarich seinen Mannschaften an, die im Norden überwinterten, daß es am nächsten Morgen zur Plünderung gen Rom gehe. Die Nachricht wurde mit Jubel aufgenommen; der dacische Gladiator braucht nicht ungerächt zu sterben; denn Alarich hatte schon vor Byron gesagt:

„Auf nun, ihr Gothen, stillet eure Wuth."

Die erste Scene in dem Drama der Erniedrigung

Roms war die Verhöhnung seines Herrschers. Der barbarische Feldherr befahl Attalus, ihm auf dem Marsche entgegenzukommen. Und der stolze Vertreter der Cäsaren hatte keine andere Wahl, als zu gehorchen. Attalus traf das Gothenheer auf einer Ebene bei Rimini, nicht weit von dem Platze, wo Cäsar den Rubicon überschritten und die große Dynastie eröffnet hatte, die Attalus schließen sollte. Hier wurde er vor einer unermeßlichen Menge von Römern schimpflich des Purpurs und Diadems entkleidet, und der Scheinkaiser der Welt erhielt die Weisung als Sclave im Dienste des Gothenkönigs sein Leben zu fristen. Nach dieser unwürdigen Handlung wurde der Befehl zum Weitermarsch mit wildem Jubel aufgenommen, untermischt mit Gelächter über die Schattenmajestät und den plötzlichen Sturz des römischen Kaisers. Alarich und seine bewaffneten Schaaren vollzogen jetzt in der Hand des Himmels eine furchtbare Rache für die beleidigte Majestät jenes Gottes, dessen geheiligter Name um jene Zeit innerhalb der Mauern Roms nur Lästerungen fand. Als er auf seinem Marsche durch einen Engpaß in den Apenninen zog, warf sich ein hl. Einsiedler vor ihn, um für die unglückliche Stadt um Schonung zu bitten. „Knecht des Himmels," fuhr Alarich ihn an, „suche mich nicht von meiner Sendung abzubringen. Nicht aus freier Wahl führe ich mein Heer gegen die mir verfallene Stadt, sondern eine unsichtbare Macht läßt mich nicht mehr Halt machen; sie dringt mit Gewalt in mich und ruft mir unaufhörlich zu: „Vorwärts, marschire nach jener Stadt, nach Rom, und zerstöre sie!"

Um Mitternacht wurde die Porta Salaria in der

Stille geöffnet und die Römer plötzlich durch den Ton der gothischen Signale aus dem Schlafe geweckt. So war das mystische Babylon, gleich seinem prophetischen Vorbilde, der Stadt Belsazars, in volle Sicherheit eingeschläfert, durch einen Handstreich genommen. Die Römer hatten solches Vertrauen in ihre hohen, in die Felsen gebauten Mauern, daß sie, wie die Babylonier bei der Einschließung durch die Perser, unbekümmert der gewohnten Schwelgerei fröhnten und sich dann ohne den geringsten Argwohn schlafen legten. Procopius berichtet, daß die Senatoren fest schliefen, als die Gothen durch die Thore eindrangen.

„Man kann die damals verübten Grausamkeiten," so schreibt dieser Geschichtschreiber, „nicht ohne Thränen mittheilen. Die Stadt, aus Kriegsbeute aller Art aufgebaut und von dem Tribute so vieler Nationen überschwemmt, war jetzt raublustigen Barbaren auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Ihren Weg beleuchteten flammende Paläste und Tempel von der Villa Sallusts, einem vollkommenen Heiligthume und Garten Epicurs, bis zur Suburra, dem Forum, dem Capitole und dem goldenen Hause des Nero. Bei ihrem Plündern und Blutvergießen führten sie die vierzigtausend Flüchtlinge an, welche während jener Schreckensnacht emsiger arbeiteten, als sie jemals unter den Schlägen ihrer Lehrmeister gethan; sie wollten jetzt die Dienste vergelten, die sie von römischer Hand empfangen, und in Patricierblut die gehässigen Spuren ihrer Ketten auswaschen. Die rücksichtslose Barbarei, welche Rom in den Belagerungen, Metzeleien und Bränden eines Jahrtausends so oft ausgeübt, wurde ihm nun reichlich

heimgezahlt. Seine Adeligen wurden den grausamsten und schimpflichsten Martern unterworfen, um herauszupressen, wo ihre verborgenen Schätze seien; die Plebejer wurden in solchen Massen niedergemäht, daß die Ueberlebenden nicht ausreichten, um die Todten zu begraben. Das Forum, der Circus, das Coliseum, das Capitol, die Straßen, Theater, Bäder und Tempel schwammen in Blut. In den Hallen und Gemächern der Paläste herrschten die ausgelassenste Schwelgerei, Unzucht und Mord. Die Siebenhügelstadt stand in Flammen; die Siegeszeichen und Denkmäler, auf welche die Herren der Welt ihren höchsten Stolz setzten, bildeten die vornehmsten Zielpunkte für die Wuth der Gothen, und Orosius berichtet nach Augenzeugen jener Schreckenstage, daß die Trophäen, Tempel und öffentlichen Gebäude, deren Festigkeit der Brandlegung Trotz boten, von den Donnerschlägen des Himmels getroffen wurden.

Aber während der Allmächtige eine so strenge Züchtigung an den verstockten Ueberresten des Heidenthums in Rom vollzog, ließ Er Seine Gnade zugleich mit Seiner Gerechtigkeit offenbar werden. Durch eine wunderbare Einwirkung Seiner Vorsehung bewahrte Er die Christen. Er flößte den Barbaren eine solche Achtung und Ehrfurcht gegen die schuldlosen Mitglieder Seiner Kirche ein, daß sie bei allen Schrecknissen und Wirren der Plünderung von den Barbaren selbst an sichere Orte geleitet wurden. Das Coliseum war ein Zeuge dieses Wunders. Es ging folgendermaßen zu:

Der Gothenkönig hatte allgemein verkündigt, daß er nicht Krieg gegen St. Peter führe. Er befahl, die Kirchen und zu christlichen Zwecken geweihten Orte zu

achten; er bezeichnete die beiden großen Basiliken der Apostel als unverletzliche Zufluchtsplätze, und dieser Befehl wurde so genau eingehalten, daß die Soldaten nicht allein in ihrem Gemetzel Halt machten, sobald sie bei diesen geheiligten Bezirken anlangten, sondern viele Christen dorthin führten, wie von Mitleid bewegt, damit sie unter dem Schutze der Apostel vor der Wuth Derjenigen gerettet würden, welche sich am Ende nicht ebenso theilnahmsvoll zeigen mochten.

Als sich die Barbaren nach allen Richtungen durch die Stadt ergossen, um zu plündern, traf es sich, daß ein Gothenanführer eine hl. Jungfrau, die ihr ganzes Leben Gott geweiht und in Seinem Dienste ergraut war, in ihrem Kloster entdeckte und alles Gold und Silber in ihrem Besitze verlangte. Sie erwiderte mit christlicher Fassung, sie habe unermeßliche Schätze in Verwahrung; aber während der Gothe verwundert und erstaunt dastand und die glänzende Masse der gediegenen Gold- und Silbergefäße betrachtete, welche sie verbarg, bemerkte die Jungfrau Christi: „Vor dir stehen die geheiligten Gefäße, die bei den göttlichen Geheimnissen am Altare des Apostels Petrus gebraucht werden; wage es, sie anzurühren, wenn du so willst; aber gib Acht, die Folgen deines Gottesraubes werden auf dein eigenes Haupt fallen; was meine Person betrifft, so bin ich zu schwach, sie zu vertheidigen, und werde keinen vergeblichen Widerstand versuchen."

Ergriffen von ehrfurchtsvoller Scheu und innig gerührt von der heiligen Begeisterung der Nonne, theilte der Häuptling, ohne daß er es wagte, an die geweihten Schätze Hand anzulegen, König Alarich den Vorfall

mit. Alsbald wurde der bestimmte Befehl erlassen, ungesäumt alle Gefäße in die Basilica des Apostels zu geleiten und die Nonne und alle Priester, welche sich dem Zuge anschließen wollten, zu bewachen und zu schützen. Das Kloster lag auf dem cälischen Hügel (wahrscheinlich bei dem Lateran), so daß die Procession durch die ganze Stadt ziehen mußte, um St. Peter zu erreichen. Es bot sich hier dem Auge ein merkwürdiges Schauspiel. Durch die größten Durchgänge der Stadt, inmitten all der Schrecken jener Nacht, sieht man einen feierlichen Zug dahinwallen, in derselben Ordnung und in demselben gemessenen Schritte, als wenn er sich nicht durch Scenen des Mordes, der Gewalt und Brandstiftung, sondern an einem Freudenfeste durch die Pforten einer Kirche bewegte. Die Gothen gaben ein martialisches Gefolge als Ehrenwache, um mit ihren schimmernden Waffen den Triumphzug zu verschönern und die andächtigen Beter zu vertheidigen, welche die heiligen Gefäße von gediegenem Gold und Silber hoch über ihren Häuptern tragen. Die Stimmen der Barbaren vereinigen sich mit denen der Römer, um christliche Loblieder zu singen, und diese Töne klingen wie Posaunen des jüngsten Gerichts, weithin widerhallend durch Mord und Zerstörung. Verwundert fragen sich die Christen in ihren Verstecken, als sie die himmlischen Weisen erkennen, und strömen von allen Seiten herzu, um den Gefäßen von St. Peter zu folgen. Selbst die Heiden stimmen massenhaft in die Lobgesänge ein, schließen sich der Procession an und entrinnen derart dem Tode unter dem Schatten des christlichen Namens, damit sie weiter leben, um denselben desto heftiger zu bekämpfen.

Wir erwähnten, daß das Coliseum ein Zeuge dieser wunderbaren Procession war. Sie zog unter seinen Bogen durch, und der mächtige Raum seines Inneren tönte zum ersten Male von christlichen Hymnen wider. Einige hundert Unglückliche hatten in der Angst der Verzweiflung in seinen langen Corridoren und dunklen Bogen Zuflucht gesucht; sie wußten, daß ihm die Feuerbrände des Feindes nichts anhaben konnten, und kein menschliches Wesen im Stande war, seine festen Travertinquadern zu erschüttern. Unter ihnen befanden sich auch verschiedene Christen. Kaum vernahmen diese die wohlbekannten Klänge der Psalmen Davids, als sie erstaunt ihre Verstecke verließen, um sich den Reihen der Kinder Israels anzuschließen, welche eine übernatürliche Hand vor den Leiden bewahrte, die ringsum stetig zunahmen. Von allen Seiten durch den Anschluß der Flüchtlinge vergrößert, schien der Zug gar kein Ende nehmen zu wollen, und je länger derselbe durch die Neuhinzukommenden wird, desto mehr wetteifern die Barbaren um das Vorrecht, als Wächter an beiden Seiten mitzugehen, mit ihren Streitärten und entblößten Schwertern bewaffnet.

So entfaltete der Himmel seine Macht, um die Gegenstände seiner Sorge mitten durch Tod und Verzweiflung an einen sicheren Zufluchtsort zu geleiten. Die Christen, die noch in der Stadt geblieben, wurden durch diese Procession von der unglücklichen Stadt ausgesiebt. In der Krisis des Verfalls wurden sie durch die Vermittlung der Engel von der gemeinsamen Verwüstung abgesondert und gerettet. Aber am Auffallendsten bei diesem Wunder war, daß die Wuth der Gothen sich so urplötz=

lich in Milde verwandelte. Sie gaben die Plünderung auf und führten ihre triefenden Waffen, um das Leben und Eigenthum ihrer besiegten Feinde zu beschützen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Coliseum im Mittelalter.

„Obwohl die Dynastie des Romulus und Augustus zu Grabe gegangen war," sagt der Verfasser der „Geschichte Roms" (Rome as she was and as she became), „so war der Geist des Heidenthums noch nicht ausgestorben. Das ungeheuere Reich überlebend, welches er so lange mit fast überirdischer Kraft beseelt, mit so furchtbarer Majestät umkleidet hatte, saß dieser verhängnißvolle Geist noch zwischen den Trümmern der sieben Hügel. Nicht voll Reue, nein, voll Verzweiflung schaut er rückwärts; seine christenfeindliche Stimmung war wo möglich noch verbissener, als zur Zeit, wo ein Nero oder Julian als seine Priester schalteten. Sein einziger Trost bestand darin, daß er die Gehässigkeit all des Unglücks der Welt dem Christenthum zur Schuld schob, um Verwünschungen gegen dasselbe auszustoßen und mit Macht und Gewalt alle noch vorhandenen Spuren des Aberglaubens zu vertheidigen."

Der Geist des Heidenthums weilt noch in den Mauern des Amphitheaters. Es hatte keine Martyrer und Gladiatoren, aber noch fiel manches edle Opfer seinem grausamen, blutigen Zeitvertreib. Die Kämpfe zwischen

Menschen und Thieren waren gesetzlich nicht verboten, und wurden fast noch hundert Jahre fortgesetzt. Diese Art der Unterhaltung hatten Honorius und Theodosius bestätigt; sie beide regelten die Gesetzgebung in Betreff der Jagd auf wilde Thiere, damit bestimmte Landstriche für die kaiserlichen Diener reservirt blieben, worin sie allein jagen könnten, um wilde Thiere für die Spiele im Circus und Coliseum herbeizuschaffen.

Nachdem die Gothen, mit der Beute beladen, aus der Stadt abgezogen waren, kehrten die Römer, welche den Leiden der Belagerung entronnen waren und sich in die Berge von Albalonga längs des Tiber geflüchtet hatten, in die Stadt zurück. „Nicht um über Gräbern zu trauern," schreibt der eben angeführte Verfasser, „oder an den Altären zu beten, sondern um in ihren geliebten Circus zu eilen, kamen die Flüchtlinge zurück, wie die Fluth an den Strand, der von Schiffstrümmern entstellt ist. Dort rufen sie, daß sie nichts als Schauspiele und tägliche Rationen, wie vor Alters, verlangen, um sich für den Besuch der Gothen schadlos zu halten. Die Massen, die eben erst vor den Schwertern der Barbaren geflohen waren, ließen sich durch die Hoffnung auf Fülle und Vergnügen schnell zurückrufen. Die Königin der sieben Hügel setzte wieder ihren Lorbeerkranz auf's Haupt und brachte ihn so hochmüthig wieder in Ordnung, als wäre derselbe nur unmerklich von den Stürmen des Krieges verwirrt gewesen."

Cassiodor, welcher in den ersten zwanzig Jahren des sechsten Jahrhunderts als Schreiber am Hofe Theodorich's lebte, berichtet uns im fünften Buche seiner Mannigfaltigkeiten, daß diese Thiergefechte, die er ver-

werflich nennt, zu seiner Zeit nicht allein bestanden, sondern gewissermaßen beibehalten werden mußten, um den verkommenen Geschmack des Volkes zu befriedigen. Die Tage ihrer Größe sind vorüber, und jener unbezwingliche Geist, welchen schon eine leichte Niederlage zu unwiderstehlicher Wuth anfachen konnte, ist zu Staub zermalmt gleich seinen ehemaligen Siegeszeichen. Die Gothen sind unbehelligt mit ihrer Siegesbeute weggezogen, und Niemand zückt das Schwert, um die Schmach zu rächen. Wo bleiben die Veteranenschaaren, welche die Barbaren mit siegreichen Feldzeichen in ihre heimatlichen Berge zurückjagen oder die Zerstörung rächen, die sie über die Kaiserstadt gebracht haben? Es gab eine Zeit, wo die Stadt Rom allein für immer den Namen des Barbarenstammes vernichtet hätte, der es gewagt, die ferne Grenze des Reiches zu überschreiten. Doch diese Zeit ist vergangen; der kriegerische Geist des Volkes ist entflohen und die Stunde des Gerichtes hereingebrochen; der größte Waffenruhm, dem dieses gefallene Volk jetzt Beifall zollte, ist der Triumph der Thierkämpfer in der Arena des Coliseums.

Die letzte Erwähnung dieser Spiele finden wir in einem Chronikon erwähnt. Dieses berichtet, daß Cilica Generus um das Jahr 519 n. Chr. seine Ernennung zum Consul durch große Spiele im Amphitheater feierte. Er ließ eine unermeßliche Menge wilder Thiere mit großem Aufwand aus Afrika herbeischaffen, die alle in wenigen Tagen in jener Arena hingeschlachtet wurden; denn diese hatte noch nicht genug an dem Blute von vielleicht Millionen Opfern. Darnach verlebte Rom zwei Jahrhunderte des Unglücks und Leidens; das Jammern

und Angstgeschrei der hungernden und sterbenden Massen wurde zeitweilig von dem wilden Beifallsgejohle des Circus oder Coliseums übertönt. Durch die wiederholten Belagerungen der Gothen und die letzte greulige Verwüstung unter Attila wurde die Stadt zu einer Ruine rings um das riesige Amphitheater, welches seine unzerstörbaren Mauern höher und majestätischer über die Trümmer der rings in der umliegenden Ebene zerstreuten Palast- und Tempelreste zu erheben schien. Im Anfange des siebenten Jahrhunderts, als mit der neuen Dynastie des Papstthumes der Sonnenschein des Friedens über der unglücklichen Stadt aufzudämmern begann, stand das Coliseum trotz seiner Verwahrlosung inmitten einer trostlosen Wildniß allein, „in der zerfallenden Vollendung edel da.“ (Byron, Manfred l. c.)

Reich und üppig schoß das Gras in seiner verlassenen Arena auf, die Samen von Blüthen und Unkraut, welche der sanfte Zephyr wegwehte, wurden in ihrem Fluge durch diesen Berg von Mauerwerk aufgehalten, und bald waren seine düstern Mauern mit tausend Blüthen verziert. Der wilde Wintersturm heulte mit geisterhaftem Widerhalle durch seine langen, dunklen Ausgänge, und der noch feierlichere Ton des Vogels der Einsamkeit drang laut und hell aus den Nestern inmitten der zerbröckelnden Stützen des mächtigen Velariums. Jene Mauern, welche so oft der Donner von hunderttausend Stimmen erschütterte, waren mit dem Schweigen des Todes bedeckt; kein menschlicher Laut unterbrach die unheimliche Stille, außer dem vorsichtigen Schritte eines Jungen, der neben die Schule ging und sich in seinen Gängen verbarg, oder dem Ausruf des Entzückens, das

staunend ein Freund des Alterthums äußerte, wenn er stille stand, um jene Wunder der Kunst und Wissenschaft zu betrachten, oder endlich vielleicht dem leisen Gebete, welches der knieende Pilger auf dem blutbefleckten Schlachtfelde der christlichen Martyrer verrichtete. Bischöfe und Cardinäle pilgerten zu der geweihten Stätte, auch der große Papst Gregor, in dessen Hand die Erde der Arena sich in Blut verwandelte. Hierher kam auch in demselben Jahrhunderte der Patriarch der Mönche des Westens mit der Kapuze, welche er als den Helm der geistlichen Legionen angenommen hatte, die unter dem päpstlichen König gegen die Macht der Finsterniß kämpfen sollten. Ein Schüler Benedict's brach das Schweigen der Geschichte in jenen Jahrhunderten, als er auf seiner Pilgerfahrt nach der ewigen Stadt dieses größte Wahrzeichen des Alterthums besuchte. Das kräftigste und schönste Lob des großen Amphitheaters hat unstreitig Beda Venerabilis ausgesprochen, als er gegen Ende des siebenten Jahrhunderts prophezeite:

„So lange das Coliseum besteht, wird Rom bestehen;
Wann's Coliseum fällt, wird Rom zerfallen;
Wann Rom zerfällt, da wird die Welt zerfallen."

Die neueren Forscher sind über die Zeit, seit welcher der unermeßliche Bau zu zerfallen begann, nicht ganz im Reinen. Viele meinen, es müsse, wie die meisten großen Bauten der Stadt, während der gothischen Schreckens- und Verwüstungsperiode gelitten haben; aber nach den Angaben der gleichzeitigen Schriftsteller halten Marangoni und andere Forscher dafür, daß es bis zum elften Jahrhundert vollständig unversehrt blieb. Die Festigkeit und Dichtigkeit seiner Travertinmauern

schien allen Bemühungen, es abzutragen, zu widerstehen; noch jetzt in seinen Ruinen, wo kaum noch zwei Drittel des ursprünglichen Baues bestehen, hätten tausend Mann mehrere Monate lang daran zu thun, bis sie es zu einem Schutthaufen machen könnten. Die Gothen, welche in den kleineren Gebäuden der Stadt leichtere Beute fanden, ließen diesen Prachtbau ruhig stehen, daß der Zahn der Zeit langsam, aber sicher ihn zernage. Aber die politischen Bewegungen der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts drängten in das Amphitheater eine andere schwere Woge der Zerstörung und Vernichtung, welche seine massiven und unvergänglichen Mauern erschütterte und verunstaltete. Dies geschah unter dem Pontificate Gregor's VII., 1084 n. Chr.

Gregor in seiner früheren Laufbahn als der Diakon Hildebrand bekannt, war ein armer, strenger Mönch, den der Allmächtige auf Sanct Peter's Stuhl berufen hatte, damit er durch seine Heiligkeit und Umsicht sich dem weiteren Fortschritte der sündhaften Mißbräuche entgegenstemme, welche sich selbst in das Heiligthum der Kirche eingeschlichen hatten. Zur Zeit seiner Erhebung seufzte das ganze deutsche Reich unter der Tyrannei und dem Fluche eines schlechten, unmoralischen Königs. Welch ein Abstand zwischen den lockeren Sitten Heinrich's IV. und dem makellosen Leben des strengen Mönches, den er als den Nachfolger des hl. Petrus bestätigen durfte. Der schwere Kampf zwischen Tugend und Laster, welcher die Regierung Gregor's VII. charakterisirt, war schon in dem Briefe voraus angedeutet, den der neuerwählte Papst an diesen gottlosen König schrieb, um ihn zu überreden, daß er seine Ernennung verhin-

dere; „denn," sagte er, „wenn ich zum Papste erklärt werden sollte, so werde ich dich für deine Verschuldungen strafen müssen." Seine Wahl wurde bestätigt, denn der Himmel hatte so beschlossen. Nachdem er lange vergeblich auf eine Besserung gewartet hatte, schloß er Heinrich endlich aus der kirchlichen Gemeinschaft aus und entsetzte ihn seines Thrones. Der deutsche König unterstützte die Sache des Gegenpapstes Guibert und rückte gegen Rom. Er lagerte in den vaticanischen Gefilden; aber ein plötzlicher, unerwarteter Angriff seitens einer Handvoll päpstlicher Soldaten überraschte und verwirrte sein Heer vollständig; dazu brach eine Seuche unter seinen Truppen aus und zwang ihn, nach dem Norden zurückzuziehen.

Er kam zum zweiten Male mit stärkerer Streitmacht und größerem Hasse gegen den Nachfolger des hl. Petrus gezogen und belagerte die Stadt von Neuem. Er legte Feuer an die Peterskirche; aber das römische Volk löschte im Beisein Gregor's selbst die Flammen, bevor sie die Basilika ergriffen hatten. Endlich nach zweijähriger Belagerung wurde den Deutschen das lateranische Thor durch Bestechung geöffnet, und Gregor mußte sich in das Castell St. Angelo flüchten [1]). Einen Monat lang umlagerten sie das colossale Grab Hadrian's und suchten vergebens den Papst gefangen zu nehmen oder über die Brücke zu gelangen, um die Peterskirche in Besitz zu bekommen. Dem gefangenen Papste erschien ein Retter in der Person des Normannenherzogs Robert Guiscard, eines Lehnsmannes der päpstlichen Besitzun-

1) Genau genommen, müßte von vier Romzügen Heinrich's die Rede sein. D. Uebers.

gen. Er war ein harter, gefühlloser Eroberer, und seine Grausamkeiten hatte derselbe Papst schon strenge gerügt, zu dessen Entsatz er heranrückte. Heinrich floh bei seiner Annäherung, aber seine Parteigänger und eine große Anzahl Römer wagten, Guiscard Widerstand zu leisten; doch sie sollten es theuer büßen. Der stolze Eroberer bedachte sich nicht lange, er steckte die Stadt in Brand und bahnte sich den Weg mit dem Schwerte bis an die Engelsburg, aus der er den gefangenen Papst befreite.

Bei dieser Gelegenheit waren es die Freunde und nicht die Feinde der Ordnung, welche jede noch vorhandene Spur des heidnischen Roms vom Erdboden zu vertilgen suchten. Die ganze Stadt, angefangen von Sanct Johannes vom Lateran bis zu dem Capitole, wurde in Trümmer gelegt. Einige der berühmtesten Denkmäler des Alterthums, welche großentheils der Wuth der Gothen entgangen waren und noch immer den Stolz und Ruhm der Stadt bildeten, stürzten unter der eisernen Hand des ergrimmten Guiscard zusammen. Als er über einen Haufen rauchender Trümmer das Capitol genommen hatte, sah das Volk seinen verzweifelten Entschluß, die Stadt zu zerstören. Es gab den Papst auf und Guiscard führte ihn an einen ruhigen Zufluchtsort nach Salerno, wo der große Papst Gregor seinen Prüfungen erlag.

Es wäre schwierig anzugeben, wieviel von dem Colisëum bei dieser Gelegenheit zerstört wurde. Marangoni, den wir für den kritischsten Forscher halten, schreibt: „Nicht allein Alles, was das Feuer innerhalb seiner Felsenmauern zerstören konnte, sondern auch seine

schönen, kunstreichen Säulengänge gingen bei der schonungslosen Rache dieses befreundeten „Gothen“ zu Grunde. Die Sitze im Innern waren fast alle von Marmor, aber in den oberen Sitzreihen standen noch hölzerne Bänke außer den Stützen und Ornamenten, welche in dem unermeßlichen Gebäude zerstreut waren. Der Theil nach dem cälischen Hügel und dem Bogen Constantin's zu litt besonders unter der Heftigkeit dieses Sturmes, und von den zerfallenen Massen, die hier in Schutthaufen lagen, wurde später das Material für manche Paläste des neuen Roms genommen, als wären die Reste des Coliseums ein unermeßlicher Steinbruch von Ziegeln und Travertin gewesen. Oberflächliche Geschichtschreiber haben viele Päpste und Cardinäle beschuldigt, zuerst dieses schöne Gebäude geplündert zu haben; voll Entrüstung nennen Alterthumsforscher den Namen Paul's II. und der Cardinäle Riario und Farnese, weil sie unbarmherzig dieses majestätische Denkmal des Alterthums geplündert hätten, um Paläste von schwelgerischer Pracht inmitten der unansehnlichen, unregelmäßigen Häuser der mittelalterlichen Stadt zu errichten. Die Wahrheit ist, daß diese Männer, welche der löbliche Wunsch beseelte, die Stadt zu bereichern und zu verschönern, sich nichts zu Schulden kommen ließen, als daß sie die formlosen Schutthaufen entfernten, die Jahrhunderte lang um die alten Mauern des Amphitheaters herumlagen, als die traurigen Spuren der Rache Guiscard's.“ Doch weiter unten mehr über diese Frage.

Bald nach dem Tode Gregor's VII. wurde das Coliseum in eine Festung verwandelt. Die politischen Zerwürfnisse und vatermörderischen Empörungen der Kinder

der Kirche hatten das höchste Maß erreicht, und es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß einige unmittelbare Nachfolger Gregor's in den Mauern des Coliseums Zuflucht vor dem Sturme suchten. Die Päpste, welche in jenen unruhigen Zeiten regierten, hatten schwerere Gefahren, als ihre Vorgänger zu bestehen, wenn sie die heiligen Geheimnisse im dunklen Schooße der Erde feierten. Eifersüchtige Parteien hatten die Stadt untereinander vertheilt; die Gräber und Theater des alten Reiches wurden die Castelle und Festungen der neuen Machtbewerber. Die Orsini hatten Besitz von der Engelsburg ergriffen; die Colonna's waren Herren des Mausoleums und die mächtigsten von allen, die Frangepani, befestigten das Coliseum. Sicherlich wird mancher Leser sich wundern, wie die Gräber der Todten zu Befestigungen im Kriege dienen konnten. Glauben wir wirklich, daß in den zerbröckelnden Denkmälern der vergessenen Todten Tausende von Bewaffneten wie in uneinnehmbaren Festungen verschanzt sind?

So groß war die Pracht der Mausoleen des kaiserlichen Roms, daß sogar jetzt nach den Stürmen und Kriegen von zweitausend Jahren ihre mächtigen Ruinen der Stolz der Stadt sind. Die unzerstörbaren Mauern des hadrianischen Grabmales bildeten die einzige Festung im Besitze des gesetzmäßigen Nachfolgers auf dem Thron der Cäsaren, Pius IX.[1]).

Muratori erzählt, daß Innocenz II. bei seiner Thronbesteigung unter dem Schutze der Familie Fran=

1) Das ist vor der Invasion geschrieben; jetzt hat der Heilige Vater dieselbe bekanntlich verloren.

gepani Zuflucht in ihrem Palast und ihrer Festung, dem Coliseum, fand, da ihn der Gegenpapst Guibert, derselbe, welcher frevelnd seinen Arm gegen Gregor VII. erhoben, aus dem lateranischen Palaste vertrieben hatte. (Ad tutas domos Frangepanum de Laterano descendit et apud Sanctam Mariam novam et Cartulariam atque Coliseum etc.) In der Geschichte Fr. Tolomäo's, Bischofs von Torcello, eines Zeitgenossen, finden wir dasselbe mit folgenden Worten bestätigt: Se recollegit in domibus Frangepanensium quae erant infra Coliseum; quia dicta munitio fuit tota eorum. (Er flüchtete sich in die Wohnung der Frangepani, die innerhalb des Coliseums lag; denn jene Festung war ganz in ihrem Besitze.) Wir gehen über die weiter nicht interessanten Einzelheiten des Amphitheaters als Festung weg, die ihre Inhaber nach den Glücksfällen des Krieges wechselte, und wollen unsern Lesern nur einen erwähnenswerthen Auftritt vorführen, der im Jahre 1332 in seinen Mauern Statt hatte:

Fast sechs Jahrhunderte sind verflossen, seit das Coliseum von dem betäubenden Lärme einer besessenen Zuschauermenge widerhallte. Zahlreiche seltsame Wechselfälle sind seit jener letzten blutigen Unterhaltung an ihm vorüber gezogen. In jedem Jahrhundert seit seiner Gründung war seine Geschichte mit den Geschicken des römischen Volkes eng verflochten. Obwohl es nicht mehr das Klagegestöhn des sterbenden Gladiators hörte, so hatte doch gar manche schmerzliche Klage die Einsamkeit seiner verlassenen Sitze gestört. Seine Mauern waren vom Feuer geschwärzt und stellenweise vom Blitze des Himmels getroffen und zerstört, an anderen Stellen

durch die Werkzeuge des Krieges verunstaltet. Die zerstörende Macht aller feindlichen Elemente, welche den Menschen in seinen stolzesten Werken demüthigen, hatte das mächtige Amphitheater seiner herrlichen Zierrathen beraubt und ließ nur sein felsiges Skelett als ein Denkmal des Geistes und der Kunst übrig, das über die wilde und rohe Gewalt triumphirt. Seine Erinnerungen erregen ein um so tieferes Interesse, da sie Jahrhunderte umfassen und die ewig neuen Wechselfälle der Zeit seiner Geschichte ein verändertes Gewand umwerfen. Die nachfolgende Scene ist ebenso merkwürdig, als spannend. Wiederum füllen tausende des Volkes seine verödeten Sitzreihen; wieder wird die Arena mit Blut getränkt und hallt der betäubende Chor einer aufgeregten Masse durch die Ruinen der zerfallenen Stadt. Es möchte scheinen, daß die Geister der alten Römer die dunklen Wohnungen Pluto's verlassen haben, um eine Stunde in dem großen Theater zu schwelgen, das lange Jahrhunderte der Schauplatz ihres Vergnügens und ihrer Schande gewesen war. Diese ungewöhnliche Versammlung im Coliseum hatten folgende Umstände veranlaßt:

Während seines Aufenthaltes zu Avignon schickte Papst Clemens V. (1305—1314), um die inneren Streitigkeiten, welche den Frieden Rom's zerstörten, beizulegen, drei Cardinallegaten nach Italien, und ertheilte ihnen die Vollmacht, in seinem Namen auf den Frieden mit dem Volke hinzuarbeiten. In dieser Periode geschah es, daß das Coliseum an den Senat übertragen wurde. Muratori, welcher die Sache erwähnt, gibt kein genaueres Datum, sondern verlegt sie zwischen die Jahre

1328 und 1340. Gerade um diese Zeit herrschte in der Stadt tiefer Friede. Der König Ludwig der Bayer war nach dem Norden zurückgezogen und sein Gegenpapst Nicolaus II. wurde mit Geschrei und Steinwürfen von den reichen Römern aus der Stadt vertrieben. Ein paar Jahre des Sonnenscheins und der Ruhe, so selten in jenen Jahrhunderten politischer Stürme, gaben dem Volke Gelegenheit, sich wieder dem Zeitvertreib des Friedens hinzugeben. Die Senatoren wollten ihre Freude und Dankbarkeit für das reiche Geschenk des Coliseums bezeigen und beschlossen deßhalb, das Amphitheater wieder mit einer großen Volksvorstellung zu eröffnen. Zur Feier des Tages wurde ein großes Stiergefecht veranstaltet, welche grausame Belustigung damals in den südlichen Ländern Europa's stark im Schwange war.

Alle Adeligen Italiens waren zu dieser Unterhaltung eingeladen, Wochen und Monate lang wurden zu diesem Behufe Vorbereitungen getroffen. Das Coliseum ward zur Werkstätte von tausend Handwerkern; der Schall des Schlägels und Hammers ist an Stelle des Waffengeklirrs, des Hörnerklangs und der Soldatenlieder getreten. Auf den festen Ziegel- und Travertinlagen wurden provisorische Bänke errichtet, und die Trümmer, welche die Zugänge versperrten und die Arena entstellten, vollständig weggeschafft. Nach Beendigung all dieser Vorbereitungen wurde der 3. September 1332 als der Termin für die große Vorstellung festgesetzt.

Es war fürwahr ein seltener Anblick, wie die Römer begeistert zu den lange vergessenen heidnischen Belustigungen eilten. Alle Geschäfte ruhten und tausende von Schaulustigen strömten aus den benachbarten Städ-

ten und Dörfern herbei. Schon gleich nach Tagesanbruch begann sich die Menge in dem alten Amphitheater anzusammeln. Die edlen Damen der Stadt kamen in drei Abtheilungen, alle in vollem Schmucke, geleitet von drei schönen, reichen Fürsten, welche die verschiedenen Gruppen einstimmig auserwählt hatten. Wir können uns lebhaft selbst in die alte Arena versetzen, und sehen die stetig wachsende Fluth von fröhlichen Farben und noch fröhlicheren Gesichtern in die Bänke wogen. Wir haben oft im Geiste an demselben Orte gestanden, der all den hier geschilderten Greuelscenen der ersten Jahrhunderte zum Schauplatz gedient hat. Jetzt vermissen wir in der That die starken, markigen Gestalten der alten Römer, das funkelnde Gold und den mit Kleinodien besetzten Baldachin des kaiserlichen Thrones; da ist kein riesiges Zeltdach, das die sengende Sonne aufhält und in sanften milderen Tinten vertheilt; das Podium glänzt nicht mehr von dem Reichthume der Kaiserzeit; der Senatoren sind wenige und die würdevolle Toga ist verschwunden; keine vestalische Jungfrau, kein lügenhafter Augur bringen durch ihre eigenthümliche Kleidung eine Abwechselung in die Farben und ertheilen durch ihre Gegenwart den gottlosen Belustigungen eine religiöse Weihe. Die Banner der adeligen Familien flattern über der Arena und vertreten die regierenden Gewalten des gefallenen Reiches; denn in jenen Tagen war jeder Edelmann in seiner eigenen Festung ein König. Jedoch das Volk ist friedlich und ordnungsliebend; keine Gotteslästerungen beleidigen das Ohr, keine schlüpfrigen Redensarten und Unsittlichkeiten verkürzen die Zeit der harrenden Menge;

der Dämon des Heidenthums saß nicht mehr auf dem kaiserlichen Thron. Dies war die erste, aber jedenfalls nicht die letzte christliche Versammlung innerhalb der Mauern des Coliseums.

Alle jene, welche in den Stiergefechten auftreten sollten, waren ohne Ausnahme Söhne von Edelleuten. Wir finden darunter aristokratische Namen, die noch heute in Italien blühen. Die jungen Männer waren in die reichsten Farben gekleidet und jeder trug auf dem Helme ein Motto; dies waren kurze Sprüche, die Tapferkeit und Muth ausdrückten und nach hervorragenden Ereignissen in der früheren Geschichte der Stadt zusammengetragen waren. Wir geben einige der interessantesten und schönsten nach Muratori. Die jungen Edelleute wurden loosweise aufgerufen. Zuerst erschien unter dem beifälligen Gruße der Menge Galeotto Malatesta von Rimini. Er war ganz in Grün gekleidet, trug in der Hand ein entblößtes Schwert von antiker Form und hatte auf einer eisernen Haube folgende Worte: „Ich allein bin wie Horaz.“ Dann Cecco della Valle, halb schwarz und halb weiß gekleidet; von einem säbelartigen Schwert hing ein purpurnes Band mit folgenden Worten in Gold herab: „Ich bin Aeneas für Lavinia.“ Mezzo Astalli war ganz in Schwarz gekleidet, weil er um sein Weib trauerte; sein Motto war: „So lebe ich ohne Trost.“ Der junge Caffarello war in eine Löwenhaut gehüllt, und hatte zum Motto: „Wer ist stärker, als ich?“

Der Sohn des Herrn Lodovico della Palenta von Ravenna, in Roth und Gold gekleidet, trug vorn die Aufschrift: „Wenn ich mit Blut bedecket sterbe, o süßer

Tod!“ Savello von Anagni, ganz in Gelb, mit der Devise: „Ein Jeder hüte sich vor Liebe.“ Cecco Conti hatte ein schönes silberfarbenes Gewand und die Worte: „So weiß schimmert der Glaube.“ Pietro Cappocci, in einem Gewand von der Farbe der Gartennelke, trug um den Nacken die Worte: „Ich bin ein Diener der Römerin Lucrezia,“ was so viel heißen sollte, daß er ein Diener der Keuschheit sei, die in der keuschen Lucrezia des alten Roms personificirt war.

Von der Familie Colonna, die damals zu Rom die erste Rolle spielte und das Capitol im Besitze hatte, waren drei da; sie waren in Weiß und Grün gekleidet, und ihre Reimsprüche prägten den Stolz auf ihre Macht aus. Der älteste hatte: „Wenn ich falle, so fällst auch du, der du zuschaust,“ womit er andeutete, daß sie die Ehre und Stütze der Stadt seien; der zweite: „Je größer, desto stärker“; der dritte endlich: „Sorgenvoll, aber kraftvoll.“

So traten an fünfzig Edelleute, jung, kräftig und schön, in die Arena, alle in ausgesuchter Kleidung; die Sonne strahlte von den glatten Schwertern und den juwelenbesetzten Schnallen; die Regenbogenfarben, die in den verschiedensten Zusammenstellungen wechselten, gaben dem Feste besonderen Glanz. Aber das Schauspiel nahm ein trauriges Ende, ganz im Einklange mit der blutbefleckten Geschichte des Coliseums. Gar mancher der so festlich gekleideten Jünglinge ist nur wenige Augenblicke von einem entsetzlichen Tode und der Ewigkeit entfernt; bevor sich die Sonne an jenem Tage senkt, wird mancher Klageton die Luft erfüllen. Der Auftritt erinnert uns an eine Vergnügungspartie, die vom Stru=

del eines Flusses erfaßt wird. Unter Tanzen, Musik und den blendenden Freuden zügelloser Lustigkeit wenden die Insassen sorglos die Spitze des Bootes gegen den Strudel, in der Hoffnung, sich zu retten, bevor sie den Fall erreichen; doch zu spät: die Ruder haben keine Macht mehr, das Steuer weigert den Gehorsam, im Nu wirbeln sie über die zischende Masse und stürzen in den Abgrund. Im wilden Taumel der Jugend meinten diese Jünglinge Wunder wie leicht sie über die gereizten Stiere Herr werden könnten; sie trauten ihrer Gelenkigkeit, der Schärfe ihrer Schwerter und der Kraft ihrer Arme zuviel zu. Während dieser Belustigung wurden achtzehn von der Blüthe des italienischen Adels getödtet und neun verwundet.

Man kann sich denken, daß ein Stiergefecht in der ewigen Stadt darnach keinen Anklang mehr fand. Um einer rohen Belustigung von ein paar Stunden willen, waren edle Häuser ihrer Stütze beraubt, Erben und Familien in Trauer und Gram versenkt; jener Tag ward in vieler Mütter, Weiber oder Bräute Kalender ein trauriger Jahrestag. Die Spiele sollten mehrere Tage dauern; aber die traurigen Folgen des ersten Tages hatten die Hitze des Publikums gehörig abgekühlt, und anstatt in frohen Haufen wieder nach dem Coliseum zu eilen, wie die alten Römer gewohnt waren, gingen sie betrübt und bekümmert nach der Kirche des hl. Johannes vom Lateran, um dem Todtenamte für die umgekommenen Jünglinge beizuwohnen. Ihre verstümmelten Leiber wurden im Schiffe der Basilika in dasselbe Grab gelegt. Dort schlummern sie nun seit fünfhundert Jahren, ohne daß Jemand sich um sie kümmert oder sie

kennt. Pilger aus aller Herren Ländern unter der Sonne gehen gedankenlos über das Mosaikpflaster, das ihre vergessene Grabstätte bedeckt; sie wachen nicht auf bei den lauten Klängen der Orgel und des Chores, welche durch die majestätischen Flügel dieser mütterlichen Basilika schwellen; sie erwarten den Klang der Posaunen des jüngsten Gerichts.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Andere bemerkenswerthe Ereignisse.

Zwei Jahrhunderte sind in Stillschweigen über das Coliseum seit den im letzten Kapitel erzählten Unglücksfällen hingegangen. Sechszehnhundert Jahre haben jetzt die Spuren ihres Wirkens an seinen verwitterten Mauern zurückgelassen. Doch so recht merklich war erst dieses Wirken, als der Mensch der Zeit zu Hülfe kam, um die edle Ruine zu zerstören. Ein halbes Jahrhundert lang hatten Hebel, Krahnen und Büffel ihre ganze Kraft aufwenden müssen, um seine unermeßlichen Gliederungen von Travertin aus ihrem felsigen Bette fortzuschaffen. Wir haben gesagt, daß Stillschweigen über der gewaltigen Ruine ruhte; wir meinen damit das Stillschweigen der Geschichte und die Abwesenheit der altgewohnten jauchzenden Schaaren; dagegen klang daselbst das laute Gehämmer des Steinhauers, das Krachen schwerer Krahnen, welche ungeheure Steinmassen in die Höhe hoben, und der wohlbekannte Ruf des Büffeltreibers, der seine

Thiere beim Namen ruft und antreibt, den gerieften Marmor und Travertin von dem letzten und größten Denkmal des alten Roms wegzufahren. Nicht allein die Massen schaffte man fort, die sich losgelöst und durch den Zahn der Zeit abgebröckelt waren, sondern auch endloses Material aus dem unversehrten Mauerwerke wurde zur Verschönerung der Stadt herausgebrochen, welche sich über den Trümmern des mächtigen antiken Roms erhoben hat.

Verschiedene Geschichtschreiber haben die Urheber dieser Beraubung mit dem Vorwurfe des Vandalismus zu brandmarken gesucht; so sagt Gibbon mit Bezug auf das Coliseum: „An seinem Einsturz sind die Neffen Paul's II. schuld gewesen, und jeder Reisende, der den Palazzo Farnese betrachtet, mag den Vandalismus und die verschwenderische Prachtliebe jener fürstlichen Emporkömmlinge verfluchen." Wenn vielleicht diejenigen, welche mithalfen, das Coliseum in Trümmer zu legen, nicht Fürsten der Kirche gewesen wären, so würde die Kritik weniger streng verfahren. Man muß sich auch erinnern, daß der Palazzo Farnese nach den Plänen Sangallo's und unter der unmittelbaren Leitung Michel Angelo's erbaut wurde und anerkanntermaßen unter die schönsten Paläste in Rom und vielleicht in der ganzen Welt gerechnet wird. Während seine Pracht und künstlerische Vollendung zu Ausrufen staunenden Entzückens hinreißt, bleibt von dem Coliseum immer noch genug übrig, um einen Beweis von seinem Glanze und colossalen Umfange zu liefern. Nicht allein der Palast Farnese, sondern auch die Cancelleria, die St. Marcuskirche und die Fronten mehrerer anderen Kirchen in der Stadt wurden aus dem Material des Amphitheaters hergestellt,

und die riesigen Maßverhältnisse dieser glänzenden Ruine lassen sich aus der Thatsache entnehmen, daß das neue Rom seine prächtigen festen Bauten jener Beraubung verdankt, die man an dem unermeßlichen Baue selbst kaum bemerkt. Das nach der Brandschatzung des Coliseums noch verbliebene Material hat man auf einen Werth von fünf Millionen Kronen (eine Million Pfund Sterling) geschätzt.

Nichtsdestoweniger steht fest, daß alle Alterthumsforscher und besonders die Freunde antiker Baukunst die unbarmherzigen Plünderungen verdammen müssen, welche die majestätische Ruine in ihren jetzigen Zustand gebracht haben. Was immer für Entschuldigungen man für einen Paul und seine Neffen, wie Gibbon sie bissigerweise nennt, und auch für die Wegschaffung des abgefallenen, losgetrennten Materials annehmen mag, so läßt sich das Verfahren ihrer unmittelbaren Nachfolger, welche den Travertin aus dem unversehrten Baue selbst herausbrachen, doch in keiner Weise rechtfertigen. Es ist nicht genau zu bestimmen, um welche Zeit die römische Regierung dieser Abtragung ein Ziel setzte; jedenfalls haben die Päpste die Ruine unter ihren väterlichen Schutz genommen, und zwar im Jahre 1565 unter dem Pontificat Pius' IV.; sicherlich stand sie seit dieser Zeit sowohl bei Regierung wie Volk im höchsten Ansehen, und wenn man sie auch späterhin im öffentlichen Interesse als Hospital oder Fabrik benutzte, so wurde sie doch nicht mehr von prachtliebenden Fürsten geplündert.

Unter Sixtus V. (1585) hatte das Coliseum eine neue Wandlung zu bestehen. Wenige Städte sind einem Herrscher zu gleichem Danke verbunden, wie Rom die-

sem großen Papste. Während allenthalben Kirchen und Klöster in die Höhe stiegen, wurden die baufälligen Ruinen der alten Stadt gestützt und durch neues Mauerwerk befestigt. Die niederliegenden Obelisken wurden auf passenden Unterlagen an den öffentlichen Plätzen aufgerichtet, Kunstwerke aus der Erde gegraben, um die Museen zu schmücken und den Sinn des Volkes anzuregen; unter seiner Leitung wurden die Museen die reichsten der Welt. Dieser thatkräftige Papst trug sich mit dem Plane, daß jede Ruine der alten Stadt zum Schmucke oder Nutzen des christlichen Rom's dienen müsse. Das Coliseum war ein bevorzugtes Denkmal und genoß deßhalb einer verdoppelten Aufmerksamkeit. Lange Zeit dachte er darüber nach, wie er es für seine armen Unterthanen nutzbar machen und zu gleicher Zeit in seinem ruinenhaften Zustande Wahrzeichen als der Vergangenheit erhalten könne. Endlich faßte er den Entschluß, es in eine Wollenmanufactur zu verwandeln, um den Armen Beschäftigung und Wohnung zu geben. Der fruchtbare Geist Fontano's entwarf bald dieses Castell päpstlicher Freigebigkeit; tausende von armen Handwerkern wurden beigezogen; einige Theile der Ruine nach der Seite der Arena hin wurden, als den Plan störend, entfernt; zaubergleich sollten sich über dem Podium des alten Amphitheaters Werkstätten und bequeme Wohnräume erheben; die ausgetrockneten Wasserleitungen wurden reparirt und gereinigt, um aus der Campagna frische Quellen zuzuführen, und die Springbrunnen, die in der Arena spielen sollten, zu versorgen. Es war auf das Werk schon die Summe von 25000 Kronen (5000 Lstr.) verwendet worden, als der Tod den

unternehmenden Papst wegraffte. Der großartige Plan sank mit ihm in's Grab; man ließ die Arbeiten stehen, und es verblieben nur einige Ziegelmauern, um von dem Unternehmungsgeiste und der Menschenfreundlichkeit Sixtus' V. Zeugniß zu geben. Der berühmte Mabillon hat gesagt: Vixisset Sixtus V. et amphitheatrum stupendum illud opus integratum nunc haberemus. (Wäre Sixtus V. am Leben geblieben, so hätten wir jetzt noch das Amphitheater, jenes großartige Werk, vollständig hergestellt.)

Da Clemens XI. (1700) fand, daß es den Dieben und Räubern als Schlupfwinkel diente, schloß er die Eingänge zu den niederen Bogen und richtete im Inneren eine Salpeterfabrik ein. Dieser Plan, welcher ebenfalls wie der Sixtus' V. fehlschlug, war der letzte Versuch, die Ruine des Coliseums zu verweltlichen.

Während so abwechselnd die eine Regierung dieses große Gebäude, welches sowohl Freund als Feind überdauert hatte, plündern ließ, die andere für seine Erhaltung sorgte, bewahrte das Volk in seinem Herzen allzeit das Gefühl tiefer Achtung und Ehrfurcht für jene Stätte, die das Blut so vieler Martyrer geheiligt hatte. Zu allen Jahrhunderten brachten fromme Seelen gerne betend in seinen geweihten Räumen zu. Und lange bevor es vollständig in den Dienst des Kreuzes übergegangen war, hatte es schon die feierlichsten und heiligsten Amtsverrichtungen der Kirche geschaut. Obgleich wir keinen bestimmten Anhalt für den Beweis dieser Thatsache besitzen, so hegen wir doch keinen Zweifel, daß während des Mittelalters viele Jahre lang das heilige Meßopfer in seinen sicheren und bequemen Bogen ge-

feiert wurde. Nach der Verwüstung der Gothen und den Jahrhunderte langen Bürgerkriegen, welche die unglückliche Stadt zerfleischten, waren die Kirchen in Verfall gerathen, und viele derselben für den allgemeinen Gebrauch gefährlich und unsicher geworden. Ist es unter diesen Umständen wohl zu verwundern, daß das Coliseum als weiter Tempel benutzt worden wäre, in welchem das reine Opfer des Altars dem Allerhöchsten dargebracht wurde? In seiner Umgebung erhoben sich rings viele kleinere Kirchen. Cencius Camerarius erwähnt einige, die seitdem längst verschwunden sind: „die zum hl. Erlöser de Rota Colisei, zum hl. Erlöser de Insula et Coliseo und zu den vierzig Martyrern des Coliseums."

Es geht eine unbestimmte Sage, daß in den Gängen der zweiten Sitzreihe ein altes Kloster bestanden habe. Einige arme Klosterschwestern seien in die Einsamkeit seiner verlassenen Bogen geflohen, wie die Tauben, welche in dem leeren Horste des Geiers ihr Nest bauen. Die sanfte, getragene Musik ihrer Kirchenlieder tönte harmonisch durch die mächtige Ruine und bildete einen seltsamen Gegensatz zu dem wilden Lärmen früherer Tage.

Hier fand auch eine Art religiöser Aufführungen statt, die bei unsern Vorfahren sehr beliebt war: nämlich die Mysterienspiele des Mittelalters, und war darunter die Darstellung des Leidens am Charfreitage besonders bemerkenswerth. Auf einer großen offenen Bühne, die sich nach dem cälischen Hügel ausdehnte, wurde das ganze Leiden und der Tod unseres Heilandes aufgeführt; alle in der hl. Schrift erwähnten Personen waren getreu

wiedergegeben. Tausende strömten herzu, um diese Vorstellungen zu sehen: sie dauerten mit der Erlaubniß und Bestätigung der geistlichen Behörden der Stadt bis zur Regierung Paul's III. fort. Die Darstellung des Leidens Christi konnte keinen passenderen Platz verlangen, als es dieser Calvarienberg seiner Jünger war.

Bacci erzählt in seinem Leben des hl. Philippus Neri, daß dieser große Vater von Kindheit an eine innige Verehrung zu den Martyrern hegte. Er verbrachte deßhalb ganze Nächte betend in den Katakomben des hl. Sebastian. Oft begab er sich in das Coliseum, um die Martyrer zu ehren, welche in seiner Arena gelitten hatten. Als er einmal in der Arena in Gebet versunken lag, da erschien ihm der böse Feind in unzüchtiger Gestalt und suchte ihn zu berücken und in Versuchung zu führen; aber der Heilige nahm seine Zuflucht zu Gott und der böse Geist mußte ihn seine Andacht friedlich beendigen lassen.

Von einem Schüler des hl. Ignatius wird in dessen Leben ein außerordentlicher Vorfall erzählt (Maffei l. III, c. 9). Es hatte dem Allmächtigen gefallen, die eben vom hl. Ignatius gegründete junge Anstalt heimzusuchen, gewiß das sicherste Zeichen Seines Wohlwollens und Segens. Es kam, daß das Haus der frommen Väter in solche Noth gerieth, daß sie kaum den nöthigen Lebensbedarf hatten. Giovanni Cruccio, ein College des Heiligen und Procurator des Hauses, war eine demüthige, tugendhafte Seele; mit Genehmigung des ehrwürdigen Stifters ging er nach Sanct Johann vom Lateran, um vom Allmächtigen Hülfe für den Orden zu erflehen. Auf dem Heimwege kam er durch das Coliseum. In der Arena

trat ein Fremder zu ihm und händigte ihm eine Börse mit hundert Kronen (20 Lstr.) ein, worauf er unmittelbar verschwand. Der überraschte Procurator eilte, dem hl. Ignatius das unerwartete Geschenk zu melden; der Heilige schien nicht im mindesten überrascht, sondern fiel auf die Kniee und dankte Gott, daß Er sich gewürdigt, ihre Gebete zu erhören. Der hl. Ignatius soll eine innige Verehrung zu den Martyrern und besonders denen des Coliseums bewiesen haben.

Im Leben des hl. Camillus de Lellis, eines Zeitgenossen Philipp's von Neri und Gründers des Ordens regulärer Kleriker für die Krankenpflege, treffen wir eine weitere Vergünstigung, die im Coliseum gewährt wurde. Als Camillus als junger Mann sich zum Priesterstande vorbereitete, ging er eines Morgens mit einer Anzahl Jünglinge in die Kirche des hl. Johannes vom Lateran, um von der Hand des Cardinalvicars die Tonsur zu empfangen. Man fand jedoch in seinem Entlassungsschreiben einen Fehler, da er zur Diöcese Chieti gehörte; er wurde folglich von seinen Gefährten abgesondert. Der hl. Jüngling trug das Kreuz mit Fassung und nahm freudig die Demüthigung an, weil sie von der Hand Gottes kam, um seine Geduld auf die Probe zu stellen. Seine Unterwerfung sollte ihren Lohn finden. Als er auf dem Rückwege an das Coliseum kam, sagte ihm eine innere Stimme, daß er in wenigen Stunden die Schwierigkeit überwinden werde. In demselben Augenblicke begegnete er dem Pater Franciscus Propheta, seinem Freund und Genossen, welcher ihn bat, sich keinen Kummer über das zu machen, was geschehen sei, denn vor Sonnenuntergang werde Alles in der Reihe sein. Dies

war eine Eingebung, die ihm Gott um des frommen Jünglings willen gewährt hatte. Als er an das Spital von Sanct Johannes für die Unheilbaren kam, wo er wohnte, traf er einen Priester aus seiner Diöcese, der auf ihn wartete. Der gute Pater war über das Mißgeschick des Camillus tief betrübt, und ging sofort mit einem anderen Priester zu dem Notar des Cardinals und bezeugte eidlich die Echtheit seines Entlassungsscheines. Man ließ diesen darauf rufen und nahm ihn in den Priesterstand auf; dies erfüllte ihn mit einer Freude, wie er sie niemals vorher empfunden hatte.

Im Jahre 1703 litt das Coliseum schwer von einem Erdbeben. Dieses Ereigniß ist ebenso erwähnenswerth in der Geschichte der Stadt, wie des Amphitheaters. Man hatte schon gegen Ende des Monats Januar zwei bis drei heftige Stöße verspürt, wodurch die Bewohner in große Bestürzung geriethen. Am 2. Februar hielt Clemens XI. in der Sixtina eine päpstliche Capelle zu Ehren Mariä Reinigung. Am Schlusse der Messe spürte man wieder zwei starke Erschütterungen, noch weit empfindlicher, als die früheren. Alle Prälaten in der Sixtina wurden in Schrecken versetzt; das Dach krachte, als wenn es auf den Papst und die Cardinäle herunterstürzen wollte; der Heilige Vater kniete zu Boden und alle Anwesenden schlossen sich dem Vater der Christenheit in stillem, ängstlichem Gebete für die Erhaltung der Stadt an. Den Glockenthurm von Sanct Augustin und den Obelisken auf der Piazza Navona sah man sich vorwärts neigen, als ob er im Begriffe stehe, zusammenzufallen, und in der Nachbarschaft stürzten mehrere Häuser ein. Als das krachende Getöse aufge-

hört und die Erschütterung, welche eine Wirkung des Stoßes zu sein schien, nachgelassen hatte, kehrte der Papst mit allen Cardinälen an das Grab der Apostel zurück, um Gott für ihre Rettung zu danken. Auf der Scala Regia begegnete ihm ein Pönitentiar der Basilika, der ihm abzurathen suchte, daß er in die Kirche ginge; denn man hatte den mächtigen Dom selbst hin und her schwanken sehen, so daß er jeden Augenblick auf ihre Köpfe zu stürzen drohte. Trotzdem ging der beherzte Papst in die Basilika, und betete über eine Stunde am Grab des hl. Petrus.

Am nächsten Nachmittage (3. Februar) um drei Uhr verspürte man den letzten und heftigsten Stoß. Es ging wie ein Donnerrollen durch die ganze Stadt; drei Bogen des Coliseums stürzten zusammen; alle Häuser wurden stark erschüttert und viele Leute durch die Heftigkeit des Stoßes zu Boden geschleudert.

Mitten in der Verwirrung verbreiteten einige gewissenlose Leute die Nachricht, daß dem Papste offenbart sei, die Stadt solle zerstört werden und das Volk dieselbe sogleich verlassen. Sie hatten Raub und Plünderung im Sinne. Die Nachricht gewann Verbreitung und es erfolgte nun eine schreckliche Scene. Männer, Weiber und Kinder eilten haufenweise zu den Thoren und trugen in den Armen, was sie von Werthsachen mitnehmen konnten; Mütter mit zarten Kindern an der Brust, schwache Greise auf den Schultern kräftiger Jünglinge, halb bekleidete Knaben und Mädchen rannten hinter ihren erschreckten Eltern her und suchten außerhalb der Stadt auf dem Felde Zuflucht. Allenthalben vernahm man Angst- und Schreckensrufe, als ob

der jüngste Tag angebrochen sei. Während die armen Leute in jener kalten Februarnacht zitternd in der offenen Campagna zubrachten und jeden Augenblick gewärtigten, daß ihre Wohnungen in Flammen aufgingen oder in der Tiefe versänken, plünderten Diebe ihre Häuser und luden Alles auf, dessen sie nur von Werth habhaft werden konnten. Am nächsten Morgen schickte der Papst seine Wächter an allen Zufluchtsplätzen herum und forderte die Bewohner auf, zurückzukehren, da die Nachricht falsch sei; er versicherte ihnen, sie brauchten sich wegen der Sicherheit der Stadt keine Sorgen mehr zu machen. Als die Ruhe wiederhergestellt war, feierte der Papst eine Danksagungsmesse in Santa Maria in Trastevere, und zog unbedeckten Hauptes mit der Procession nach der Basilika der Apostelfürsten. Dann verordnete er für die Dauer von hundert Jahren an der Vigil von Mariä Reinigung strenges Fasten zu beobachten. Dieses Gebot wurde im Jahre 1803 von Pius VII. erneuert und wird noch jetzt zum Andenken dieses großen Ereignisses andächtig beobachtet.

Etwa elf Jahre später war das Coliseum binnen Kurzem das Versteck für Diebe und Landstreicher, die sich bei Nacht in den dunkeln, düsteren Gängen seiner Bogen verbargen. Der ehrwürdige Angelo Paulo aus dem Carmeliterorden hatte gerade in der angrenzenden Sanct Clemensstraße ein Hospital errichtet, und war häufig Augenzeuge bei der Entweihung der altehrwürdigen Ruine. Von heiligem Eifer für die Ehre der Martyrer entflammt, wußte er sich 1714 die Genehmigung Clemens' XI. zu verschaffen und entfernte in Folge einer öffentlichen Subscription, bei welcher sich das rö-

mische Volk freigebig betheiligte, die Trümmer der zerfallenen Bogen, schloß die offenen Gänge und versperrte sogar die Haupteingänge durch hölzerne Thore, die bei Nacht verschlossen wurden, um den wilden Thieren und Böses planenden Menschen den freien Zugang zu wehren. Gegenwärtig findet sich von diesen Thoren keine Spur mehr.

Zunächst spielt das Amphitheater wieder eine Rolle unter der Regierung des großen Papstes Benedict XIV. im Jahre 1740.

Ein paar Jahre reichten hin, um die Schlagbäume wegzuräumen, welche eine Zeitlang die Entweihung der Ruine verhinderten. Der ehrwürdige Angelo Paulo war zu seiner ewigen Belohnung eingegangen, und mit dem Coliseum war es bald schlimmer, denn je, bestellt; es war die Wohnung der Schande und des Lasters geworden; stetig nahm das Uebel zu, aber ganz in der Stille und ohne daß die Behörden davon wußten. Endlich wurde das Verbrechen sein eigener Ankläger — ein schreckliches Trauerspiel enthüllte die Scenen, welche sich nach der Dunkelheit im Coliseum abspielten.

Ein heiliger Mann, Francesco Parigino, der ein Einsiedlerleben führen wollte, zog sich in die ruhigen Corridore des Amphitheaters zurück, und übernahm mit Erlaubniß der Behörden die Bewachung der kleinen Capelle, die im zweiten Stockwerke unserer schmerzhaften Mutter geweiht war. Er hatte sich noch nicht lange in seiner Zurückgezogenheit aufgehalten, als in der Stille der Nacht seine Einsamkeit durch den Ton menschlicher Stimmen unten in den Logen gestört wurde. Der Lärm wurde stärker und er verstand jedes Wort, welches ge=

sprochen wurde. Man kann sich seinen Schrecken vorstellen, als er eine heisere, rauhe Stimme deutlich sagen hörte: „Ich bringe dich um, wenn du nicht Alles thust, was ich will.“ Dann drang das laute, gelle Geschrei eines Weibes durch die stille Ruine. Sich Gott befehlend, eilte er beherzt hinzu, um gegen Mörderhand Hülfe zu bringen. Aber als er die Stelle erreichte, von wo der Ton erschallte, war Alles stille, wie der Tod, und mit lautpochendem Herzen tappte er durch die düsteren Bogen zurück. Es war mitten im Winter und nicht einmal ein vereinzelter Mondstrahl brach durch die Finsterniß. Er hielt stille, um nur ein menschliches Wesen athmen zu hören, aber der Wind wehte scharf und seufzte traurig durch die nicht geheure Ruine. Zuletzt hörte er zitternd und entsetzt ein Geräusch neben sich. Bevor er Zeit fand, ein Wort zu sprechen oder sich zu bewegen, ergriff ihn eine feste, rauhe Hand an der Gurgel und warf ihn mit einem Messerstich zu Boden.

Als der Morgen dämmerte, kam der arme Einsiedler wieder zur Besinnung. Er lag in einer Blutlache, die aus sieben Stiletwunden geflossen. Die erste Wunde hatte ihm das Bewußtsein geraubt, so daß er den Schmerz der übrigen nicht spürte. Seine erste Handlung war, daß er Gott für seine Rettung dankte. Keine Freundeshand war in der Nähe, um ihm bis zu seiner kleinen Capelle zu helfen; denn er wollte seine Wunden seiner theuren Mutter aufopfern, deren Bild er so eifrig verehrte. Nach vielen Mühen und Schmerzen und indem er in Folge seiner Schwäche mehrmals fiel, erreichte er seine geliebte Capelle. Mit tiefer Inbrunst betete er um die Gnade, den Willen Gottes zu thun.

Während er nun, so gut er konnte, vor dem Altar der Madonna kniete, fühlte er, wie sich plötzlich eine Umwandlung an ihm vollzog; der Schmerz verließ seine Wunden, und es kam ihm vor, als streiche man eine köstliche Salbe darüber; er war geheilt. Stundenlange fielen seine Thränen der Freude, Ueberraschung und Dankbarkeit auf den Ziegelboden des Kirchleins. Sein Herz ging über von jener inneren Wonne und Ruhe, die alle Begriffe übersteigt, und er vermochte nur auszurufen: „O meine gute Mutter! o meine gute Mutter!"

Es liegt in den Rathschlüssen des Allmächtigen, daß Er aus dem Bösen Gutes ersprießen läßt. Das Gerücht von dem Mordversuche und der wunderbaren Heilung verbreitete sich überall und zahlreiche Schaaren kamen aus Andacht oder Neugierde dahin, um den Eremiten und seine Madonna zu sehen. Eines Tages besuchte auch Benedict XIV. das Coliseum, um zu dessen Martyrern zu beten, für welche er eine innige Verehrung bethätigte. Er ließ den armen Einsiedler rufen, und vernahm aus seinem Munde Alles, was vorgefallen war. Der eifrige Papst war von einem heiligen Eifer beseelt, den ehrwürdigen Bau vor weiterer Verunehrung zu beschützen. Er befahl dem Gouverneur der Stadt, ein Edict zu erlassen, welches Denjenigen mit Galeeren und Verbannung drohte, die zur Nachtzeit in diesen Verstecken betroffen würden. Man unternahm auf seine Kosten große Reparaturen; die Capelle wurde renovirt, an Stelle der dort vorhandenen Kreuzstation eine neue in größerem Maßstabe errichtet, und so zur Verehrung und Hochhaltung der berühmten Ruine ein Anstoß ge-

geben, der bis auf diesen Tag nachgehalten hat. Bei dieser Gelegenheit trat die Bruderschaft der Liebhaber Jesu und Mariä auf dem Calvarienberge in's Leben. Jeden Freitag Nachmittag ziehen sie in Processionen aus ihrem kleinen Kirchlein auf dem Forum in das Coliseum; dort predigt ein Franciscanermönch über das Leiden Christi und trotz Nässe, Hitze oder Kälte verrichten die frommen Mitglieder ihre schöne Stationsandacht. Der große Sanct Leonard von Porto Maurizio war der Prediger, welcher diese Andachten eröffnete, und das Feuer seiner Beredsamkeit und Liebe scheint in den demüthigen Mönchen fortzuwirken, die in seine Fußstapfen getreten sind; denn es gibt keine so aufrichtige oder so beliebte Andacht bei dem römischen Volke, als die heiligen Stationen im Coliseum an den Freitagabenden. Aus allen Theilen der Stadt finden sich fromme Seelen ein, und ihre Sammlung und Frömmigkeit, wenn sie in dem groben Leinen der Bruderschaft barhäuptig auf der sandigen Arena knieen, erregen sogar die Achtung und Ehrfurcht des leichtfertigen Fremden, der sie erst verspotten und auslachen wollte. Ihre Gedanken, die bei den Gladiatorengefechten und dem Toben gegen die Christen und gegen das Kreuz verweilten, sehen jetzt das Kreuz auf derselben Stelle von den Christen selbst im Triumphe getragen. Konnte unserm Herrn und Heilande eine angenehmere Sühne für die Beleidigungen zu Theil werden, die Er in dem Coliseum erfuhr, als die demüthige Verehrung jener frommen Seelen vor Seinem Kreuze der Erlösung?

Um das Jahr 1775 nahm ein anderer erwähnens=

werther Einsiedler Besitz von der Capelle im zweiten Stockwerke. Es war ein Franzose, welcher allen weltlichen Besitz dahingegeben hatte, um unseren Herrn in evangelischer Armuth nachzuahmen. Dieser heilige Mann verbrachte im Coliseum manche Nacht schlaflos im Gebete. Oft erfüllte der göttliche Geist seine Seele mit Freuden, die der ringsum schlafenden Welt unbekannt waren; für ihn gab es in der einsamen Ruine weder Dunkelheit noch Stille; der Glanz der Engel, die ihm Gesellschaft leisteten, war heller, als der blendende Schein der Mittagssonne; die Musik der himmlischen Chöre, die er so oft in der Verzückung gehört, ergoß sich in himmlischer Harmonie durch die kalten, bleichen Bogen dieses verlassenen Denkmals der Vergangenheit, welches ihm zum Aufenthalte diente. Als dieser arme Einsiedler des Coliseums seine reine Seele in die Hände Gottes zurückgegeben hatte, verkündeten tausend Stimmen durch die Stadt, ein Heiliger sei gestorben. Die öffentliche Meinung hatte ihn ohne Weiteres in das Verzeichniß der Heiligen aufgenommen, und zahllose Wunder bewiesen, daß der Himmel dieses Urtheil bestätigt. Einige Jahre später erklärte ihn die unfehlbare Stimme des heiligen Stuhles selig; zu den letzten, wenn auch nicht den geringsten unter den berühmten Namen, welche die lange Reihenfolge von Roms Geisteshelden zieren, zählt auch Benedict Joseph Labre, der Einsiedler des Coliseums.

Die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, so stürmisch und ereignißreich für alle Völker unseres Welttheils, zog wie eine stille Woge über das Coliseum hin. Mit Ausnahme zeitweiliger Reparaturen seitens der vier letzten Päpste und der stetig wachsenden Andacht und

Verehrung des Volkes, ist nichts zu erwähnen. Die ungeheueren Strebepfeiler, die Pius VII. nach der Seite von St. Johannes vom Lateran errichtet hatte, sind eine glänzende Probe neuerer Maurerarbeit. Hier fesselt besonders in den letzten Bogen der äußeren Mauer eine ganz künstlerische Erscheinung die Aufmerksamkeit des Fremden. Der Schlußstein des einen Bogens scheint vollständig in die neue stützende Ziegelmauer zu fallen; rings herum sind die mächtigen Travertinblöcke von gähnenden Rissen gespalten; die ganze Ruine scheint im Begriffe zu wanken und beim ersten Windstoße in tausend Stücke zu zerfallen und doch ist dies der sicherste Theil der Ruine.

Unser glorreicher Pius IX. hat unter allen Drangsalen die ehrwürdige Ruine nicht vergessen, die durch so viele Jahrhunderte die Spuren der väterlichen Fürsorge des hl. Stuhles trägt. Unter der geschickten Oberaufsicht Canina's wurden viele der inneren Bogen, welche einzustürzen drohten, befestigt und scheinen jetzt den Stürmen der Zeit für eine Reihe Jahrhunderte Widerstand zu leisten.

Während der Revolution, die Rom im Jahre 1848 heimsuchte, hatte auch das Coliseum seinen Antheil an der Entweihung und dem Frevel, welche den Papst von seinem Throne verdrängten. Ein abgefallener Priester maßte sich die Kanzel der Franciscanermönche an, und statt einer rührenden Ansprache über die Liebe und das Leiden des Gekreuzigten, wartete er einem fanatischen Pöbel mit einer Fluth von Lästerungen auf, die alles Heilige in Zeit und Ewigkeit beschmutzten.

Von dem gefallenen Gavazzi angeführt, ließ der

undankbare römische Pöbel im alten Coliseum wieder jenen furchtbaren Ruf erschallen, der so oft dessen Fundamente erschüttert, wann seine heidnischen Vorfahren dasselbe füllten: „Nieder mit dem Papste! Tod allen Tyrannen!“ Diese und ähnliche damals übliche Redensarten waren nur eine neue Form jener Gotteslästerungen, die in den ersten Jahrhunderten die bösen Geister so sehr erfreut hatten; sie zielten ganz auf das Gleiche hin, nämlich das Verderben der Seele und die Vernichtung des Christenthums. Aber jene Macht, die sich in Pius IX. vereinigt und von Alters her in tausend Kämpfen mit den Mächten der Finsterniß auf derselben Arena des Coliseums triumphirt hat, sie hat der Feinde in ihrer Verblendung gelacht, ja gelacht, auch bei ihrem furchbaren Uebergange zum ewigen Gerichte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Mit Bedauern sehen wir uns am letzten Kapitel dieses kleinen Buches angelangt. Es beschleicht uns ein Gefühl, als müßten wir einen alten Freund verlassen. Die Stunden, welche wir gelegentlich der Schilderung dieser großen Ruine gewidmet haben, deren Geschichte wir in diesen Blättern nur skizziren konnten, werden uns noch in späten Jahren die angenehmsten Erinnerungen und reichen Stoff für die Betrachtung liefern. Noch einige Wochen, und es werden uns tausende von Meilen tren=

nen; der salzige Ocean wird seine nimmer rastende Fluth zwischen uns und jenem großen Denkmale rollen, in dessen Arena wir voll Entzücken gestanden; aber das Gedächtniß wird uns oft im Geiste zu diesen alten Mauern zurückführen. Für Manchen liegt in den epheu-umrankten Ruinen des Alterthums Poesie, Beredsamkeit und Philosophie verborgen; obgleich man nichts mehr von ihnen erkennen kann, als daß sie die zerbröckelnden Mauern eines Castells, einer Abtei oder Kirche sind, so haben sie noch immer ihre Anziehungskraft; die Phantasie bekleidet sie mit allen Reizen der Kunst und Romantik. Der thätige Geist sammelt die Erzählungen menschlicher Wechselfälle; Schlachten und Morde, Thaten des Muthes und Verbrechens müssen sie umweben, und so hüllt die schöpferische Einbildungskraft das unbedeutendste Denkmal des Alterthums in dichterische Pracht. Aber das alte Amphitheater ist eine Ruine, die nicht der Beihülfe der Phantasie bedarf, sie nach Umfang und Bedeutung zu vergrößern. Ihre Ausdehnung und Pracht bildet noch in ihrem jetzigen Bestande, nach der Erschütterung und Zerstörung von Jahrhunderten, ein großartigeres und vollkommeneres Gemälde, als sich die Phantasie je ein Schloß in den Wolken bauen mochte. Keine Einbildung, keine Dichtung dürfte eine merkwürdigere Geschichte erfinden. Die größten Wunder in der alten Geschichte, Scenen der Liebe, der Tapferkeit, des Verbrechens und der Grausamkeit bilden einen Roman von schrecklicher Wirklichkeit, welcher das Coliseum mit einem Interesse und einer Ehrfurcht umgibt, wie sie keine andere Ruine in der Welt hervorruft.

Römisch in seinem Ursprunge, orientalisch in seinen Größenverhältnissen, griechisch in seiner Bauart, jüdisch in den Arbeitern, die es bauten, kosmopolitisch in seinen Schauspielen, wo Menschen und Thiere aus allen Himmelsstrichen auftraten, und christlich in dem Blute, das es während dreier Jahrhunderte heiligte, war es das Theater der blutigsten und grausamsten Vergnügungen und der Tempel der heldenmüthigsten Tugenden. Im Verlaufe der Zeiten wußte es sich den jedesmaligen Anforderungen anzupassen. Einmal eine Festung, jetzt ein Kloster, dann ein Spital, eine Arena oder ein Circus für Stiergefechte und Lanzenstechen; ein Steinbruch, der das Material für die aufwandreichsten Bauten liefert; eine Fabrik, ein Versteck von Räubern und zuletzt ein Heiligthum, eine Capelle, zu welcher Pilger von den fernsten Enden der Erde wallen. So fassen wir mit kurzen Worten seine außerordentlich anregende Geschichte zusammen. Nach Jahrhunderten der Schande und Grausamkeit ist es jetzt der geheiligte Tempel, worin man das Gesetz der Selbstverleugnung und Versöhnung predigt.

Die Wiedergeburt Rom's zeichnet sich herrlich in den Schicksalen seiner größten heidnischen Monumente ab: das Pantheon, dereinst der Mittelpunkt aller Verirrungen des Götzendienstes, ist jetzt der Tempel aller christlichen Tugenden. An Stelle des Juppitertempels auf dem Capitol, dem Höhepunkt römischer Weltherrschaft, steht jetzt die Kirche Ara Cäli — die Kirche zur Krippe der Erniedrigung des Gottmenschen, der Verachtung aller irdischen Größe. Der Palast der Cäsaren, woselbst sich alle Reichthümer der Welt anhäuften, ist

zu einigen epheubedeckten Mauern herabgesunken, welche eine Heimstätte freiwilliger Armuth schützen, die mitten aus den Trümmern des Goldenen Hauses erstand, und das Coliseum, der Schauplatz der Furien und Leidenschaften, wird unter den schützenden Fittigen der Religion ein Denkmal, das dem Kreuze, der Selbstverleugnung und Erniedrigung geweiht ist, die wir auf dem schmerzhaften Wege zum Calvarienberge lernen.

Es erübrigt jetzt, das Coliseum im Mondesscheine zu betrachten. Die Wirkung ist wahrhaft überwältigend. Die Franzosen haben den Mond so schön die Sonne der Ruinen genannt. Seine sanften, weichen Strahlen geben allen alten Mauern ein phantastisches Dasein; aber es ist kein Denkmal des Alterthums, bei welchem das widerstrahlende Licht so herrlich wirkt, als bei dieser Ruine. Die Römer ziehen die Zeit vor, wo der Mond sich zwischen Frascati und Monte Porzio erhebt, so daß sie den ganzen Glanz seines silbernen Lichtes über den vollkommensten Theil des unermeßlichen Baues niedergegossen sehen. Die zerbrochenen Bogen und die vereinzelten Bruchstücke nehmen bei dem zauberhaften Einflusse Phöbe's die Gestalt von Schlössern, Tempeln und Triumphbogen an, die sich in feenhaftem Glanze übereinander bis zum Himmel thürmen. Mächtige Mauern scheinen entzwei gespalten und neigen sich förmlich über ihren Schwerpunkt hinaus, wie die schiefen Thürme zu Pisa und Bologna, die in der Luft hängen und jeden Augenblick zusammenzustürzen drohen. Hier nimmt eine zerbrochene, eingestürzte Säule die Gestalt eines sterbenden Gladiators oder eines gemarterten Christen an. Dort erinnert ein in den Trümmern halbverbranntes Karnieß

an eine Löwin, die sich zum Sprunge gegen einen Tiger oder Bären anschickt; hier wiederum gleicht ein Erdhaufen, von einigen zerstreuten Strahlen erleuchtet, die sich durch die Spalten in der großen Mauer stehlen, einem riesigen Elephanten, welcher auf Befehl der Wärter seine Kunststücke machen will; die Pflanzen und Blüthen, welche alle Theile der Ruine bedecken und sich im sanften Winde hin und her bewegen, erinnern uns an die unruhigen Massen, welche dereinst diese vereinsamten Bänke füllten.

Aber wir sind in unseren Gedanken völlig auf das Gebiet der Dichter hinübergeschweift. Das Coliseum beim Mondschein ist ein den Musen geheiligter Ort. Kalt und geschmacklos ist die Prosa des Geschichtschreibers im Vergleich zu den erhabenen Versen eines Byron und Monckton Milnes. Wir wollen aus jedem dieser beiden Dichter eine Probe geben. Möge die Schönheit und Gewalt ihrer begabten Federn dieser letzten Seite unserer tragischen Schilderungen den Reiz einer Verwandlungsscene leihen; möge der Leser in der freudigen Erhebung des Gefühls, welche die Lectüre dieser erhabenen und beredten Verse der unsterblichen Todten gewährt, die Mangelhaftigkeit der Feder vergessen, welche jetzt ihr Werk der Liebe schließt.

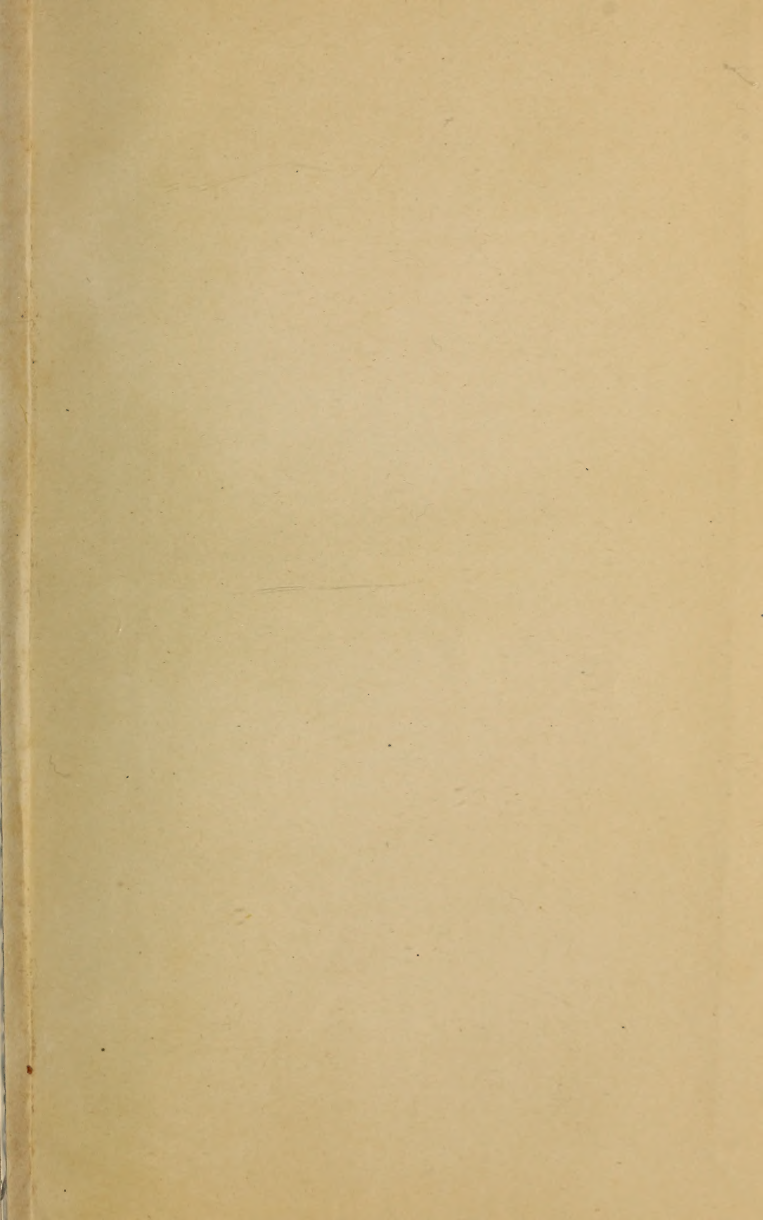
Solch' eine Nacht gedenkt mir noch
Lebendig aus der Jugend Wanderzeit.
Im Coliseum war's, um mich das Schönste,
Was vom allmächt'gen Rom noch übrig war;
Um die zerbroch'nen Bogen wuchsen Bäume
Und warfen in die blaue Nacht den Schatten,
Die Sterne blickten durch der Trümmer Spalten.

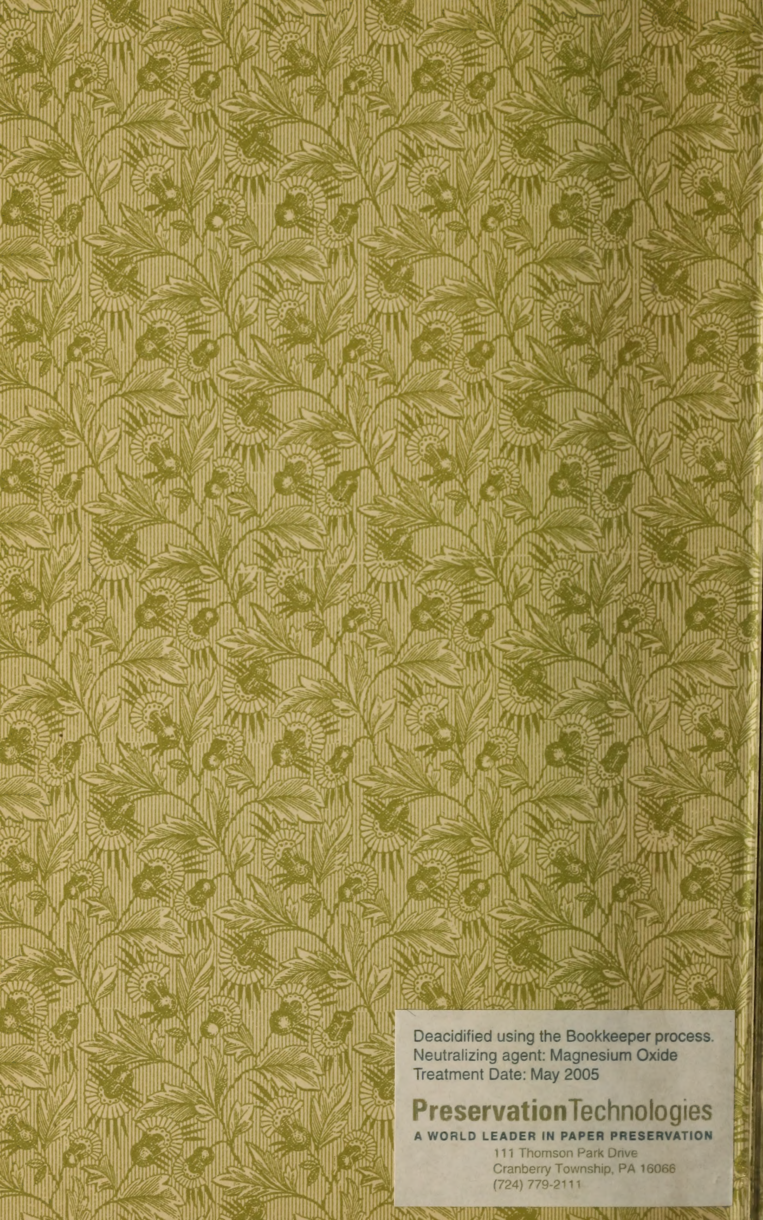
Ein Wachthund bellt' jenseits des Tiber fern,
Und näher von dem alten Kaiserschlosse drang
Der Eulen langer Schrei; drein mischte sich
Der fernen Wache launiger Gesang
Und weht' und starb im sanften Wind dahin.
Cypressen über'm alten Bruchwerk grenzten
Den Horizont — in Bogenschusses Weite
Einstmals des Kaisers Wohnung, jetzt ein Hain,
In dem der nächt'ge Vogel klanglos haust.
Er drängt sich durch die umgestürzten Zinnen
Und schlägt die Wurzeln in die Kaiserherde
Und Epheu rankt sich, wo einst Lorbeer wuchs.
Noch steht der Fechter blut'ger Circus edel
In der zerfallenden Vollendung da;
Doch hin in namenlosen Schutt versank
Der Kaiser Burg, die Halle des August.
Du aber, stiller Wandler Mond, du schienest,
Warfst deine milden, breiten Strahlen drauf,
Und sänftigtest den grauen, rauhen Ernst
Der Trümmerhügel, fülltest auch die Lücke
Der Zeit und riefst Jahrhunderte zurück.
Du ließest schön, was schön; gabst Reize dem,
Was reizlos war. So ward zum Heiligthum
Die Stätte, und in schweigende Verehrung
Der alten Größe goß das Herz sich, beugte
Den Todten sich, den Herrschern, die vom Grabe noch
Bewält'gen unsern Geist.

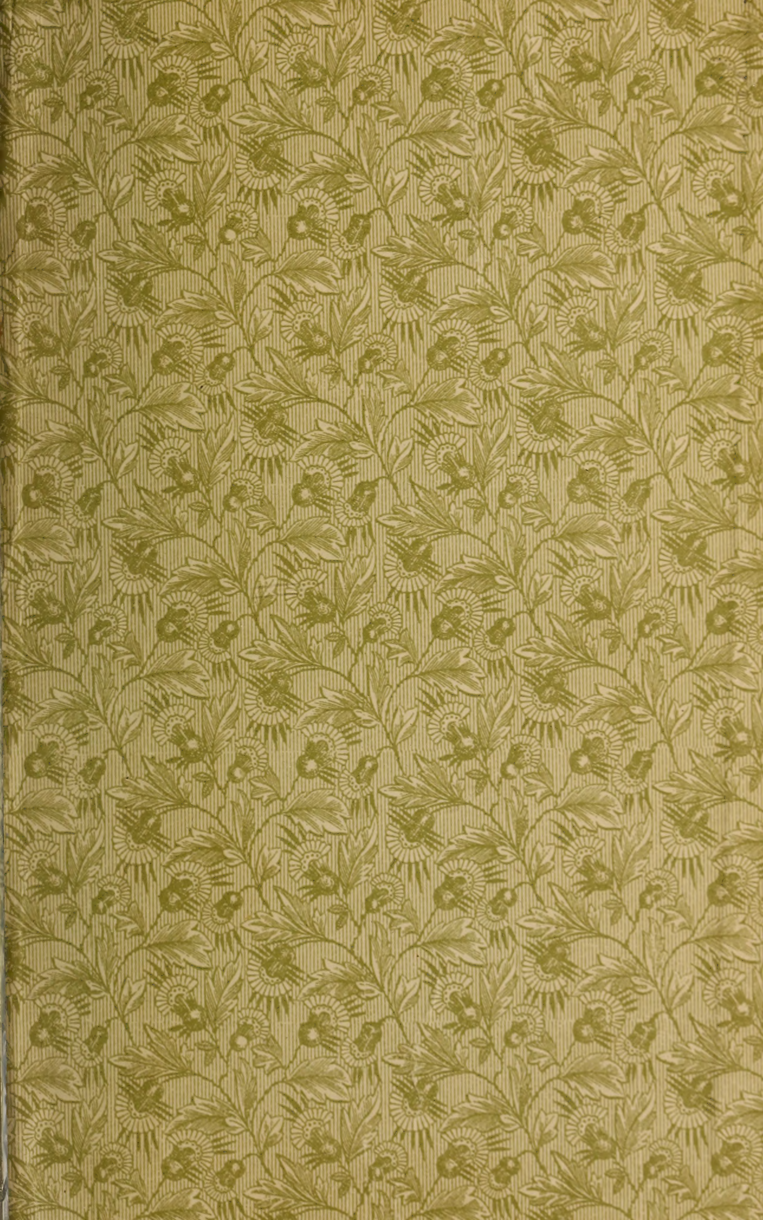
Byron, Manfred, dritten Aufzugs vierte Scene.

In einer Nacht, wie nur des Südens Flur
Sie schaut, so reich und voll, im Mondesglanze,
Stand ich in jenes Circus weitem Raum,
Der trotz der Zeiten nagender Zerstörung
Noch unvermindert seine Schatten wirft —
Ein Bild der Schwäche und der Kraft des Menschen —

Zu jener Stunde, wo sich riesengroß
Das Große zeigt, wo der Verödung Spuren
Noch öder grinsen, wo kein Laut sich regt.
Ich dacht' nicht aller der Besucherschaaren
Die tosend einst im Innern sich gedrängt,
Der blutgewohnten Menge, die jetzt modert,
Auf deren Grab den Fuß setzt' manch' Geschlecht.
Doch wo bleibt er, der damals kühn verwegen
In seiner Rüstung von gedieg'nem Gold
Das Auge blendet' bei der Sonne Strahlen,
Deß' colossales Bild dem stolzen Werk
Den Namen hat geliehn? Weg von der Erde
Verschwand das Blendwerk, nur sein Fußgestell
Gibt Kunde der dahin gesunk'nen Größe.
Ist dies das Wunder der Cäsarenmacht,
Ihr Schützling, welcher rettungslos dem Tode
Verfallen ist? Und Rom, es lebt? Wach' auf,
Du schwache, verwaiste Mutter, nimm das schnöde
Geschenk des Schicksals, laß verlängern dir
Ein unnatürlich, nie geträumtes Leben.
In deiner grünen Oede ständ' fürwahr
Alt Tadmor besser, als im Sand der Wüste,
Mit seinen Palmen, jene Todtenstadt!
Ein Grab, an das des Lebens Klänge schlagen,
Bleibt stets ein Grab. — Vom schuttbedeckten Grund,
Der die Ruine trägt, das Auge hebend,
Gewahr' ich durch das Grün lang hingestreckt
Des Kreuzes Schatten, das, schmucklos gezimmert
Aus rohem Holz, das demuthsvolle Haupt
So grad' und fest erhebt zwischen Ruinen,
Mitten im Tod des Lebens Hort; jetzo
Wußt' ich das Räthsel von der ew'gen Roma.








LIBRARY OF CONGRESS
0 014 036 799 0